Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſten Bandes Erſtes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1820.

Digitized by Google

Digitized by Google

An

Se. Durchlaucht

Herrn Fürsten von Hardenberg,

Königlich Preußischen Staatskanzler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Durchlauchtigster Fürst!

Hochgebietender Herr Staatskanzler!

Ew. Durchlaucht haben geruhet, meine Vorschläge zur Förderung der Indischen Sprachkunde in Deutschland zu genehmigen, die Mittel zu deren Ausführung zu sichern, und mir die Besorgung der erfoderlichen Anstalten aufzutragen.

Das mir hiedurch bewiesene ehrenvolle Zutrauen hat nicht nur meinen Eifer, sondern auch meine Kräfte verdoppelt, und ich darf daher wohl ein erwünschtes Gelingen hoffen.

Der Nutzen, der aus dem einheimischen Anbau eines neuen, für weltgeschichtliche und philosophische Forschung

Digitized by Google

so wichtigen Feldes der Gelehrsamkeit erwachsen kann, für Deutschland überhaupt, und insbesondere für die kaum gestiftete, aber durch eine wahrhaft königliche Anlage, und durch die Berufung so vieler ausgezeichneten Männer schon blühende und berühmte Lehranstalt, welcher ich anzugehören die Ehre habe: dieser Nutzen wird ganz die Schöpfung Ew. Durchlaucht seyn.

Mich selbst betrachte ich hiebey nur als Werkzeug, und schätze mich glücklich, wenn ich die schwierige Bahn ebnen, mitlebenden und künftigen Denkern den Zugang zu den schriftlichen Denkmalen der Asiatischen Vorwelt

Digitized by Google

erleichtern kann. In so fern jedoch die Ergebnisse meiner eignen Forschungen einigen Werth haben mögen, sind sie das Eigenthum des erlauchten Gönners, der meine wissenschaftliche Neigung zu meinem Berufe gemacht hat. Aber sie Ew. Durchlaucht öffentlich, mit dem Ausdrucke meiner innigsten Dankbarkeit und Verehrung, zueignen zu dürfen, dieß gewährt meinem Gefühle eine unschätzbare Befriedigung.

Möge der steigende Flor der Wissenschaften und schönen Künste in den Preußischen Staaten, ein angestammter Ruhm dieser Monarchie, noch in einer fernen Zukunft

Digitized by Google

von dem überschauenden Blick und der belebenden Fürsorge Ew. Durchlaucht zeugen!

Ich verharre in tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

August Wilhelm von Schlegel.

Digitized by Google

Vorrede.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, theils das bisher bekannte im Fache der Indischen Litteratur und Alterthumskunde zusammenzustellen, zu prüfen und, wo es nöthig, zu berichtigen; theils das neue, das in Europa oder in Indien selbst ans Licht gefördert werden mag, allgemeiner bekannt zu machen.

Für ein Gebiet des Forschens, wo alles noch im Werden begriffen ist, wo man den Umfang und die Gränzen des Gegenstandes noch nicht einmal deutlich überschaut, wo noch manche Entdeckungen gemacht werden müssen, ehe man zu einiger Vollständigkeit gelangen kann, und wo solche Entdeckungen täglich zu erwarten sind, schien mir die Form einer Zeitschrift vorzüglich angemessen. Wenn meine Unternehmung Beyfall findet, so hoffe ich, soll nach einigen Jahren ein Repertorium daraus erwachsen, in dessen Berichten man den Punkt, von welchem wir ausgingen, das während dieser Zeit

geleistete, und was noch zu leisten übrig bleibt, übersehen wird.

In einer Zeitschrift können auch einzelne Bemerkungen, vorläufige Andeutungen, Fragen und Zweifel, oder versuchte Auflösungen von Fragen und Zweifeln eine Stelle finden, welche die Untersuchung in mancherley Richtungen anzuregen dienen, deren Mittheilung aber vielleicht ganz versäumt würde, wenn sie auf die Ausarbeitung eines ausführlichen, und die Gegenstände methodisch umfassenden Werkes warten sollte.

Ich bin nicht bloß Herausgeber, sondern auch Verfasser der Indischen Bibliothek; ich habe für jetzt keinen Mitarbeiter, und will versuchen, wie weit ich mit meinen eignen Kräften den billigen Erwartungen des Publikums entsprechen kann. Sollte sich in der Folge ein in gleichen Forschungen begriffener Gelehrter zur Herausgabe mit mir vereinigen, so werde ich es im voraus anzeigen; bis dahin bin ich für alles verantwortlich, was nicht als ein fremder Beytrag ausdrücklich bezeichnet wird.

Wiewohl mein Augenmerk zwar eigentlich auf die Vorzeit Indiens gerichtet ist, so werde ich mich doch häufig mit dem heutigen Indien zu beschäftigen haben, in so fern die genauere Kenntniß der Geographie und Naturgeschichte des Landes zum Verständniß der alten

Digitized by Google

Schriften dient, und in so fern der gegenwärtige gesellige, religiöse und politische Zustand entweder noch ein treues Bild des vormaligen darstellt, oder darauf zurückschließen läßt.

Die alten Denkmale der Baukunst und Bildnerey, welche die diesseitige Halbinsel aufzuweisen hat, sind vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach vollständig bekannt: geschweige denn, daß man von allen genaue Beschreibungen und charakteristisch treue Abbildungen hätte. Die Bestimmung ihres Zeitalters, wofern sie durch innere oder äußere Gründe möglich wird, ihre Deutung, ihre Beurtheilung in künstlerischer Hinsicht, endlich die Frage über die Originalität der Indischen Kunst überhaupt: dieß alles ist von der größten Wichtigkeit für die Beleuchtung des Alterthums, und gehört daher wesentlich mit zu meinem Plan. Auch die Bildwerke der neueren Zeit haben einen archäologischen Werth, weil sie, insbesondre bey der Darstellung geheiligter Gegenstände, immerfort nach alten Mustern ausgearbeitet werden.

Zwischen dem Indus und Ganges liegt ein weites und herrliches Gebiet, dessen Mannichfaltigkeit für die Betrachtung unerschöpflich ist. Dennoch werde ich mich nicht ausschließend darauf beschränken; im Wesen meiner Untersuchungen liegt die Nöthigung, von dorther den

Blick nach allen Seiten hinaus zu wenden, um die Berührungspunkte der Indischen Vorwelt mit den Geschichten und Ueberlieferungen andrer Völker nachzuweisen oder auszumitteln. Die Einflüsse, welche von der diesseitigen Halbinsel, der Heimat des Sanskrit, über die jenseitige Halbinsel, die gegen über liegenden Inseln, Tibet und das ganze östliche Asien sich verbreitet haben, liegen am Tage. Der Zusammenhang der alten priesterlichen Lehre und Verfassung Indiens mit der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt ist, in Hinsicht der Zeit, der Weise und der Richtung, worin die Mittheilungen erfolgt seyn mögen, weit räthselhafter, gleichwohl sehr wahrscheinlich, ja durch so viele auffallende Uebereinstimmungen wird er fast unläugbar. Nach den hierüber bereits in Umlauf gesetzten Ansichten und Begriffen kann es die Leser nicht befremden, daß in dieser Zeitschrift häufig von Aegypten, von Medien und Persien, von dem gesamten Vorder-Asien, zuweilen auch von Griechenland, von den Etruskern und übrigen Italischen Völkerschaften, endlich von Germanien und Scandinavien die Rede seyn wird.

Vornämlich werde ich es mir angelegen seyn lassen, die Zeugnisse der Griechen, der Römer und der Byzantiner über Indien mit unsrer heutigen Kenntniß des Landes und der Sprache, und den Aussagen der einheimischen Vorzeit zu vergleichen, dadurch ihren Sinn

aufzuklären, ihre Wahrheit zu bestätigen, oder die eingemischten Irrthümer darzuthun.

Die des Sanskrit kundigen Leser, die ich jetzt schon in Deutschland, ja in Europa zu finden hoffen darf, würden sich sehr bald aufzählen lassen. Diese wenigen werde ich mich bemühen, durch die strengste Genauigkeit zu befriedigen, wo es auf Auslegung und Sprachkritik ankommt. Hauptsächlich aber geht mein Bestreben dahin, die Theilnahme gebildeter Leser zu gewinnen, welche aller wahren Erweiterungen des geistigen Besitzes sich lebhaft erfreuen, ohne die philologischen Forschungen, wodurch dergleichen gewonnen werden, selbst abstellen zu wollen oder zu können. Ich werde daher Sorge tragen, daß solche Leser in jedem Hefte nur wenige Blätter zu überschlagen finden, der größte Theil des Raumes wird allgemein verständlicher Belehrung oder willkommner Unterhaltung gewidmet seyn.

Indessen darf es doch nicht vergessen werden, daß gründliche Sprachkunde immer die Grundlage aller zu hoffenden wahrhaft ersprießlichen Ergebnisse bleibt, und daß wir, sobald diese vernachläßigt wird, nur auf den Sand bauen. Es wird mir daher wohl vergönnt seyn, in dieser Hinsicht hier manches für eine, wie ich glaube, nicht sehr entfernte Zukunft niederzulegen, wo die Kennt-

Digitized by Google

niß des Sanskrit in Deutschland wenigstens nicht seltner seyn dürfte, als etwa die des Arabischen und Persischen.

Die Neigung denkender Gelehrten, welche sich durch keine Mühseligkeit abschrecken lassen, wo es auf Entdeckung der verborgenen Wahrheit ankommt, wie es deren in Deutschland so viele giebt; die Neigung, sage ich, durch Erlernung des Sanskrit an der reinsten Quelle Inner-Asiatischer Ueberlieferungen selbst zu schöpfen, hat sich bisher, wegen der Unzugänglichkeit dieser Quelle, nicht in ihrem ganzen Umfange kund geben können. Ich darf aber dem Deutschen Publicum eine hierin bevorstehende günstige Veränderung mit Zuversicht ankündigen.

Die Königlich Preußische Regierung hat mit der Freygebigkeit, womit sie gewohnt ist, alle Fortschritte der Wissenschaften aufzumuntern, thätig zu fördern und zu belohnen, die Kosten zur Anlegung einer Indischen Druckerey auf meinen Vorschlag bewilligt, und mir Befehl ertheilt, die Typen unter meiner Leitung verfertigen zu lassen. Vielleicht schon in Jahresfrist werden wir demnach anfangen können, Elementarbücher des Sanskrit und Indische Texte in Deutschland zu drucken.

Bis auf diesen Zeitpunkt verspare ich nun auch die Herausgabe einer von mir unternommenen grammatischen und etymologischen Sprachvergleichung zwischen dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, und den

Digitized by Google

verschiedenen alten Mundarten des deutschen Sprachstammes, der Gothischen, Angelsächsischen, Fränkischen, Isländischen, u. s. w. Die im vorigen Jahre angekündigte Abhandlung: De vsu linguae Brachmanum sacrae in causis linguae graecae et latinae indagandis, sollte nur einige Abschnitte des größeren Werkes enthalten, welche ich vorläufig den Philologen vorzulegen wünschte, weil ich nicht wußte, wie bald ich im Besitz der zum Druck des Ganzen nöthigen Typen seyn würde. Denn bey einem Werke dieser Art, wo es auf die wissenschaftlichste Genauigkeit ankommt, ist der ungelehrte Nothbehelf nicht zu dulden, daß man die Wörter aus Sprachen, die ihre eigenthümliche und ganz von unserm Alphabet abweichende Schrift haben, bloß mit Lateinischen Buchstaben ausdrückt.

Die ursprüngliche Verwandtschaft der oben genannten Sprachen, und einiger andern, wodurch sie sich, zusammengenommen, als Eine große Sprachfamilie ausweisen, und sich eben so bestimmt von andern Sprachgeschlechtern absondern, wird auf Glauben bereitwillig genug angenommen; ja diese merkwürdige Thatsache ist schon manchen Misdeutungen ausgesetzt gewesen, und hat nicht gehörig bewährte Folgerungen und Vermuthungen veranlaßt. Es ist Zeit, daß das unfruchtbare Staunen über einzelne herausgegriffene Aehnlichkeiten, und das

etymologiſche Herumtappen aufhöre, und daß durch eine ſyſtematiſche und vollſtändige Vergleichung, welche von dem innerſten Bau der Sprachen und den grammatiſchen Elementen ausgeht, jene Verwandtſchaft nach ihrem wahren Weſen, und den Graden ihrer Abſtufung ins Licht geſetzt werde. Weit entfernt, Beyſtimmung ohne Prüfung zu begehren, werde ich vielmehr die kritiſchen Zweifler auffodern, mit allen ihren Einwürfen hervorzutreten.

Wo uns die ſchriftlichen Zeugniſſe verlaſſen, zeugen noch die ſteinernen Denkmale, wo dieſe, die Sprachen von den alten Menſchengeſchlechtern. Die Geſchichte der Urwelt iſt nicht durch eine unüberſteigliche Kluft vor uns verſchloſſen: nur müſſen wir durch die rechte Pforte zu ihren Weihungen eingehn, und nicht auf Nebenwegen einen apokryphiſchen Beſitz erlangen wollen.

Bonn im Junius 1820.

Digitized by Google

I.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie.

Geschrieben im Sommer 1819.

(Dieser Aufsatz ist zuerst im 2ten Heft des Jahrbuchs der Preußischen Rhein-Universität erschienen, und seitdem zweymal ins Französische übersetzt, in der Bibliothèque universelle, und in der Revue encyclopédique. Da ich indessen nicht voraussetzen kann, daß er allen meinen Lesern in die Hände gekommen, so habe ich dennoch, wegen der darin enthaltenen allgemeinen Uebersicht, für zweckmäßig gehalten ihn hier voranzustellen.)

Auf nicht wenigen Gebieten der Forschung sind die Deutschen allen übrigen Völkern Europa's entschieden voraus; auf keinem werden sie es sich gefallen lassen, hinter ihren Nachbarn zurück zu bleiben. Es ist wahr, zum Gedeihen mancher Bestrebungen des menschlichen Geistes sind äußerliche Bedingungen erforderlich; man muß den Stoff des Wissens und die Werkzeuge zu dessen Verarbeitung in seiner Gewalt haben, und wenn man diese nur durch fremde Vermittlung überkommen kann, so ist man dabei in einer gewissen Abhängigkeit vom Auslande, wie es bei der Indischen Philologie wirklich

Digitized by Google

der Fall ist. Die Engländer, und jetzt beynahe sie allein, sind im Besitz des Indischen Handels nicht nur, so wie der natürlichen und Gewerbs-Reichthümer dieses mannichfaltig begabten Landes; sondern sie haben auch den Schlüssel zu dessen geistigen Schätzen, den schriftlichen und künstlerischen Denkmalen des Alterthums. Die Missionare ließen es sich zwar schon frühzeitig angelegen seyn, die heutigen Mundarten Indiens zu erlernen und erlernbar zu machen; zur Kenntniß des Sanskrit drangen sie nur selten und auf unvollkommene Weise hindurch. Ihre Mittel waren beschränkt, überdieß hatten sie mit dem Mistrauen der Brahmanen zu kämpfen, welche wohl einsahen, daß die christlichen Priester ihre alten heiligen Bücher nur zu kennen begehrten, um sie als ein Gewebe verderblicher Irrthümer zu widerlegen. Indessen haben die Missionare doch zuerst Handschriften sanskritischer Bücher nach Europa geschafft, wofür wir ihnen noch immer dankbar seyn müssen. Der Vorrath in Paris ist beträchtlich und sehr schätzbar; ich bin nicht genau unterrichtet, wieviel in der Propaganda sich finden mag. Allein diese Bücher lagen lange Zeit unbenutzt und beynahe so unzugänglich da, als die Aegyptischen Papyrus-Rollen. Seit einigen vierzig Jahren haben zwey Männer von ausgezeichnetem Geist, Warren Hastings und nach ihm Sir William Jones, sich das unsterbliche Verdienst erworben, die Bekanntschaft mit den Indischen Sprachen, den heutigen sowohl, als der gelehrten Ursprache, in einem umfassenderen Kreise zu fördern. Von Warren Hastings rühren die ersten Aufmunterungen her; Sir William Jones kam als ein vielgeübter Sprachkenner nach Indien: und wiewohl in höheren Geschäften dahin berufen, fand er dennoch Muße mit seinem eignen Beyspiele

vorzuleuchten. Die Fortschritte waren anfänglich langsam, weil unermeßliche Schwierigkeiten beseitigt werden mußten; sie beschleunigten sich aber in steigendem Verhältnisse, und jetzt geht es rasch vorwärts. Zuerst wurden Uebersetzungen geliefert, dann Elementarbücher, endlich Originaltexte. Das meiste zur Erlernung des Sanskrit dienliche ist in den letzten funfzehn Jahren erschienen.

Die Engländer sind bey dem Anbau und der Verbreitung der Indischen Sprachkunde auf einen großen politischen Zweck gerichtet. Sie haben ihre Europäischen Mitwerber entweder ganz aus Indien verdrängt, oder auf einen unbedeutenden Kreis beschränkt; kaufmännische Niederlassungen sind ihnen zu einem großen Reiche erwachsen; ihr Oberbefehlshaber ist an die Stelle des großen Mogols getreten, und handhabt diese Gewalt mit ganz anderm Nachdrucke als die letzten Herrscher jenes entthronten Stammes; von der auf hundert Millionen geschätzten Gesamt-Bevölkerung der diesseitigen Halbinsel gehorchen schon siebzig Millionen dem Brittischen Scepter, unmittelbar, oder mittelbar unter pflichtigen Fürsten; nicht einmal zu rechnen, daß ihre Obergewalt auch auf den Inseln des Indischen Oceans mehr und mehr um sich greift. Dieses mit der Weltherrschaft der Römer wetteifernde Reich streben sie nun fester zu gründen durch vorausseheude und vorbeugende Staatsklugheit; durch eine geordnete, der Willkühr möglichst entzogene Verwaltung; besonders aber durch Schonung der Denkart ihrer Unterthanen, und durch Entscheidung der Rechtshändel nach den einheimischen Gesetzen, welche jedem der untergebenen Völker vermöge seiner Religionsbegriffe für heilig gelten. Sie stellen daher nur

solche Beamten an, welche die Indischen Sitten und geselligen Verfassungen kennen. Diese Kenntniß ließe sich allenfalls aus übersetzten Büchern erwerben. Allein die Machthaber sollen nicht von treulosen oder ungeschickten Dollmetschern abhängen, sie sollen im Stande sein, ihre Untergebenen selbst zu hören und zu bescheiden: deswegen wird es jetzt den verwaltenden Behörden zur unerlaßlichen Bedingung gemacht, die Landessprachen zu wissen. Die heutigen Mundarten der verschiednen Landschaften sind aber sämtlich durch Einmischung des Persischen, des Arabischen und andrer Sprachen, aus dem Sanskrit entstanden. Auf dieses, als die gemeinsame Grundlage der Indischen Sprachkunde, ist man also ebenfalls zurückgeführt worden. Man hat Druckereyen angelegt, Lehranstalten in Asien und in Europa gestiftet, jene sind zum Theil mit Indischen Gelehrten besetzt, und Britten gehen bey Brahmanen in die Schule.

Alle obigen Zwecke und Antriebe liegen außer dem Bereich der Deutschen; dagegen werden die weltgeschichtlichen, philologischen und philosophischen Gesichtspunkte, die sich sogleich bey Betrachtung der Indischen Denkmale darbieten, sie um so lebendiger ansprechen. Denn die Forschungen, welche das Auge für dergleichen Aussichten in die unbekannte Vorwelt schärfen, sind in Deutschland vorzugsweise einheimisch, und auswärtige Gelehrte ahnden manche Begriffe noch nicht, womit der Deutsche schon vertraut geworden ist. Es ist hier nicht der Ort, umständlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebnisse die Kenntniß des Sanskrit und das Verständniß der darin abgefaßten alten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeschichte der Menschheit versprechen; welche schöpfe-

Digitized by Google

rische Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poesie, welche Tiefe und Klarheit geistiger Anschauung in ihrer Philosophie sich offenbart. Auch darf ich mich wohl auf die Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier von Friedrich von Schlegel berufen, worin alle jene Gesichtspunkte angedeutet sind.

Wenn die heilige Bibliothek des Osymandyas, durch ein Wunder erhalten, uns plötzlich aufgethan, wenn uns zugleich der Schlüssel zu den Hieroglyphen, der Buchstabenschrift und Sprache der alten Aegyptier verliehen würde; welch ein Wetteifer würde unter den denkenden Alterthumsforschern entstehen, die Ueberlieferungen einer weisen Vorwelt sich anzueignen, und dem heutigen Geschlecht mitzutheilen! Wir sind keinesweges gesonnen, die Wissenschaft und die geheimen Weihungen der Aegyptischen Priester herabzuwürdigen, aber wir behaupten dreist: hier ist mehr als die Bibliothek des Osymandyas! Der Gehalt der geheiligten und wissenschaftlichen Ueberlieferungen beyder Völker mochte ungefähr gleich seyn, ehe die Aegyptischen zerstört waren; die Anfänge der gesetzlichen Bildung beyder gehen in eine Vorzeit zurück, von welcher unsre Geschichte nichts zu berichten weiß: denn die uralte Aechtheit der Indischen Denkmale denken wir schon gegen die Angriffe einiger Engländer von befangener Gesinnung und verneinender oder starr behauptender Denkart durchzufechten. Aber die Form der Darstellung dürfte sich, wenn die Vergleichung angestellt werden könnte, weit vollkommener in den Indischen Schriften ausweisen, als in den Aegyptischen. Vermuthlich war die Sprache der alten Nil-Anwohner

ursprünglich eine arme und rohe Africanische Mundart, nur durch priesterliche Kunst, wie das Volk selbst, gezähmt, und zum Ausdruck höherer Begriffe gleichsam magisch umgestaltet. Die Indische Sprache hingegen gehört zu dem edelsten Stamme, und hat unter den ihr im Bau und Wesen verwandten Sprachen zugleich das ursprüngliche Gepräge am reinsten bewahrt, und die höchste in sich beschlossene Vollendung erreicht. Sie ist ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zusammenfassenden, einigenden Vermögens im menschlichen Geiste, kraft dessen Anschauung und Begriff sich gegenseitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens seinen Theilen vorangeht.

Als mein Bruder seit dem J. 1803 in Paris sich auf die Erlernung des Sanskrit wandte, da war es in der That ein herkulisches Unternehmen in dieser unbetretenen Wildniß sich einen Weg zu bahnen, und in seinen Umgebungen, in seiner Europäischen Entlegenheit von den Quellen des heiligen Stromes konnte er mit Recht sagen:

> Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
> Trita solo, iuvat integros accedere fontes.

Glücklicher Weise fand er einen früher am Ganges einheimisch gewordenen Wegweiser. Einige unvollkommene handschriftliche und gedruckte Versuche der Missionare ausgenommen, gab es damals fast noch gar keine Hülfsmittel; man mußte unmittelbar von den ersten Elementen der Sprache zur Lesung der Original-Handschriften fortgehen, welche, wie sich versteht, dem Ungeübten weit schwerer zu entziffern sind, als gedruckte Bücher. Was in Indien bald nachher geschah, kam langsam nach Europa, und konnte, bey dem damaligen gewaltsamen Zustande des festen

Digitized by Google

Landes, von England aus nicht mitgetheilt werden. In den wenigen seitdem verflossenen Jahren hat sich nun der Schauplatz ganz verwandelt. Die Zahl der Arbeiter ist bedeutend angewachsen, die Bemühungen haben sich vervielfältigt; was man kaum hoffen durfte, ist bereits geleistet worden. Hülfsmittel und Materialien sind im Vergleich mit dem früheren Zustande in ziemlicher Menge vorhanden; nur fehlt es großentheils noch an einer zweckmäßigen Verarbeitung, um die Sache, die ihrem Wesen nach immer sehr schwierig bleiben muß, so viel möglich zu erleichtern.

Dazu kommt nun als äußerliches Hinderniß der Umstand, daß fast alle bisher erschienenen Bücher in Indien gedruckt sind; daß nur eine einzige Buchhandlung in London (Black, Kingsbury, Parbury, und Allen) welche die Aufträge der Ostindischen Compagnie zu besorgen hat, den Bücherverkehr mit Asien treibt; und daß, wenn der geringe Vorrath, welchen man nach dem zu erwartenden Absatz nach Europa kommen läßt, erschöpft ist, die Bestellungen über den Ocean sehr weitläuftig und von zweifelhaftem Erfolge sind. Denn in Indien selbst scheinen die Auflagen mancher vor nicht vielen Jahren gedruckten Bücher schon erschöpft zu seyn. Ich habe weder Kosten noch Mühe gespart, um eine vollständige Sanskrit-Litteratur zusammen zu bringen; ich sehe mich im Besitz einer Sammlung dazu gehöriger Werke, dergleichen vermuthlich in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhanden ist: aber, ungeachtet der Verwendung einiger gelehrten Freunde in England, fehlen mir noch verschiedene wichtige Stücke.

Erst seit fünf Jahren habe ich angefangen, das

Sanskrit zu erlernen, und nur unter mancherley Unterbrechungen darin fortfahren können. In Paris konnte ich die Handschriften der königlichen Bibliothek, und die unvergleichliche, über die Litteratur, Geschichte und Geographie des gesamten Asiens mit seltener Vollständigkeit sich verbreitende Büchersammlung des Herrn Langlès benutzen, dessen gefällige Mittheilung seiner Kenntnisse und Vorräthe an auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann. Die gütigen Hülfleistungen meines vortrefflichen Freundes, Herrn von Chezy, Professors der Indischen Sprache am Collége de France, haben mir die ersten Schritte erleichtert. Mit Herrn Bopp, der sich schon durch eine sprachvergleichende Schrift vortheilhaft bekannt gemacht hat, und gegenwärtig mit Unterstützung der Königl. Baierischen Regierung in London seine Forschungen fortsetzt, habe ich in Paris oft gemeinschaftlich gearbeitet. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beytragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen. Eine diesen Sommer auf der Rheinischen Universität gehaltene öffentliche Vorlesung über die Litteratur und die Alterthümer Indiens hat mich überzeugt, daß selbst eine unvollkommne Uebersicht der künftigen Ergebnisse dieses Studiums hinreicht, um lebhafte Theilnahme zu erwecken. Bis ich mit reiferen Arbeiten hervortreten kann, mögen folgende kurze Andeutungen dazu dienen, denen unter meinen Landsleuten, welche das Abenteuer bestehen wollen, (denn ein Abenteuer bleibt es noch immer) einigermaßen den Weg zu weisen.

Die Grammatik ist die Grundlage alles übrigen: ganz vorzüglich in der Indischen Sprache, weil sie im

höchsten Grade durch Anlage und wissenschaftliche Ausbildung regelmäßig ist, und in ihrer unendlichen Entwicklungsfülle einer einfachen in sich zusammenhängenden Gesetzgebung gehorcht. Die grammatischen Versuche des Pater Paulinus *) sind, abgesehen von den vielen Irrthümern und Ungenauigkeiten, schon deswegen unbrauchbar, weil die Indischen Wörter mit Lateinischen Buchstaben gedruckt sind. Ich will alle sprachvergleichende Etymologen davor gewarnt haben, auf die darin enthaltenen Angaben zu fußen. Die Arbeiten des Deutschen Jesuiten Hanxleden, aus dessen Papieren der Verfasser geschöpft hat, mögen zu seiner Zeit und mit seinen Mitteln sehr verdienstlich gewesen seyn: aber der Pater Paulinus theilte mit, was er nur sehr unvollkommen verstand.

Die Engländer haben schon vier Indische Sprachlehren geliefert **). Die von Colebrooke und Forster sind bis jetzt unvollendet, und die erste wird es auch wohl bleiben.

*) *Sidharubam*, seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Śamscret dictam. Romae 1790. *Vyácarana* seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio, adornata a P. Paulino a S. Bartholomaeo. Romae 1794.

**) 1. A Grammar of the Sanscrit language. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Vol. I. Calcutta, 1805. fol. (Preis in London: 2 Guineen) 2. An Essay on the principles of Sanscrit Grammar by *H. P. Forster*, Esq. Calcutta, 1810. P. I. royal 4to. (Preis: 3 Guineen.) 3. A Grammar of the Sungskrit language etc. By *W. Carey*. Serampore, 1806. royal 4to. (Preis: 8 Guineen.) 4. A Grammar of the Sanskrita language by *Charles Wilkins*. London, 1808. 4to. (Preis: 4 Guineen.)

Digitized by Google

Man kann sie daher nur in den ersten Abschnitten der Wissenschaft zu Rathe ziehen. Colebrooke, sonst ein bewundernswürdiger Meister in der philologischen Kritik, wurde bey dieser Arbeit durch die damalige Unvollkommenheit der Indischen Typographie behindert. Die zuerst gegossenen Buchstaben waren von einer so ungeschickten Größe, daß der Raum nicht verstattete, die Regeln durch Beyspiele gehörig zu erläutern. Der Verfasser spricht daher schon in der Vorrede von einer vorzunehmenden Umarbeitung. Die Grammatik von Carey empfiehlt sich durch den Reichthum an Paradigmen und Beyspielen; freylich ist sie auch sehr weitläuftig ausgefallen. Der Verfasser hat sich zwar der Europäischen Methode befleißigt, aber in vielen Stücken sich an die Indischen Grammatiker angeschlossen, und man lernt aus seinem Werke ihre treffende Terminologie kennen. Wilkins endlich hat mit ungemeiner Klarheit und Gewandtheit, wenn ich so sagen darf, die Algebra der Indischen Sprachlehre in die gewöhnliche Arithmetik übertragen. Man vermißt zwar in seiner Grammatik vieles, dessen Auslassung bey dem großen Maaßstabe, wonach das Werk entworfen ist, sich nicht wohl entschuldigen läßt; auch ist seine Terminologie nicht immer glücklich gewählt. Jedoch dürfte dieses Lehrbuch für den Anfang das bequemste und brauchbarste seyn, und da es in London gedruckt und leicht herbeyzuschaffen ist, so haben wir damit viel gewonnen.

Es sind nun auch bereits drey Original-Werke über die Indische Grammatik gedruckt: die Sprüche des Panini nebst einer Auswahl von den Anmerkungen der Scholiasten, die Siddhanta-Kaumudi, und die kurze Sprachlehre des

Digitized by Google

Vopadeva, unter dem Titel Mugdha-Bodha. *) Diese gehören aber nicht zu den Hülfsmitteln für Anfänger, sondern zu dem ans Licht geförderten Vorrath von Erzeugnissen der Indischen Gelehrsamkeit. Denn so schwere Bücher können nur erfahrne Kenner des Sanskrit lesen, und auch solchen wird Inhalt und Einkleidung noch Schwierigkeit genug machen, besonders da sie mit keiner Uebersetzung oder Erklärung in einer bekannten Sprache ausgestattet sind. Indessen ist es sehr wichtig, sie zu haben: die grammatischen Arbeiten der Europäischen Philologen können in der Folge mit diesen authentischen Quellen verglichen, darnach geprüft, daraus berichtigt oder bestätigt werden. Die Methode der alten Indischen Sprachlehrer ist strenge wissenschaftlich, und sie legen es keineswegs darauf an, die Anfangsgründe zu erleichtern. Sie sprechen die allgemeinen Gesetze in Formeln aus, welche den algebraischen an Kürze gleichen, und mit ihnen den Vortheil gemein haben, daß, wenn man sie einmal begriffen hat, alle darunter befaßten Fälle mit Sicherheit aufgelöst werden können. Was sich nicht unter eine Regel bringen läßt, wollen sie dem Gedächtnisse durch allerley mnemonische Kunstgriffe eingeprägt wissen. Sie haben auf Köpfe gerechnet, denen das spitzfindigste bald geläufig wird, und

*) The Grammatical Sùtras or aphorisms of *Pánini* with selections from various Commentators. *Nagari* Character. 2 Vol. 8. Calcutta, 1809. The Siddhánta-Kaumudi, a Grammar conformable to the system of Pánini by *Bhattóji Dikshita*. *Nagari* Character, 1 Vol. 4to. Calcutta, 1812. The *Mugdha Bódha*, a Grammar by *Vopadeva*. Bengali Character, 1 Vol. 12. Serampore, 1807.

nach dem großen und dauerhaften Ruhm ihrer Schriften zu urtheilen, haben sie sich nicht betrogen.

Das nächste Bedürfniß nach der Sprachlehre sind die Wörterbücher, und hierin sind wir noch längst nicht so gut berathen als in jenem Fache. Wir haben nichts als den Amara-Kosha, *) freylich in der vortrefflichen Bearbeitung von Colebrooke. Allein der Amara-Kosha ist kein alphabetisches, sondern ein metrisch abgefaßtes Real-Wörterbuch, dessen Hauptzweck ist, das Geschlecht der Nenn- und Eigenschaftswörter zu bestimmen: diese werden nicht als zwey verschiedene Classen betrachtet, sondern die letzten nur als dreygeschlechtige bezeichnet. In den ersten beyden Büchern sind die Benennungen nach der Folge der Gegenstände geordnet; dann kommen im dritten Bande vermischte; vieldeutige Wörter, auch die der Biegung nicht empfänglichen. Die Zeitwörter sind ausgeschlossen. Der Herausgeber hat ein alphabetisches Register beygefügt, und die Stelle oder die Stellen, wo jedes Wort vorkommt, nach der Seiten- und Verszahl angegeben. Es ist also immer ein doppeltes, oft ein mehrfaches Nachschlagen nöthig; nicht selten sucht man vergeblich, denn bey vielen andern Verdiensten hat das Buch keineswegs das der Vollständigkeit. Indessen wird es immer zu Rathe gezogen werden müssen, wenn wir auch künftig ein alphabetisches Wörterbuch besitzen, weil es merkwürdige Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit und den Zusammenhang der Indischen Begriffe von der Geisterwelt, der Natur und dem mensch-

*) *Cósha* or Dictionary of the Sanscrit language, by *Amara Sinha*. With an Englisch Interpretation and Annotations. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Serampoor, 1808.

Digitized by Google

lichen Leben giebt. Da die Ausgabe von Colebrooke schon sehr selten geworden ist, (ich besitze sie nur durch die Güte meines verehrten Freundes Sir James Mackintosh) so wäre sehr zu wünschen, daß in England ein neuer Abdruck veranstaltet werden möchte, der sich bey den Vortheilen der Europäischen Typographie leicht um vieles bequemer einrichten ließe. Auf den in Calcutta erschienenen Abdruck des Textes von Amara-Kosha nebst drey andern ähnlichen Wörterbüchern *) ohne alle Erläuterung, ist dasselbe anzuwenden, was ich oben von den Original-Sprachlehren sagte.

Am Schlusse des von Wilson herausgegebenen Gedichtes Megha-Duta **), wird ein alphabetisches Wörterbuch desselben Verfassers, als bereits im J. 1813 unter der Presse befindlich, angekündigt. In England aber war es, als ich zuletzt Erkundigung einzog, noch nicht angekommen, und vermuthlich ist es bis jetzt nicht an's Licht getreten. Zufällig habe ich Gelegenheit gehabt, die ersten dreyhundert Seiten davon genau durchzugehn, und habe mich dabey überzeugt, daß es noch viel zu wünschen übrig lassen wird. Die verschiedenen Bedeutungen der Wörter sind verworren hingeschüttet, statt daß die Grundbedeutung, woraus die abgeleiteten begreiflich werden, vor-

*) The *Amara Cósha*, *Médini Cósha*, *Tricánda Sésha*, and *Hárávali*, four original Vocabularies. 1 Vol. 8. *Nagari* character. Calcutta, 1807.

**) The *Mégha Dúta* or *Cloud Messenger*, a poem in the Sanscrit language, by *Cálidása*. Translated into English verse with notes and illustrations, by *Horace Hayman Wilson*. Calcutta, 1813. 4to.

Digitized by Google

angeſtellt ſeyn ſollte. Auch iſt keinesweges eine befriedigende Vollſtändigkeit erreicht. Die Indiſche Sprache beſitzt freylich eine ſo unbegränzte Fähigkeit, zuſammengeſetzte Wörter zu bilden, daß es ins Unendliche gehen würde, wenn man alle von Dichtern oder Philoſophen erſonnenen Zuſammenſetzungen in ein Wörterbuch aufnehmen wollte. Auch bedarf es deſſen nicht. Sehr häufig iſt das vielfach zuſammengeſetzte Wort unmittelbar verſtändlich, ſobald man den Sinn der Beſtandtheile weiß. Nicht ſelten aber erwächſt aus der Verbindung eine untheilbare Einheit der Bedeutung, die ſich aus der Beſchaffenheit der Elemente zwar wohl begreifen, aber nicht im voraus errathen läßt. Iſt es doch im Griechiſchen und im Deutſchen eben ſo. Was ließe ſich zum Beyſpiel mit einem Griechiſchen Wörterbuche machen, in welchem die mit einer oder mehreren Präpoſitionen zuſammengeſetzten Zeitwörter nicht angegeben wären? Und dieſe läßt Wilſon größtentheils aus. Schätzbar iſt es hingegen, daß er die Indiſchen Etymologien beygefügt hat. Die einheimiſchen Sprachlehrer behaupten, das Sanskrit ſey ein in ſich vollendetes zuſammenhängendes Ganzes, ohne die mindeſte fremde Einmiſchung. Sie leiten alle Wörter ohne Ausnahme von den Wurzeln, d. h. von den einfachen Zeitwörtern ab, und halten ſich dabey bloß an die Form, unbekümmert um die Bedeutung, was in der That vollkommen folgerecht iſt. Aber auch in Hinſicht der Form nehmen ſie, wie mich dünkt, zu allerley Nothbehelfen ihre Zuflucht; und ſo wird es wohl in allen Sprachen, ſelbſt den reinſten und urſprünglichſten, ergehen, wenn daſſelbe Syſtem durchgeführt werden ſoll. Gleichwohl iſt bey weitem der größte Theil der Indiſchen Wörter offenbar

von den Zeitwörtern abgeleitet, und zwar dergestalt, daß der, welcher die Regeln der Ableitung kennt, ihre Bedeutung mit Zuverläßigkeit bestimmen kann.

Ein Wurzel-Wörterbuch ist daher unentbehrlich. Das einzige, was man bisher hatte, ist das von Carey seiner Grammatik angehängte. Wilkins hat seitdem ein anderes drucken lassen, aber es ist nicht in den Buchhandel gekommen, und wird, wie ich höre, nur an die Schüler der Lehranstalt zu Hertford vertheilt. Sollten die Engländer etwan auf ein Monopol mit der Indischen Litteratur Anspruch machen? Das wäre zu spät. Der Zimmet und die Gewürznelken mögen ihnen bleiben; diese geistigen Schätze sind ein Gemeingut der gebildeten Welt.

Zwischen dem, was man aus Sprachlehren und Wörterbüchern lernen kann, und der fertigen Lesung der Bücher ist noch eine große Kluft, welche nur durch eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen, mit wörtlicher Uebersetzung, erläuternden Anmerkungen, und vollständiger Zergliederung aller zum erstenmal vorkommenden Wörter, mit einem Worte, durch eine Chrestomathie, ausgefüllt werden kann. Eine solche Chrestomathie, eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar: dieß sind die dringendsten Bedürfnisse für den ersten Unterricht, wovon noch kein einziges befriedigt ist.

Aus allem obigen geht demnach hervor, daß wer es unternimmt, sich des Sanskrit ohne Lehrer zu bemeistern, für jetzt nicht mit der Mühe abkommt, eine der schwierigsten Sprachen zu erlernen, sondern daß er in dem Falle ist, sie größtentheils entziffern und enträthseln zu müssen.

Wie dem auch sey, da man sich einmal ins Wasser

Digitized by Google

werfen muß, ehe man schwimmen gelernt hat, so mag man sich eben so gern dem Ganges anvertrauen, als dem Flüßchen des benachbarten Thales: dort stärkt einen wenigstens das Bewußtseyn eines kühnen Unternehmens. Unter allen bisher gedruckten Indischen Büchern, vielleicht unter allen vorhandenen, würde ich rathen, mit dem Ramayana anzufangen. Die Erzählung in diesem Heldengedicht schreitet anschaulich fort, wie die Homerische; der epische Ur-Styl ist großartig und einfach; man gewöhnt sich bald an die fremde Eigenthümlichkeit einer entfernten Zone, eines geistig und körperlich anders gearteten Menschengeschlechts. Ueberdieß entfaltet sich sogleich in der alten Götter- und Heroen-Welt eine Fülle schöpferischer Einbildung, welche den Leser abwechselnd unter lieblichen und hohen Bezauberungen festhält, und ihn keine Mühseligkeit gewahr werden läßt. In der Anstalt zu Hertford hat man das bekannte Fabelbuch, den Hitopadesa, zur Lesung beym ersten Unterrichte gewählt, und dieß mag vielleicht unter dem Vorsitze eines Lehrers zweckmäßig seyn, eben weil die Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form immer neue Uebung veranlaßt. Die Erzählung ist in Prosa; die eingeflochtenen metrischen Sittensprüche sind aus verschiedenen Büchern entlehnt, und weichen im Styl sehr von einander ab. Manche werden durch ihre gedrängte sinnreiche Kürze dunkel, und können dem Ungeübten viel zu schaffen machen.

Die bisher gelieferten Englischen Uebersetzungen Indischer Bücher haben die Wißbegier wenigstens vorläufig befriedigt, und manche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Freylich, wenn es auf historisch-kritische Forschungen ankommt, kann gefodert werden, daß man auf die Ur-

Digitized by Google

ſchriften zurückgehe, da ſie nunmehr zugänglich ſind. Hier betrachte ich die Ueberſetzungen nur, in ſo fern ſie zum leichteren Verſtändniß und zur richtigen Auslegung des Textes dienen mögen. Die Ueberſetzung des Hitopadeſa von Wilkins iſt voll von entſtellenden Misverſtändniſſen; aber die Jahrszahl der Herausgabe (1787) entſchuldigt den Verfaſſer. Nicht viel günſtiger kann ich von der Ueberſetzung des Bhagavad-Gita, ebenfalls von Wilkins, urtheilen, ſo weit ich ſie verglichen habe. Bey dem Hitopadeſa kommt noch hinzu, um ſie unbrauchbar zu machen, daß der Ueberſetzer einer von der gedruckten Ausgabe in Anordnung und Inhalt beträchtlich abweichenden Handſchrift gefolgt iſt. Die dem Ramayana, ſo weit er erſchienen, beygefügte Ueberſetzung iſt auch nicht frey von Fehlern, und längſt nicht genau genug; zugleich iſt ſie form- und geſchmacklos. Die Ueberſetzungen des Sir William Jones vom Hitopadeſa, von der Sakontala, von dem Gita-Govinda, und von den Geſetzen des Manu, durch Vergleichung mit den Originalen näher zu prüfen, habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt. Doch läßt ſich vorausſetzen, daß ſie weit vorzüglicher ſind, weil Sir William Jones große philologiſche Gewandtheit, und regen Sinn für die morgenländiſche urweltliche Denkart beſaß, und weil ihm in ſeinem hohen Poſten die beſte Hülfe gelehrter Brahmanen zu Gebote ſtand. Seine Uebertragung der Geſetze des Manu empfiehlt ſich ſchon durch den würdigen Styl. Colebrooke's Ueberſetzungen von mehreren Schriften Indiſcher Rechtsgelehrten und von der Algebra des Brahmagupta, werden ohne Zweifel meiſterhaft ſeyn, wie alles, was von dieſem Manne kommt. Sie ſind ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß der noch gelten-

den Indiſchen Geſetze, und zur Geſchichte der Mathematik; aber die überſetzten Bücher ſind weder leicht lesbar, noch überhaupt geeignet, die Aufmerkſamkeit des Alterthumsforſchers vorzugsweiſe zu beſchäftigen.

Die Druckerey in Calcutta iſt zwar in den letzten Jahren ſehr thätig geweſen, und Ausgaben von Original-Texten ſind ſchnell auf einander gefolgt; dennoch hat es mit der Indiſchen Philologie im ganzen, wie mich dünkt, eine unerwünſchte Wendung genommen. Dieſe Ausgaben ſind nämlich durchaus nicht auf Europäiſchen Fuß eingerichtet; allem Anſchein nach hat dabey kein Engliſcher Gelehrter Hand angelegt, ſondern die Sache iſt den bey der Schule in Fort-William angeſtellten einheimiſchen Lehrern des Sanskrit überlaſſen worden. Dieſe wackern Männer haben denn nichts beſſeres gewußt, als das Gedruckte den Handſchriften ſo ähnlich zu machen wie möglich, welches höchſt unbequem iſt. Alles iſt in Devanagari-Schrift bis auf die Seitenzahlen; nicht einmal ein Engliſcher Titel benachrichtigt den der Sprache Unkundigen, was er in Händen hat. Ja es geht ſo weit, daß ein paar Bücher vor mir liegen, die auf lange ſchmale Papierſtreifen in Querformat gedruckt ſind, und zwar ſo, daß was an der Vorderſeite oben, an der Rückſeite unten iſt. Dieß iſt eine Nachahmung der Handſchriften auf zubereiteten loſen Palmblättern, die man bey weitläuftigen Werken den gebundenen auf Baumwollen-Papier vorzieht, weil man es in dem heißen Klima ermüdend findet, ein ſchweres Buch zu handhaben. Solche Bücher mögen wir nun auf ein Polſter vor uns legen, uns mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Beinen dahinter ſetzen, und wie ächte Brahmanen Blatt

vor Blatt bedächtig aus der Capsel hervorheben: zum Nachschlagen sind sie völlig unbrauchbar.

Nur sehr wenigen Büchern sind Erleichterungsmittel beygefügt. Vom Amara-Kosha habe ich schon gesprochen: es ließe sich doch daran noch manches vervollkommnen. Bey dieser Ausgabe des Amara-Kosha und bey dem Ramayana ist eine scheinbar kleine Veränderung der Indischen Schreibung angebracht, die von unermeßlich großem Nutzen für das leichtere Lesen und schnellere Verstehen ist: Punkte unter der Zeile, welche den Anfang der Worte bezeichnen. Das Sanskrit ist, wie schon bemerkt, zu starken Zusammensetzungen geneigt: in den ältesten Schriften findet dieß vergleichungsweise noch in einem mäßigen Grade statt; die Dichter des verfeinerten Zeitalters kennen darin weder Maaß noch Ziel. Allein außer diesen wirklich grammatischen Zusammensetzungen giebt es noch andre bloß orthographische und euphonische Verknüpfungen der Wörter. Die schließenden und anfangenden Buchstaben bestimmen sich wechselseitig; die zwey Wörtern angehörigen Vocale verschmelzen in einen Diphthongen, oder einer davon geht in einen Halbconsonanten über. Hier kommen nun die Punkte vortrefflich zu Statten, und doch hat man diese sinnreiche Methode wieder verlassen. Die Indischen Schreiber verknüpfen selbst diejenigen Worte, die gar nichts mit einander zu schaffen haben: dieß ist eine bloße Schreibverkürzung, um sich die ausführlichere Form der anfangenden Vocale zu ersparen. Dennoch hat man es ebenfalls im Druck den Handschriften nachgemacht. Ich frage, wie es mit dem Genuß der classischen Litteratur aussehen würde, wenn z. B. die Herausgeber des Virgilius immer fortgefahren hätten, die Verse ohne Son-

derung der Worte und ohne Interpunction drucken zu lassen, wie die ältesten Handschriften sie haben. Warum sollte man nicht auf das Sanskrit die typographischen Bequemlichkeiten anwenden, welche eine Erfahrung von viertehalb Jahrhunderten uns gelehrt hat? Dem Schüler, der jene unerbittlich in eins fortlaufenden Zeilen vor sich sieht, muß zu Muthe werden, wie dem Freunde der Botanik, der am Eingange eines Indischen Waldes eine herrliche Mannichfaltigkeit rankender Wucherpflanzen vor sich sieht, welche die Stämme umschlingen, wodurch aber zugleich alle Pfade so verwachsen sind, daß er nicht vordringen kann, um das einzelne zu betrachten.

Die Anmerkungen zum Ramayana sind äußerst dürftig. Ueberhaupt giebt es fast keine philologische Vernachläßigung, welche sich die Herausgeber nicht hätten zu Schulden kommen lassen. Sie melden nicht einmal, ob sie einer einzigen Handschrift gefolgt sind, oder ob sie mehrere verglichen, und ob sie die verglichenen übereinstimmend gefunden oder Abweichungen bemerkt haben; geschweige denn, daß sie über die Entstehungsart des Gedichts, über dessen vermuthliches Zeitalter und angeblichen Verfasser, endlich über die mythische und historische Bedeutung etwas zu sagen gewußt hätten. Wiewohl der Ramayana in gewissem Sinne äußerst leicht ist, kann er dennoch sehr verwickelte Untersuchungen veranlassen. Die zahlreichen Versehen beym Drucke, wo zuweilen ganze Verse aus ihrer Stelle gerückt sind, werden nirgends angezeigt. Ein künftiger Herausgeber wird daher aufs neue Handschriften zu vergleichen haben. Das Ganze dieser Ausgabe war auf zehn Quartbände berechnet: sie scheint, aus Mangel an Unterstützung, mit dem dritten

Bande ins Stocken gerathen zu seyn *). Man erschrecke nicht über diese Weitläuftigkeit eines einzigen Gedichtes: der Raum ist ungeschickt verschwendet, so daß auf jeder Seite nur zehn Verse, oft noch weniger stehen. Bey einer verständigen Einrichtung würde sich der Ramayana wohl in halb so viel Octav-Bände bringen lassen.

Mit der oben erwähnten Ausgabe eines kleinen Gedichtes von Kalidasas, des Megha-Duta, hat Wilson den Freunden der Indischen Poesie ein angenehmes Geschenk gemacht. Seine Anmerkungen zeugen von Sinn und Geschmack, und von Belesenheit in den Griechischen und Lateinischen sowohl, als den Indischen Dichtern. Viele Anspielungen auf einheimische Mythologie, Sitten und Naturgegenstände sind erläutert; aber die hier unentbehrliche grammatische Auslegung des Textes hat der Herausgeber übergangen. Die beygefügte freye Nachbildung in gereimten Versen wird schwerlich solche Leser befriedigen, welche das Original ergründen wollen und können.

Dieß sind nun, so viel mir bekannt geworden, alle Ausgaben von Büchern, in welchen von dem eröffnenden Gruße: Heil dem glückseligen Ganesa! an, bis zu dem Schlusse des Reinigungsblattes (so nennen die Indier das Druckfehler-Verzeichniß) irgend ein andrer als Indischer Buchstabe vorkäme. Scholien sind einigen Schriften beygegeben: aber bis wir erst mit dem Gedankengange, der Methode und der Kunstsprache der Indischen Commenta-

*) The *Ramayuna* of *Valmeeki*, in the original Sungskrit. With a prose translation and explanatory notes, by *W. Carey* and *J. Marshman*, Vol. I — III. Serampore, 1806 — 1810. 4to.

Digitized by Google

toren vertraut geworden seyn werden, sind die Scholien der Erläuterung fast eben so bedürftig, als der Text selbst.

Ich schließe diese kurze Nachricht mit einer allgemeinen Bemerkung. Soll das Studium der Indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe, darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seyen ja durch ununterbrochne Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehn. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris, eines Demetrius Chalkondylas, von der alten Litteratur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der Lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betruges, den Weisen Indiens seyn würden.

Digitized by Google

Dem Herausgeber Indiſcher Bücher bieten ſich dieſelben Aufgaben dar, wie dem claſſiſchen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handſchriften, Wahl der Leſearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunſtgriffe der ſcharfſinnigſten Hermeneutik. Für alles dieſes wäre es wohl das zweckmäßigſte, die Lateiniſche Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung zu wählen. Sie iſt ſeit drey Jahrhunderten im Beſitz, die Kunſtſprache der Philologie zu ſeyn; und wenn ſie urſprünglich auch wenig Anlage dazu gehabt hätte, vielfältige Bearbeitung hat ſie für dieſen Zweck ausgebildet. Man hat bisher im neueren Europa die grammatiſche Terminologie der Lateiner noch nicht entbehren können. Auch für das Sanskrit wird ſie ſo ziemlich hinreichen, mit Hinzufügung weniger nach der Analogie neu zu prägender Ausdrücke. Die Engliſche Sprache iſt, wegen ihrer Formloſigkeit und ihres analytiſchen Charakters, durchaus untauglich zu wörtlich genauen Übertragungen aus dem Sanskrit, der erſten unter allen ſynthetiſchen Sprachen. Die Armuth des Lateiniſchen, und deſſen Beſchränktheit in der Zuſammenſetzung iſt ebenfalls ein Hinderniß. Man muß ſich da mit Umſchreibungen helfen; Striche, welche die Wörter verbinden, mögen andeuten, wie vieles durch ein einziges Indiſches Wort ausgedrückt wird: eine Methode, die man ſchon bey den Verſionen der Homeriſchen Geſänge angewandt hat. Allein die Lateiniſche Sprache hat den unermeßlich großen Vortheil, daß ſie der Wortſtellung des Sanskrit ſich Schritt vor Schritt anſchließen kann. Wir erfahren mit Vergnügen, daß Herr Bopp ſo eben eine

Digitized by Google

Episode des Mahabharata mit einer wörtlichen Lateinischen Version, und mit Anmerkungen in derselben Sprache in London hat drucken lassen. Dieses Beyspiel wird also auch zuerst von einem Deutschen Gelehrten gegeben.

Ferner wird, wenn die Sache wahrhaft gefördert werden soll, künftig planmäßiger in der Wahl der herauszugebenden Werke verfahren werden müssen, als bisher geschehen ist, da man altes und neues, ursprüngliches und abgeleitetes, allgemeines und besonderes, in verschiedenen Fächern, wie es eben der Zufall gab, herausgegriffen hat. Für praktische Zwecke mögen neuere wissenschaftliche Schriften den Vorzug verdienen; dem Europäischen Geschmack mögen die Gedichte eines Kalidasas oder Jayadevas mehr zusagen, als die dem Valmikis und Vyasas zugeschriebenen Dichtungen: in weltgeschichtlicher Beziehung aber bleiben die Denkmale des älteren, ich möchte sagen, des erzväterlichen Zeitraumes immer das wichtigste; sie sind die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes. Handschriften der Veda's sind längst in Europa, und noch hat niemand sich an das schwierige Unternehmen gewagt, sie kritisch und auslegend zu bearbeiten. Die Gesetze des Manu sind im Original in Calcutta gedruckt, dazu haben wir die früher erschienene Uebersetzung von Sir William Jones: sie bedürfen und verdienen eben solche Aufklärungen, als die, welche die Mosaische Gesetzgebung besonders durch Deutsche Alterthumsforscher erhalten hat. Nach diesen heiligen Büchern nehmen die beyden großen Heldengedichte, der Ramayana und Mahabharata, den nächsten Rang ein; an die letzten schließen sich die übrigen Purana's an, so feen sie alt und ächt sind, wie die cyklischen Dichter der Griechen sich an den Homer angeschlossen

haben. Nur aus dieſen Ueberlieferungen der Sage, und der zwar volksmäßigen, aber doch prieſterlichen Dichtung kann ein authentiſcher Vortrag der Indiſchen Mythologie zuſammengeſtellt werden. Mit ihnen in der Hand müſſen wir die mit Bildwerken bekleideten Felſenwände betrachten und deuten.

Die neuere Indiſche Litteratur iſt unüberſehlich reich; in verſchiedenen Fächern fehlt es uns noch an den erſten Nachrichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht alles gedruckt werden kann. Um das wichtigſte, das eigenthümlichſte, das belehrendſte heraus zu finden, wird man zuvor vieles kennen und prüfen müſſen. So weitläuftige Arbeiten auszuführen, ſo umfaſſende Aufgaben zu löſen, wird der beharrliche Fleiß Vieler in mehreren auf einander folgenden Menſchenaltern erforderlich ſeyn. Aber wir ſind Europäer, und unſer Vorrang, unſere geiſtige Mündigkeit beſteht eben darin, daß wir den Erdball mit ſeinen Bewohnern überſchauen, und den Trieb hegen, die Geſchichte beyder bis in die entfernteſte Urzeit zurück zu verfolgen. Kein Denkmal des ehrwürdigen Alterthums ſollte uns demnach vergeblich um Deutung anſprechen.

Für die Natur-, Länder- und Völkerkunde Aſiens, auch für deſſen neuere Geſchichte, haben die Engländer in der letzten Zeit viel gethan: dieß iſt die glänzende Seite ihrer wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. Doch können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die Franzoſen, während einer vorübergehenden Eroberung Aegyptens, auf deſſen Kunſt-Denkmale mehr Sorgfalt, gelehrten Fleiß und künſtleriſche Treue verwendet haben, als die Engländer auf die Indiſchen während eines langen, ungeſtörten Beſitzes. Von

Seiten der Regierung ist nichts geschehen; die bisherigen Privat-Unternehmungen sind mehr geeignet, das Auge durch auffallende malerische Wirkung zu ergötzen, als der Wissenschaft zu genügen. Von dem Style der Alt-Indischen Architektur kann man sich aus dem großen Werke von Daniell allenfalls einen Begriff machen; die merkwürdigsten Denkmale der Sculptur sind entweder noch gar nicht, oder charakterlos abgebildet. Fast im Angesichte von Bombay, eines der Hauptsitze der Englischen Herrschaft in Indien, liegt die Insel Salsette; und dennoch kennen wir ihre Tempelgrotten bisher nur aus flüchtigen Beschreibungen: man hat sich nicht die Mühe gegeben, sie in Kupfer zu stechen.

Was nun die Sprachenkunde betrifft, so ist den Engländern das Sanskrit mehr Mittel, als Zweck. Von den älteren Gelehrten, deren Namen schon durch die Asiatischen Untersuchungen berühmt geworden, haben wir, dem Vernehmen nach, keine neuen Arbeiten zu erwarten; und man sieht eben nicht, daß ihre Stelle durch jüngere Nachfolger ersetzt worden wäre. Die erste durch Sir William Jones angeregte Begeisterung scheint erloschen zu seyn. Dem Deutschen Fleiß und Tiefsinn steht also hier ein großes Feld der Mitwerbung offen. Doch wenn wir dabey nicht fernerhin vom Auslande abhängig seyn sollen, so ist eins unumgänglich nöthig: eine mit Indischen Typen versehene Druckerey in Deutschland. Die erste Auslage würde beträchtlich seyn, aber durch den Nutzen reichlich vergütet werden. Es wird mit solcher Freygebigkeit von mehreren Deutschen Regierungen, insbesondere von der Königlich Preußischen, für die Förderung ächter Wissenschaft gesorgt,

daß wir bey einem so wichtigen Zweck wohl auf öffentliche Unterstützung hoffen dürfen. *)

Ein Mann, auf den sein Vaterland stolz seyn kann, dessen Name jenseits, wie diesseits des Atlantischen Meeres, mit Verehrung genannt wird, Alexander von Humboldt, hat schon seit Jahren eine Reise durch Indien nach Tibet im Sinne gehabt; die äußeren Mittel zur Ausführung seines Vorhabens sind ihm, mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste, von des Königs Majestät zugesichert worden. Einem so umfassenden und unermüdlich thätigen Geiste ist kein Fach des Wissens fremd: wiewohl die Naturkunde sein erstes Augenmerk bleibt, so wird er doch gewiß keine Gelegenheit versäumen, auch über die Alterthümer Asiens fruchtbare Beobachtungen mitzutheilen. Wie wünschenswerth wäre es, daß diese in ihrer Art einzige Gelegenheit dazu benutzt würde, durch den Ankauf von Handschriften und Kunstgegenständen für die Regierung, ein Indisches Museum in Deutschland zu gründen! An Ort und Stelle könnte dieß vermuthlich ohne übermäßigen Aufwand geschehen.

So viel von allgemeinen Wünschen und Aussichten. Die Thätigkeit des Einzelnen erscheint oft unbedeutend; die Beschränktheit der äußerlichen und geistigen Mittel, mancherley Störungen, endlich die Kürze des Lebens, hemmen sie; die Ausführung bleibt meistens in weiter Ferne hinter dem Entwurfe zurück. Aber dem uneigennützigen Eifer gewährt es schon Befriedigung, auch nur einen oder den andern Stein zur Vollendung eines großen Baues herbeygeschafft zu haben.

*) Was hier nur als Wunsch ausgesprochen wurde, ist nunmehr schon in Erfüllung gegangen.

Digitized by Google

II.

Indiſche Dichtungen.

Vorerinnerungen.

Unter obiger Ueberſchrift bin ich geſonnen, wenn der erſte Verſuch Beyfall findet, nach und nach eine Reihe von Darſtellungen aus der Indiſchen Mythologie zu geben. Ueber dieſe fehlt es zwar nicht an Lehrbüchern. Aber theils ſind ſie nicht, wenigſtens nicht unmittelbar, aus den ächteſten Quellen geſchöpft; theils haben die Verfaſſer ſich nicht damit begnügt, die Sache einfach vorzulegen, wie ſie iſt, ſondern ſie haben fremdartiges eingemiſcht: unſtatthafte Vergleichungen mit der Aegyptiſchen, Griechiſchen und Italiſchen Götterlehre; Muthmaßungen über den Urſprung, die allmähliche Entwickelung und den Zuſammenhang der Indiſchen Mythen, welche für jetzt noch viel zu voreilig ſind; endlich allegoriſche Deutungen, nämlich ſolche, zu denen die Befugniß nicht in dem Weſen der Fabeln ſelbſt liegt.

Aechte Quellen nenne ich die heiligen Bücher oder Veda's, die Geſetze des Manus, die beyden Heldengedichte

von den Thaten des Ramas, und von dem Kriege der Geschlechter Kuru und Pandu, auch in verschiedenem Maaße die übrigen Sagen (Purana's); dann die alten Denkmale der Bildnerey. Diese werden aber durch jene erst recht verständlich, auch fehlt es noch sehr an genauen und charakteristischen Abbildungen.

Die mündlichen Mittheilungen der jetztlebenden Indischen Gelehrten und Priester, besonders wenn sie in Europäischen Sprachen Statt finden, welche dem Ideenkreise des Alt-Indischen so fremd sind, müssen unvermeidlich manchen Misverständnissen ausgesetzt seyn. Alles kommt dabey auf die Persönlichkeit an. Wem ist nicht das warnende Beyspiel Wilford's bekannt? Aber auch die Gelehrsamkeit und Redlichkeit des Mittheilenden vorausgesetzt, so kann dennoch der in Indien so vielfach verbreitete Sectengeist die Aechtheit der Mittheilungen verfälschen, und den Europäischen Lehrling auf Irrbahnen führen.

Man wird demnach wohl thun, denke ich, wenn man in das Alterthum eindringen, und die Indische Mythologie in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen lernen will, sich fürs erste ausschließend an die schriftlichen Denkmale, und zwar an die aus dem erzväterlichen Zeitraume zu halten, und von da zu den steinernen Denkmalen überzugehn.

Eine ächtere Quelle kann es nicht geben als die, aus welcher die folgende Darstellung geschöpft ist. Die Verherrlichung des Flusses Ganges durch einen ihm zugeschriebenen himmlischen Ursprung habe ich genau mit allen Umständen dem Ramayana nacherzählt, wo der weise Visvamitras seinen jungen Freund Ramas von einer Begebenheit unterrichtet, die dessen Ahnen zu hohem und wundervollem

Ruhme gereicht. Das erste Buch des Ramayana ist voll von dergleichen kosmogonischen und theogenischen Episoden. Der Mahabharata, von welchem ich bisher nur noch einzelne Stücke kenne, ist es ohne Zweifel ebenfalls. Aus diesen beyden Werken allein würde sich schon eine reichhaltige Folge Indischer Mythen zusammenstellen lassen.

Die Mythologie ist ihrem Wesen nach Poesie, und ein dichterischer Vortrag ist also dabei ganz an seiner Stelle. Zugleich werden die Leser auf diese Weise den Geist des alten Indischen Epos kennen lernen, der mit dem Charakter ihrer Mythologie in der innigsten Wechselbeziehung steht.

Sir William Jones hat Gegenstände der Indischen Mythologie lyrisch besungen. Aber hiebey wird die Bekanntschaft damit damit schon vorausgesetzt, da die Gattung nicht viel mehr als flüchtige Anspielungen in raschen Uebergängen erlaubt. Die Gestalten der Indischen Götterwelt erscheinen in diesen Hymnen unter allseitiger Beleuchtung, mit der ganzen Fülle ihres bunten Schmuckes ausgestattet, und vielleicht in einem allzu blendenden Lichte.

Die einfache und ruhig entfaltende epische Darstellungsweise schien mir am besten für die Belehrung geeignet. Ich habe es den Lesern dabey so leicht als möglich zu machen, und ihnen alle mühselige Arbeit des Gedächtnisses zu ersparen gesucht. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit bey dem ersten Eintritt in das Labyrinth der Indischen Mythologie verursacht die Vielnamigkeit der Götter, welche noch viel weiter geht als bey den Griechen. Diese Namen sind sämtlich bedeutsam, und haben den Vorzug vor manchen Griechischen, daß sie aus der Sprache selbst sich mit Zu-

verläßigkeit erklären, und den Kundigen sogleich verständlich sind. Sie erinnern an die theogonischen Verwandschaften, an Eigenschaften, Attribute, Thaten der Gottheiten; und ein Unterricht über die Indische Götterlehre ließe sich bequem an die Deutung der Namen knüpfen, wie sie zum Beyspiel im Amara-Kosha, aber bey weitem nicht vollständig, aufgezählt sind. Der Indischen Poesie schaffen diese tönenden und prächtigen Beywörter eine reiche Zierde: es wird unaufhörlich damit gewechselt, aber nicht gerade immer mit besonderer Beziehung auf die Stelle wo sie vorkommen, sondern nach Willkühr. Für den Leser, welchem die Bedeutung der Namen nicht bekannt und gegenwärtig ist, bleiben sie ein leerer Schall, und können, bis man sie dem Gedächtnisse mit Mühe eingeprägt hat, nur verwirrend wirken. Ich habe mich daher an die bekanntesten und gewöhnlichsten gehalten. Allgemeine nicht persönliche Benennungen, z. B. die Namen der verschiedenen Ordnungen übermenschlicher Wesen, habe ich so viel möglich übersetzt, und mich dabey nicht gescheut, dem classischen Alterthume Ausdrücke abzuborgen. Denn wiewohl ich vor der Hand alle ins einzelne gehenden, und auf den Beweis eines geschichtlichen Zusammenhanges abzielenden Vergleichungen ablehnen muß, so liegt doch die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den Mythologien aller Zonen und Menschengeschlechter am Tage. Es ist immer die ihrem Wesen nach unwandelbare, wiewohl in ihren Erscheinungen vielgestaltige Natur, abgespiegelt in dem menschlichen Geiste, dem überall dieselben Ahndungen, Bedürfnisse und Strebungen eingebohren sind, welche sich auf einer gewissen Stufe der Entwickelung mehr oder weniger kräftig und schöpferisch ausgesprochen haben.

Was ich hier gebe, ist keine Uebersetzung, sondern eine freye Nachbildung. Alle dichterischen Uebersetzungen sind nur unvollkommne Annäherungen. Die Annäherung kann durch die Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit des Originals in eine so weite Ferne verwiesen werden, daß man dann wohl besser thut, die Sache gar nicht zu unternehmen. Die Indische Sprache scheint mir, ohne alle Rücksicht auf Gehalt und Form der Schriften, ein solches unerreichbares und unnachahmliches Original zu seyn. Sie geht in Wortbildungen, Fügungen und Stellungen noch viel weiter als die Griechische über alles hinaus, was die Deutsche Sprache zu leisten vermag. Dazu kommt der unendliche Reichthum an wohllautenden und bedeutsamen Synonymen, bey Gegenständen, wo wir immer an denselben Ausdruck gebunden sind. Die Anmuth wird also auf jeden Fall verlohren gehen: und was ist eine dichterische Form ohne Anmuth anders, als der Buchstabe eines Gesetzes, in welchem der Geist noch nicht durch freye Ausübung sich offenbaren kann?

Wörtliche Uebersetzungen, mit genauer Nachahmung der metrischen Form, mochten und mögen für einzelne Proben zweckmäßig seyn, um den Lesern einigermaßen eine Vorstellung von dem Tone des Originals zu geben, so wie man etwa ein Facsimile von einer Handschrift in Kupfer stechen läßt. Für erzählende Gedichte von größerem Umfange würde ich aber diese Verfahrungsweise nicht empfehlen: ich besorge, die Indische Poesie möchte dabey allzu sehr in Nachtheil gesetzt werden. Dem Epos ist seinem Wesen nach eine gewisse Wortfülle eigen: alles darin erwähnte will in seiner Art gepriesen seyn, wozu auch immer

Digitized by Google

Raum und Ruhe genug vorhanden ist. Allein das Indische Epos überschreitet hierin bey weitem die Griechische Mäßigung, ungefähr in demselben Grade, wie die Vegetation Indiens üppiger ist als die des südlichen Europa. Indessen in einer so geflügelten und wohllautenden Sprache, die in ihren Wortbildungen unerschöpflich mannichfaltig ist, wo überdieß jeder Ausdruck eine örtliche Farbe an sich trägt, und uns in entlegene Zonen, in ferne Zeitalter versetzt, wird man diese unermüdlich wiederkehrenden Rhythmen niemals überdrüßig; man vernimmt alles gern, was im Deutschen, dieser Vorzüge beraubt, leicht als Weitschweifigkeit und Wiederholung misfallen könnte. Ich will auch die Mängel der Indischen Poesie nicht verschweigen. Sie ist, wenigstens die alt-epische, durchaus eine priesterliche Poesie, so wie hingegen die homerischen Gesänge, unabhängig von priesterlichem Einflusse, für den Kriegerstand gedichtet sind. Dieß letzte hat auch seine Nachtheile gehabt: wer würde in der Ilias nicht gern einen Theil von den so genau beschriebenen Verwundungen und Todesarten unbekannter Streiter entbehren? Im Indischen Epos hingegen wird alles, was die heiligen Gebräuche und Ceremonien, oder den Vorrang des Priesterstammes betrifft, mit einer zuweilen lästigen Umständlichkeit behandelt. Auch auf die Förmlichkeiten gegenseitiger Ehrenbezeugungen, womit priesterliche Zucht das Leben aller Stände, wie mit wohlthätigen Schranken umgeben hatte, wird ein großes Gewicht gelegt. Aber alles dieß auf Uebereinkunft gegründete fällt weg, so bald die Leidenschaften rege werden: dann spricht die Natur aus der Tiefe des Gemüths; und zwar mit einer Gewalt und Schnellkraft, wovon nichts anderes einen Begriff geben kann.

In der vorliegenden Erzählung habe ich nicht nöthig gefunden, die Urschrift weit aus den Augen zu verlieren. In andern Fällen würde ich mir weit größere Abweichungen erlauben, Zusammenziehungen und Erweiterungen, um den Gesamt-Eindruck wiederzugeben.

Die Gunst, welche eine dichterische Einkleidung gewinnen mag, mit allem bescheidenen und schicklichen Schmuck ausgestattet, welchen ich ihr zu geben vermochte, muß vielleicht jetzt besonders für die Indische Mythologie in Anspruch genommen werden. Weise Menschen- und Völker-Kenner unter den Engländern, ein Sir William Jones, ein Robertson, ein Maurice, haben das Große und Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt, und in einem menschlichen und philosophischen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist eine Partey aufgekommen, welche es sich zum eigentlichen Geschäfte macht, nicht nur den heutigen ziemlich entarteten Gotterdienst der Indier, sondern auch die alte Grundlage, worauf er ruhet, mit den gehäßigsten und schwärzesten Farben zu schildern. Dieß ist besonders von einigen Englischen Missionaren geschehen. Der Zweck ist klar. Da es mit der Ueberredung nicht sonderlich gelingen will, ich weiß nicht durch wessen Schuld, so möchte man bey dem Bekehrungsgeschäfte gern den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Das compelle intrare, wenigstens mittelbar durch Verbote und Hemmungen, ist schon im Parlamente in Anregung gebracht, aber verdienter Maaßen zurückgewiesen worden. Wen es vergnügt, ein paar Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum schimpfen zu hören, der mag das Buch von Ward *) lesen, welches je-

*) A View of the History, Literature and Religion of the

doch in England viele Leser zu finden scheint, wiewohl der Verfasser nebenher in seinem eigenen Fache, in der Theologie, nicht mehr Stärke verräth, als in der Philosophie. Was diese ehrlichen Missionare wollen, ist ganz leicht zu bewerkstelligen, nicht eben schwerer, als es seyn möchte, die Griechische Mythologie, diese reizende Bezauberung der Welt, als ein Gewebe sinnloser, widerwärtiger, ja abscheulicher Abgeschmackheiten vorzustellen, wie es ja auch häufig geschehen ist. Man darf nur die wunderbar kühnen Schöpfungen einer neu erwachten und staunenden Einbildungskraft, diese Schöpfungen, die in Indien wie in Aegypten, nach Alexander von Humboldts sinnreichem Ausdrucke, den untergegangenen Thiergeschlechtern der tellurischen Urwelt zu vergleichen sind, mit dem Maaßstabe des heutigen und gestrigen gemeinen Menschenverstandes messen; was begeisterte Anschauung ausgesprochen, nach äußern Wahrscheinlichkeiten berechnen; das kosmogonisch und physisch gemeinte bürgerlich moralisch beurtheilen; das auffallende fremder Sitte und Denkart, die immer allen beschränkten Menschen lächerlich vorkommt, hervorheben; endlich das hohe und zarte durch niedrige und rohe Ausdrücke herabwürdigen: so ist die Sache abgethan. Freylich wird man auf diesem Wege niemals dahin gelangen, den Ursprung dieses dichterischen Glaubens, dieser wahr geglaubten Dichtungen, welche auf manche jetzt verdunkelte Seite der menschlichen Natur ein so helles Licht werfen, zu begreifen, und die hieroglyphischen Ueberlieferungen der Vorwelt geschichtlich und philosophisch zu entziffern.

Hindoos. In II Vol. By the Rev. *W. Ward*, one of the Baptist missionaries at Serampore. 3d. Ed. London 1817.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom größten Ansehen einen harten Bann über die Indische Götterlehre ausgesprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Islam Bekehrten, als eines methodistischen Predigers. Indessen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache selbst führen, indem sie in ihrer wahren Gestalt auftreten. Was aber dieser neue Zelot Allah's und seines Propheten eben so aburtheilend über die bildende Kunst der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadesa, und über das Schachspiel, eine Indische Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenheit finden in der Folge dieser Blätter zu prüfen.

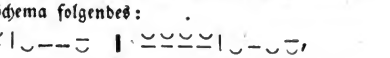
Von dem epischen Sylbenmaaße der Indier.

Die Indische Sprache befolgt in der Zeitmessung der Sylben dieselben Gesetze wie die Griechische. Die langen Vocale, sämtlich durch Schriftzeichen von den kurzen gleiches Namens unterschieden, und die Diphthongen machen eine Sylbe lang; Sylben mit einem kurzen Vocal, auf welche nur Ein Consonant folgt, sind kurz; durch die Position bekommen sie ebenfalls die Länge.

So weit ich die Indische Metrik kenne, habe ich nicht wahrgenommen, daß es erlaubt wäre, Füße von ungleicher Sylbenzahl einander vertreten zu lassen, sondern die Sylbenmaaße sind zugleich an eine bestimmte Sylbenzahl gebunden, wie es bey den Griechen nur in der melischen Poesie Statt findet.

Das älteste, einfachste und am allgemeinsten verbreitete Sylbenmaaß ist der Slokas, ein Distichon, aus zwey

sechzehnsylbigen Versen bestehend, welche nach der achten Sylbe einen Abschnitt haben. Nach unserer Bezeichnungsweise ist das Schema folgendes:



Die ersten vier Sylben jedes Versgliedes sind an keine Regel gebunden; die zweyte Hälfte hingegen ist unabänderlich bestimmt, nur mit der Einschränkung, daß die letzte Sylbe das allgemeine Vorrecht der Schlußsylben genießt. In dem zweyten Halbverse erinnere ich mich nicht, jemals eine Abweichung von dem obigen Schema gefunden zu haben. Zuweilen, jedoch äußerst selten, schließt der erste Halbvers mit einem andern viersylbigen Fuße.

Dieses Sylbenmaaß mag dem Gedächtnisse gute Hülfe leisten, ein Zweck, der bey der ältesten Metrik allerdings in Betrachtung kam. Auch läßt sich dessen Anordnung wohl aus allgemeinen Gründen begreifen. Für die Mannichfaltigkeit ist durch die Freylassung der ersten Hälfte jedes Versgliedes gesorgt; der Eindruck einer regelmäßigen Wiederkehr hingegen wird durch die Bestimmtheit der letzten Hälfte gesichert. Die Versglieder sind in der Sylbenzahl einander gleich, durch den Charakter der schließenden Füße einander entgegengesetzt; und auch hierin ist die Anordnung zweckmäßig, indem der Antispast am Schlusse des ersten Versgliedes einen unruhigen und aufregenden Rhythmus hat, der zweyte Paeon hingegen dem Verse einen gelinden Schlußfall giebt. Da die gepaarten Verse meistens durch den Sinn zu einem Ganzen abgerundet sind, so bleibt der Eindruck der Symmetrie der vorwaltende. Die Füße, Versglieder, Verse und Distichen gehen alle in glei-

chen Sylbenzahlen, und in einer ſtätigen Verdoppelung fort.

In den Proben, welche mein Bruder, und nach ihm Herr Bopp gegeben haben, iſt das metriſche Geſetz nicht durchgängig beobachtet. Auch iſt dieß nicht ohne Schwierigkeit, beſonders in Abſicht auf den Schluß des erſten Versgliedes mit dem Antiſpaſt oder erſten Epitrit. Wie genau man aber auch hierin ſeyn möchte, ſo würde doch immer ein Theil der Mannichfaltigkeit im Deutſchen verloren gehen, weil die Indiſche Sprache mit der Griechiſchen die Eigenſchaft gemein hat, Längen und Kürzen nach einander ins unbeſtimmte anhäufen zu können, die Deutſche hingegen hierin ſehr beſchränkt iſt. Wir können nicht leicht einen Satz mit mehr als zwey Kürzen anheben; mit dreyen nur, wenn der ſchon erwartete Rhythmus die Sylben beflügelt; niemals mit vieren. Längen laſſen ſich zwar in beträchtlicher Zahl zuſammenſtellen, aber nicht häufig ohne Zwang in der Wortſtellung, und ohne Gefahr für den Wohllaut. Ich glaube daher nicht, daß dieſes Sylbenmaaß in unſerer Sprache Wurzel faſſen kann. Am erſten dürfte es bey Denkſprüchen gelingen, und vielleicht ließen ſich die des Hitopadeſa mit Glück ſo übertragen. Im ganzen genommen aber kommt es uns bey den lehrenden Werken der Indier ſo ſehr auf den Sinn an, und es iſt ſo ſchwer, auch ohne jedes bindende Geſetz in irgend einer andern Sprache ihn richtig zu treffen, daß die metriſche Nachbildung ſchwerlich für die unvermeidlichen Aufopferungen auf der andern Seite Erſatz leiſten möchte.

Der Slokas hat bey den Indiern dieſelbe Breite der Beſtimmung wie der Hexameter bey den Griechen: ſie ge-

brauchen ihn nicht nur zur erzählenden Darstellung, sondern auch zu der lehrenden Gattung: die alten Heldengedichte, die Gesetze des Manus, zum Theil auch die Veda's sind darin abgefaßt.

Dieses Sylbenmaaß hat den gehörigen Umfang, und eine gewisse ruhige Würde. Aber wenn es erlaubt wäre, so verschiedenartige Dinge an einander zu messen, so würde ich ohne Bedenken eingestehn, daß der Hexameter mir ein weit größeres Meisterstück der rhythmischen Kunst zu seyn scheint als der Slokas. Die mythischen Erzählungen von der Erfindung dieser beyden uralten Sylbenmaaße haben Aehnlichkeit mit einander, und bilden dennoch einen Gegensatz. Die Nymphen, welche dem Apollo, als er seinen Bogen auf den Drachen Python spannte, den ersten Hexameter aufmunternd zuriefen, hatten eine höhere Eingebung als der weise Einsiedler Valmikis, da er einen Reiher durch einen Pfeilschuß plötzlich fallen sah, das Weibchen um ihren blutigen Gatten jammern hörte, und von tiefem Mitleiden getroffen, seine Verwünschungen gegen den Jäger in vier gleichgemessenen Gliedern aussprach.

Ich bin nicht besorgt vor dem Einwurfe, es sey eine fremdartige Verkleidung, wenn ich Indische Dichtungen in Deutschen Hexametern nacherzähle. Der Hexameter ist keine örtliche, viel weniger eine zufällige Erfindung: er ist eine unsterbliche und allgemein gültige Form für alle Sprachen, die vermöge ihres Baues ihn sich aneignen können. Sein wesentliches Verdienst besteht eben darin, daß er in seinem Wechsel und seiner Einheit der rhythmische Ausdruck vom Geiste des Epos ist. Was aber diesen betrifft, so stimmt darin das Indische Heldengedicht unter allen ab-

Digitized by Google

weichenden Aeußerlichkeiten vollkommen mit dem Griechischen überein; und die Grundgesetze der epischen Darstellungsweise würden sich eben so gut am Ramayana entwickeln lassen, als an der Ilias.

Vom deutschen Hexameter.

Ich habe in dem folgenden Gedicht den Hexameter mit der größten Sorgfalt, und so weit meine Einsicht reicht, nach den strengsten Gesetzen sowohl der alten Metrik, als der Deutschen Prosodie behandelt; und nach diesem Maaßstabe wünsche ich meinen Versuch von Kennern beurtheilt zu sehn. Ich sage, von Kennern: denn ich bemerke leider wohl, daß in unsern öffentlichen Blättern häufig Leute in Sachen des Sylbenmaaßes das Wort führen, welche noch nicht die ersten Anfangsgründe der Deutschen oder irgend einer Verskunst inne haben.

Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können. Sein Wesen wird dadurch zerstört: denn es ist ein allgemeines Gesetz, daß in den Sylbenmaaßen, welche nicht nach Dipodien, sondern nach einzelnen Füßen gemessen werden, nur Füße von gleicher Dauer an die Stelle des vorwaltenden Fußes treten dürfen.

Schon vor einer Anzahl Jahre habe ich in meinem Gedichte Rom den Versuch gemacht, die Trochäen ganz vom Hexameter und Pentameter auszuschließen. Dieß ist, wie ich höre, von Einigen übel vermerkt worden, wie diejenigen, welche nicht gesonnen sind die Fasten zu halten, sich wohl an denen zu ärgern pflegen, die den alten Ge-

brauch genau beobachten. Der Beyfall eines ausübenden Kenners der lateinischen Poesie, der mir die Ehre erzeigt hat, jenes Gedicht und noch eine andre Elegie von mir mit großer Zierlichkeit in Lateinische Distichen zu übertragen *), ist mir, in Betreff dieses Punktes, sehr erfreulich gewesen.

Eine merkwürdige Mittheilung enthält der erste Band der Analekten von Wolf: Proben einer neuen Uebersetzung der Odyssee, in Hexametern ohne Trochäen, nebst Anmerkungen voll belehrender Winke über Griechische und Deutsche Metrik. Wer der ungenannte Verfasser dieser Bruchstücke ist, das kann einem aufmerksamen Leser nicht zweifelhaft seyn. Deutsche Hexameter von einem Meister der philologischen Kritik, der gewohnt war das Lateinische als seine Muttersprache zu schreiben, sind schon in dieser Rücksicht ein anziehender Gegenstand. Hier ist aber durch That und Lehre die Sache wirklich gefördert, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß diese Mittheilungen fortgesetzt werden mögen. Gegen eine oder die andre Kleinigkeit, die Bestimmungen der Deutschen Sylbenzeit betreffend, hätte ich vielleicht Einwendungen zu machen. In den Grundsätzen aber bin ich ganz mit dem Verfasser einverstanden, und bestrebe mich, auf derselben Bahn fortzugehn.

Die Behandlung der alten Sylbenmaaße ist in Deutsch-

*) Hr. Professor Fuß in Lüttich. Er äußert sich darüber in der Vorrede zu der Nachbildung eines Gedichtes von Schiller. Ambulatio, elegia Fred. Schiller, e germanica in latinam linguam translata a J. D. Fuss. Colon. Agripp. 1820.

land nur sehr allmählich und unter manchen Rückschritten vervollkommt worden. Seit der erste Gesang des Messias zum erstenmal erschien, sind nun beynahe achtzig Jahre verflossen. Vielleicht war es gut, daß man die Sache nicht sogleich auf die rechte Weise unternahm: denn hätte man die Gesetze der alten Metrik damals strenge durchgeführt, so würden vielleicht die Griechischen Sylbenmaaße, als unserm Ohr allzu fremd, bey uns eben so wenig Eingang gefunden haben, als bey andern neueren Völkern. Aber Klopstock faßte den Hexameter anfangs nur aus dem Gesichtspunkte der nach Accenten gemessenen Versarten, an die man bisher gewöhnt war; es schien ihm hinreichend, die Arsis jedes Fußes mit einer betonten Sylbe auszufüllen; um das Gewicht der Thesis war er ganz unbekümmert. Nachher stellte er eine Theorie des Hexameters auf, um seine Praxis zu retten, machte aus der Noth eine Tugend, und gab die Aufnahme der Trochäen für eine Verschönerung aus, weil sie der Mannichfaltigkeit und dem rhythmischen Ausdrucke einen weit größeren Spielraum verstatte. Klopstock hatte in der That einen sehr regen, wahrhaft künstlerischen Sinn für die nachahmende und ausdrucksvolle Bedeutsamkeit der Rhythmen; nicht so für ihre regelmäßige Wiederkehr und den wohlgegliederten Bau der Verse. Wiewohl daher die meisten der seinigen nicht für gute Hexameter, ja überhaupt nicht für Hexameter gelten können, so verdienen sie dennoch die aufmerksamste Betrachtung. Klopstocks erste Nachahmer ergriffen nur die regellose Willkühr, ohne die sorgfältige Wahl, wodurch er sich selbst gebunden hatte, zu ahnden; und so wurde es um ein beträchtliches leichter, aber auch in demselben

Grade unerſprießlicher, Deutſche Hexameter zu ſchreiben als Deutſche Proſa.

Seitdem haben wir von vortrefflichen Dichtern Hexameter und Pentameter bekommen, die zwar durch Beobachtung der Cäſur etwas beſſer gegliedert ſind, jedoch an ſchwachen Rhythmen und an Verſtößen gegen die Deutſche Zeitmeſſung einen unglücklichen Ueberfluß haben: wobey uns aber der geiſtreiche Gehalt für die Mängel der metriſchen Ausführung nachſichtig macht. Auf der andern Seite haben wir ſchon in großer Menge Hexameter, die, bis auf die freylich verminderte Zulaſſung der Trochäen, ganz richtig gemeſſen und eingetheilt ſind; aber

Die Grazien ſind leider ausgeblieben,

und die Härten in der Sprache, der Mangel an Gelindigkeit und fließendem Wohllaut, geſtatten keinen ungeſtörten Genuß des beſſer beobachteten Rhythmus.

Die Deutſche Quantität iſt anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechſelt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopſtock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, und wurde der erſte Begründer unſerer Proſodie, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Sylben bey uns von ihrem grammatiſchen Range, und der Selbſtändigkeit ihrer Bedeutung abhängig ſey. Die Schrift von Voß über die Zeitmeſſung enthält viele ſchätzbare Bemerkungen; doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Sylben, die unter verſchiedenen Bedingungen lang oder kurz werden können, viel enger beſchränken. So ſcheinen mir alle Zeitwörter in einer einſylbigen Biegung, ſogar die Hülfswörter, immer lang zu bleiben. Auch die Regel, daß alle einſylbigen Wörter, die durch die Decli-

nation zu zweysylbigen anwachsen, lang sind, leidet nur äußerst wenige Ausnahmen, wie z. B. die des unbestimmten Artikels und einiger Fürwörter.

Wo das grammatische Gesetz nicht unbedingt entscheidet, bey den mittelzeitigen Sylben, da macht der hörbare Gehalt, der bey den Griechen und Römern allein die Quantität bestimmt, auch bey uns seinen Einfluß sehr merklich geltend. Ich glaube demnach, daß man unter Wörtern derselben Classe, z. B. den Conjunctionen und Präpositionen einen Unterschied machen muß. Gern möchte ich an den Stellen, wo Kürzen gefodert werden, so viel möglich die Diphthongen und stark gedehnten Vocale, so wie den Zusammenstoß widerstrebender und den Vortrag hemmender Consonanten vermeiden. Welche Arten der Position aber in unserer Sprache auf die vorhergehende Sylbe verlängernd zurückwirken, das würde eine eigne Erörterung fodern.

Freylich bleibt immer ein Unterschied zwischen den überall gültigen Längen, und solchen, die im Hexameter nur für die Thesis der Spondeen taugen, oder nur unter gewissen Voraussetzungen sich in die Arsis bringen lassen. Unser ganzes prosodisches System ist eigenthümlich, und darf nicht aus dem Gesichtspunkte fremder Sprachen beurtheilt werden. Da einige mechanische Regeln nicht ausreichen, sondern die Stellung der Wörter und Sylben, der logische oder emphatische Nachdruck, endlich der in einer Versart vorwaltende und also schon erwartete Rhythmus, bey uns einen so großen Einfluß auf die Quantität haben, so erfodert sie allerdings gründliche Erlernung und Uebung des Gehörs. Wenn man aber diese im Ernst daran wen-

den will, so werden die Klagen über Unbestimmtheit und Willkühr bald wegfallen.

Von den wesentlichen Gesetzen des Hexameters darf freylich nichts nachgelassen werden: allein dieses Sylbenmaaß ist seiner Art nach biegsam und vielseitig. Schon bey der flüchtigsten Betrachtung fällt es in die Augen, wie verschieden der Lateinische Hexameter von dem Griechischen ist. Was die Römer in Bezug auf ihre Sprache thaten, dürfen wir ebenfalls nach den Bedürfnissen der unsrigen thun. Doch müssen wir uns weit mehr an das Griechische Vorbild anschließen, als an das Römische, und wenn wir von jenem abweichen, so lenken wir nach der entgegengesetzten Seite aus. Die Römer gebrauchten den Spondeus weit häufiger als die Griechen; wir werden dem Daktylus noch um etwas mehr das Uebergewicht geben müssen. Nächst der bedeutsamen und wohlklingenden Mannichfaltigkeit in dem Verhältnisse und der Folge der Füße, beruht die Schönheit des Hexameters hauptsächlich auf der Cäsur, den untergeordneten Einschnitten, und den Wortfüßen. Auch hierin schließen wir uns an die Griechen an; nur in wenigen Punkten möchte ich mich auf das Ansehen der Lateinischen Dichter berufen. Der durch eine Pause des Sinnes bezeichnete weibliche Abschnitt in dem Daktylus der vierten Stelle ist durchaus unstatthaft; aber beym Homer fällt auch äußerst selten eine Theilung der Worte an diese Stelle, sondern die beyden Kürzen gehören untrennbar zu der vorhergehenden oder nachfolgenden Länge. Bey den Lateinischen Dichtern ist diese Theilung häufiger, und zuweilen, wie in dem äußerst lieblichen: ubi mollis amaracus illum — der Gelindigkeit des Rhythmus gün-

ſtig. Wir können ſie nicht wohl vermeiden, auch wenn bey den Worttheilungen, wie billig, die enklitiſchen Wörtchen zu ihrem Hauptworte gezogen werden. Der Kenner in Wolf's Analekten ſcheint einen durch den Sinn bezeichneten Einſchnitt nach der erſten Kürze des Daktylus in der fünften Stelle ganz zu verwerfen. Aus dem Homer weiß ich zwar kein Beyſpiel dieſer Art anzuführen; bey den Römern iſt der Fall aber nicht gar ſelten, daß der Sinn hier nicht nur eine merkliche Pauſe fodert, ſondern daß mit den drey letzten Sylben des Hexameters ſogar ein neuer Satz anhebt. Ich habe es mir daher ebenfalls erlaubt.

Doch genug und ſchon zu viel über die metriſche Behandlung. Ich wollte nur durch einige flüchtige Andeutungen in einem allzu ſehr vernachläßigten Fache die Aufmerkſamkeit anregen.

Von der Schreibung und Ausſprache der Indiſchen Namen.

Da in dieſen Blättern ſehr viele Indiſche Namen und Wörter vorkommen werden, ſo ſcheint es mir rathſam, gleich hier die nöthigen Erinnerungen vorauszuſenden.

Ich befolge die von Sir William Jones zuerſt vorgeſchlagene, von Colebrooke und Wilkins näher beſtimmte Schreibung der Indiſchen Laute mit Lateiniſchen Buchſtaben. An einem andern Orte *) habe ich die Gründe vorgelegt, warum ich es nicht für rathſam halte, dieſe Schreibung nach der Geltung der Buchſtaben im Deutſchen ab-

*) Heidelberg. Jahrbücher der Litteratur. 1815. Nr. 56.

zuändern. Zu merken ist dabey folgendes: v ist unser w, y unser Jod, s immer geschärft wie unser ß; sh ist unser sch; j ein uns fehlender Gaumenlaut, das ge, gi der Italiäner; ch der stärkere Gaumenlaut, den wir, da er doch einfach ist, ungeschickt genug durch vier Buchstaben, tsch, zu bezeichnen versucht haben. Das kurze a wird flüchtig ausgesprochen, es vertritt zugleich die Stelle des Griechischen ε und ο; ê und ô sind immer gedehnt wie η und ω. Die Hauche nach den Consonanten verschmelzen nicht mit ihnen, wie etwa in dem Englischen th, sondern sie begleiten sie nur: wir können sie schwerlich recht hörbar machen.

Diejenigen Leser, denen die Namen schon aus andern Werken über die Indische Mythologie bekannt sind, werden hier in den Endungen eine Abweichung von der gewöhnlichen Schreibung bemerken, die ich geflissentlich durchgeführt habe. Die Indischen Sprachlehrer erkennen eine absolute Form der Nennwörter an, die allen Biegungen zum Grunde liegt, oft aber mit keiner einzigen übereinstimmt, und nur in Zusammensetzungen zum Vorschein kommt. Die Europäischen Gelehrten haben die Namen in dieser absoluten Form aufgefaßt, z. B. Vishnu, Siva. Freylich hat man dieß nicht immer befolgt, sonst müßte es Brahman und nicht Brahma heißen. Hieraus entsteht der Nachtheil, daß man unter den insgemein auf Vocale ausgehenden Namen die männlichen nicht von den weiblichen unterscheiden kann. Das schließende a der weiblichen Namen ist zwar immer lang, wie bey den Griechen in der Dorischen Mundart, aber unsre Aussprache vernachläßigt diesen Unterschied. Das Zeichen des Nominativs im männlichen Geschlechte ist meistens ein s, welches in einen schließenden Hauch (visarga)

übergeht, der dann noch andere Verwandlungen erleidet; vor gewiſſen Buchſtaben tritt aber das urſprüngliche s wieder hervor. Dadurch, daß ich die Namen im Nominativ auffaſſe, werden die männlichen beſſer von den weiblichen unterſchieden, und gewinnen zugleich ein mehr claſſiſches Anſehen. Die weiblichen Namen nehmen auch zuweilen im Nominativ ein s ein, jedoch niemals nach dem langen ä.

In der Scanſion der Namen habe ich mir einige Abweichungen von ihrer Quantität in der Urſprache erlauben müſſen, weil ſonſt manche gar nicht in einen Hexameter zu bringen geweſen wären. Ich habe dabey beſonders den Wohlklang zu Rathe gezogen. Da uns die Ableitung fremder Namen nicht bekannt oder gegenwärtig iſt, ſo gewinnt bey ihrer Ausſprache der hörbare Gehalt der Sylben die Oberhand. Freylich hat auch die Gewohnheit der Tonſtellung großen Einfluß. Ungern legen wir den Accent auf die letzte Sylbe eines dreyſylbigen Namens, weil wir in unſerer Sprache nur äußerſt wenige ſo betonte Wörter haben. Beſonders will dieß unſerm Ohr nicht zuſagen, wenn die letzte Sylbe auf einen offenen Vocal ausgeht; die Deutſchen werden ſich z. B. niemals gewöhnen, Potosi (⏑⏑–) zu ſagen, wie es heißen ſollte. Stärker reißt in ausländiſchen Wörtern die Poſition den Accent an ſich: Element, Elephant, Amaranth, Horizont u. ſ. w. ſind vollkommene Anapäſte, deren erſte Sylbe nur durch den trochäiſchen Rhythmus einigermaaßen verlängert werden kann. In zweyſylbigen Namen habe ich den Ton und mit ihm die Länge auf die erſte Sylbe gelegt; in dreyſylbigen ebenfalls, wenn ich nicht einen beſondern Grund hatte, beydes auf die zweyte zu verlegen; in vierſylbigen habe ich die dritte Sylbe betont, wenn dort

eine Position Statt findet, sonst die drittletzte. Die der betonten Sylbe vorangehende oder nachfolgende trägt aus dem oben angeführten Grunde die Länge gar wohl, wenn sie das Ohr gehörig ausfüllt. Dasselbe gilt ja auch von den Griechischen Namen.

Der Vers wird die von mir angenommene Scansion ausweisen: doch habe ich sie zum Ueberflusse in den Anmerkungen nebst der ursprünglichen Quantität beygefügt; auch die Bedeutung, sofern sie mir zuverläßig ist, und den Sinn der Dichtung aufzuklären dient.

Die Herabkunft der Göttin Ganga.

Erster Gesang.

Vormals herrscht' in Ayodhya ein Fürst preiswürdiges Namens,
Sagaras; diesem Gerechten verlieh nicht Kinder des Ehbetts
Doppelter Bund, sehnsüchtig begehret' er, Kinder zu schauen.
Seine Genossin zuerst ward Kesini, Tochter Vidarbhas,
Wahrhaft, frommes Gemüths; dann Sumatis ferner das andre
Traute Gemahl, des Garudas, des Königes aller Gefieder,
Schwester, an Wuchs und Gestalt die gepriesenste sterblicher Frauen.
Buße zu thun zog einst samt beiden er hin zu dem Berge
Himavan, ob er die Gunst der Unsterblichen möchte gewinnen,
In Waldhütten am Fels, von des dort einsiedelnden Bhrigus

Eigenem Namen benannt. Als nun Ein Hundert der Jahre
Jen' in Gebet vollbracht und in Büßungen, wurde der Seher
Ihnen geneigt, und gewährte dem pilgernden König die Segnung.
Alſo zu Sagaras ſprach dieß Wort der untrügliche Bhrigus:
Ja, ſie gedeiht, Andächt'ger! die herrliche Kindererzeugung,
So du begehrſt: auch ſtrahlt glorreich dein Nam' in die Nachwelt.
Einen Erzeugten gebiert, Stammhalter zu ſeyn des Geſchlechtes,
Eine dir, Löwe der Menſchen! und ſechs Myriaden die Andre.
Innig erfreut nun wandten ſich hin zu dem Seher des Königs
Beide Gemahlinnen, ſprachen, in Demuth faltend die Hände:
Wer, Brachmane, von uns ſoll Mutter des einzigen Sohns ſeyn?
Welche von beiden gebiert die unzähligen? Dieß zu erfahren
Wünſchen wir ſehr: ſag' an, Brachman', und verkünde die Wahrheit!
Auf die vernommene Red' antwortete jenen der Weiſe:
Jede von euch kann Einen allein, kann viele gebären,

Söhne gewaltiger Kraft; euch ist ja verstattet die Willkühr.
Also vertheilt einmüthig die Segnungen unter einander.
Wie er das Wort aussprach, der Prophet, so thaten die Frauen.
Kesini wählte, die Aelt're, zuerst vor Sagaras Antliz,
30. Einen zu bringen, den Sohn, Stammhalter der kommenden Erben;
Sumatis nahm sich, zufrieden, die sechs Zehntausend der Söhne.
Dreymal wandelte dann rechtshin um den Weisen der König,
Neigend das Haupt, und begab samt beiden Gemahlinnen heim sich.
Als der Erfüllung Zeit in des Jahrs Kreislaufe herankam,
35. Brachte den Erstlingssohn dem Gemahl, Asamanjas mit Namen,
Kesini; ferner gebahr dann Sumatis, fruchtbaren Schooßes,
Wunder zu schaun! vielkernig den flaschengestalteten Kürbis.
Als sie die Schal' aufbrachen des Kürbisses, regten hervor sich
Sechs Zehntausend der Söhne, wie kaum aufsprossende Keime.
40. Diese bewahrten in Krügen geläuterten Oeles die Ammen,

Nährten sie auf: spät wuchsen heran zu der Jugend die Knäblein.
Doch, wie die Zeit fortschritt, in der Schönheit Füll' aufblühend,
Waren dem Vater ein Heer sie von sechs Myriaden der Helden.
Jener sofort, Asamanjas, des Sagaras erster Erzeugter,
Artete wilden Gemüths. Stets haschet' er Kinder, und warf sie
Hin in Sarayu's Flut, hohnlachend der Qual der Ersäuften.
Also zu Sünd' und zu Frevel gekehrt, feindselig den Guten,
Ward er den Bürgern ein Graun: drum wies sein Vater hinweg ihn,
Fern von des Reichs Hauptsitze, der mild obwaltende Herrscher.
Dieses Verstoßenen Sohn hieß Ansuman, würdig des hohen
Heldengeblüts, der Lebendigen Freund, holdseliger Rede.
Auf ihm ruhte das Erbe, des Reichs zukünftige Hoffnung.
Wieder in anderer Zeit sann Sagaras solcherley Rath aus.
Ich will opfern! gedacht' er, und sprach zu den lehrenden Priestern:
Wie vollbring' ich den hehrsten der Opfergebräuche, die Roßweih?

Jene, verſammelt im Rath, Wohlkundige heiliger Satzung,
Lehrten ihn jegliches nun; und die Roßweih wurde beſchloſſen.
Auf der geſegneten Flur, wo nordwärts weiß in den Himmel
Himavan ragt, der Gebirge gewaltigſter, Schwäher des Sivas,
Südwärts Vindhias dann: wo beide ſie gegen einander
Ueber die Erd' hinſchaun, wetteifernde Gipfel erhebend,
Dort in dem Tugendbegabeten Land, Gottſeliger Wohnſitz,
Hatte das Opfer beſtellt der erhabene Herrſcher Ayodhya's.
Anſuman aber, der Held, pfeilſendende, wagengeübte,
Auf großväterlich Wort, ward Führer des heiligen Roſſes.
Während ſie dort oblagen, mit Fleiß, vorweihenden Bräuchen,
Aus dem zerriſſenen Boden herauf fuhr eine gewalt'ge
Schlang', an Geſtalt ganz ähnlich dem ſiebengehaupteten Endlos,
Jener unſterblichen Schlange, dem Bett des entſchlummerten Viſhnus.
Schnell riß dieſe hinab das umwundene Roß in den Abgrund.

Alle die opfernden Priester, geschreckt von dem Wundereregniß,
Eilten zu Sagaras hin; laut huben sie klagende Red' an:
Einer in Schlangengestalt hat dein schon göttergeweihtes
Roß dir geraubt. Auf, tödte den Dieb! bring wieder das Roß her!
Denn dieß wär' in dem Opfer ein Bruch, uns allen zum Unheil.
König! bewirke mit Macht, daß nicht in dem Opfer ein Bruch sey.
Als in der Aeltesten Rath dieß Wort der Beherrscher erwogen,
Rief er die sechs Zehntausend der Söhne herbey, und begann so:
Nicht von dämonischen Riesen, und nicht von des Erebus Schlangen
Wurde das herrliche Opfer geheimsucht; solches erkenn' ich
Leicht: denn kleiner Gefahr vorbeugeten sicher die Weisen,
Welche nach heiliger Satzung untadelich alles geordnet.
Irgend ein Gott raubt' also in Schlangengestalt mir das Roß weg;
Unserem Werk abhold, weil schon er begonnen die Vorweih
Sah, nicht duldet' er wohl, daß fehllos bliebe das Opfer.

Wer's nun sey, auch berg' ihn der Flut Schooß oder die Hölle:
Findet ihn! schlagt! bringt wieder das Roß, ihr Söhne, mir! Heil euch!
Erst durchwandert die Erde, die wellenumkränzete, ringsum;
Grabt dann auf, nicht ruhet, bevor ihr gefunden den Renner.
Jeglicher klüfte den Boden, so weit aushöhlend, wie Eine
Raste sich streckt, zu erspähen den Roßdieb, meinem Geheiß treu.
Ich, mit dem Enkel indeß und der Schaar schriftkundiger Priester,
Bleib' in der Vorweih Stand, bis wann ihr gefunden den Renner.
Auf mir lastet ein Opfer, das fehlschlug, — Söhne, bedenket!
Heil euch! — eh' das entwendete Roß nicht wieder zurückkommt.
Durch anmahnende Worte des Sagaras also getrieben,
Freudiges Muths, aufmachten die Söhne sich. Als sie die Erde
Ganz durchwandert, und immer die Spur von dem Roß ungesehn blieb,
Gruben sie ein in die Tiefe, so weit jedweder, wie Eine
Raste sich streckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.

Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreyzacken und Aexten,
Stöhnte die Erde vor Qual: dumpf scholl aus Klüften des Abgrunds
Wehausruf und Geheul von den Seelausathmenden Wesen,
Schlangen, Titanen und Riesen, die dort in der Finsterniß wohnen.
Sechs Zehntausend der Rasten entlang, voll Grimms, unermüdlich,
Bis in der Höll' Abgründe zerklüfteten jene die Erde,
Hierhin schwärmend und dort, bis ganz sie das bergebezirkte
Eiland Jambu's gehöhlet, des Königes Sagaras Söhne.
Aber die Götter anjetzt, samt allen Gandharven, und allen
Häuptern der riesigen Schlangen, sie wendeten sinnenverstöret
Zum Allvater sich hin. Muthlos, mit bekümmertem Antliz,
Neigten sie sich dem Erhabnen, und sprachen die zagende Red' aus:
Hör', o Brahma! Die Erde, bebirgt und beströmt und bewaldet,
Mit Eilanden besät, wird jetzt von des Sagaras Söhnen
Ganz durchgraben, so weit sie sich streckt, und die Grabenden schaffen

Mit eindringenden Streichen entsetzliche Wesenvertilgung.
Hier ist, rufen sie, hier der Entwender des Rosses! der Störer
Unseres Werks! Jetzt finden wir ihn! So tödten sie alle
Wesen der unteren Welt, die gewaltigen Sagarassöhne.
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, bevor sie
Deine Lebendigen alle, die Roßaufsucher, vertilgen.
Aber der hoh' Allvater, sobald er die Bitte vernommen,
Welche die Götter gesamt hinstammelten, bange vor solcher
Weltenerschütternden Kraft, sprach jenen das tröstliche Wort zu:
Vishnus, der Weise, mir gleich, nennt sein die Ernährerin Erde,
Seine Genossin; er selbst, deß Heil, Majestät und Gewalt ist.
Kapilas Leib annehmend, beschirmt er die Erde beständig.
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren des Königs
Söhne: mir sagt das Gemüth, schon sah er der Erde Zerspaltung.
Vom Weitschauenden ist der Verwegenen Ende bereitet.

Als sie die Red' Allvaters gehört, hochfreudiges Muthes,
Kehrten die Götter, die Dreißig- und-drey, von woher sie gekommen.
Aber indeß scholl laut der gespalteten Erde Getös' auf
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fünf Elemente.
Als sie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig umkreiset,
Traten sie hin zu dem Vater, die Sagarassöhn', und begannen:
Ganz durchgraben die Erde, so weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Riesen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß aufspüren wir, weder den Roßdieb.
Heil Dir, Herr! Was sollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrscher:
Grabt ohn' Ablaß fort! dringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt, und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras stürzten die Söhne,

Alle die sechs Zehntausend, hinab in der Höll' Abgründe.
Als dort unten sie ferner die Gäng' aushöhleten, sahn sie,
Groß gleich einem Gebirge, der Weltregion Elephanten,
Ihn, Viruparas genannt, deß Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherley Lande, mit mancherley Städten gezieret.
Wann der Koloß-Elephant, zur Erleichterung, müde der Last nun
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben gespürt von den Menschen.
Grüßend umwandelten diesen, der Weltregion Grundpfeiler,
Rechtshin feyerlich jene, die ein in die Hölle gedrungen.
Drauf, da erst sie gegraben gen Ost hin, gruben sie südwärts:
Dort auch sahn sie, im Süden, der Weltregion Elephanten,
Groß, gleich einem Gebirg, das erhabene Thier Mahapadmas,
Welches die Erd' auf der Scheitel emporträgt; Staunen ergriff sie.
Grüßend umwandelten diesen die sechs Zehntausend der Söhne
Sagaras, gruben sodann westwärts zu dem Rande der Welt hin.

Dort auch sahn sie, im Westen, der Weltregion Elephanten,
Groß, in Gebirges Gestalt, Saumanasas; jene Heroen
Wandelten grüßend umher, und erfragten das stätige Wohlseyn.
Als sie von da fortgruben, und nordwärts wendeten, sahn sie,
Prangend mit herrlichem Leib, Himapanduras, Träger der Erde.
Diesen begrüßten sie auch rechtshin mit gewohnter Umwandlung.
Weiter die Erd' aushöhlend, die sechs Zehntausend der Söhne,
Strebten sie dann Nordost, der gepriesenen Weltregion, zu.
Grimmiges Muths, schnellkräftig, zerklüfteten ganz sie den Abgrund.
Dort nun sahn sie, gestaltet wie Kapilas, Vishnus den Ew'gen,
Und nicht fern von dem Gotte das weidende Roß auf dem Anger.
Alle die Helden nunmehr, unermeßlicher Freude gewähret,
Weil sie den Räuber des Rosses erkannt, zornflammendes Auges,
Rannten ihn an, Grabschaufeln und Eisengeräth in den Händen,
Allerley Baumstämm' auch, samt zackigen Trümmern der Felsen.

„Steh! steh!“ riefen sie aus: „Du bist's, der unsern geweihten
Renner geraubt; Treuloser! erkenn' uns, Sagaras Söhne!“
Kapilas aber, sobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtiges Zornes entbrannt, der Unendliche, schnob mit den Nüstern:
Stracks da lagen in Asche des Sagaras Söhne verwandelt.

Zweyter Gesang.

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Hieß herrufen den Enkel, und sprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du bist kundig und kühn, und der Vorzeit Helden vergleichbar;
Forsche den Wandel der Oheim' aus, und des Rosses Entwender.
Groß sind, weißt du, und stark die der Erd' inwohnenden Wesen,
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert. Kind, wenn du die Oheim'
Aus da gespürt, und erschlagen der Roßweih feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu lösen.
Ansuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtiges Trittes,

Unter der Erde den Weg, von der Oheim' Armen gegraben.
Dort nun ſah er zum erſten das Laſtthier, welches verehren
Götter, Titanen und Rieſen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dreymal wandelt' um dieſen, der Weltregion Elephanten,
Rechtshin grüßend der Held, und erfragte das ſtätige Wohlſeyn,
Wegen der Oheim' auch ſich erkundigend, wegen des Roßdiebs.
Aber der Weltregion Elephant, von verſtändigen Sinnen,
Auf die vernommene Red' antwortete ſolchergeſtalt ihm:
Sohn Aſamanjas! du kehrſt bald ſiegreich heim mit dem Roſſe.
Durch deß Rede belehrt, fuhr Anſuman fort, in der Ordnung
Kreiſend herum, zu befragen die übrigen Welt-Elephanten.
Von den verſtändigen Thieren geſamt, Grundpfeilern der Erde,
Ward er geehrt. „Heim bringſt du das Roß!“ ſo ſprachen ſie alle.
Nach dem erweckenden Wort hinwandelt' er, flüchtiges Trittes,
Wo ſie, die Oheim' alle, von Aſch' Ein Haufe nur, lagen.

Jammer befiel dort plötzlich den Sohn Asamanjas: er weinte,
Laut wehklagend, um jener entsetzliches Todesverhängniß.
Unfern dort auch sah er das weidende Roß auf dem Anger.
Aber der Löwe der Menschen begehrt' erst, trauerbeklommen,
Sein Trankopfer zu spenden des Königes Söhnen mit Wasser,
Ueber die Asche gesprengt; doch nirgend ein Wasserbehälter
Zeigte sich ihm. Aussendend den Scharfblick rings in die Weite,
Sah er den Herrn der Gefieder, der Oheim Ahn von der Mutter,
Groß, gleich einem Gebirge, des Vishnus geflügeltes Fuhrwerk.
Der nun sprach zu dem Helden das Wort, der erhabne Garudas:
Klag' nicht, Löwe der Menschen! Der Welt Heil wollt' ihr Verderben.
Jene Beherzeten traf des unendlichen Kapilas Flamme.
Doch kein irdisches Wasser geziemt es sich ihnen zu spenden,
Kundiger Held! Wohl kennst du des Himavan älteste Tochter,
Ganga; von deren Gewässer die Spend' ausgieße den Todten.

Sie, Weltreinigerin, spreng' all die verbrannten Gebeine.
Siehe! die Asche, genetzt von der heiligen Ganga, der Welt Zier,
Wird sie empor in den Himmel, die sechs Zehntausend der Söhne,
Ziehn. Du, führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.
Heil Dir! Wenn du vermagst, wirk' aus die Herabkunft Ganga's!
Greife das Roß, du gesegneter Held, dann kehre zur Heimath!
Dein großväterlich Opfer zu endigen ist dir beschieden.
Ansuman aber, sobald er das Wort des Garudas vernommen,
Faßte das Roß, schnellrüstig, und wandte sich dann zu der Rückkehr.
Noch in der Vorweih Stand' antraf er den König, und that ihm
Kund des Geschäfts Hergang, nicht minder das Wort des Garudas.
Sagaras, als er des Enkels entsetzenerregende Botschaft
Hatte gehört, vollbrachte die Roßweih, jeglicher Satzung,
Jeglicher Sitte gemäß; drauf wandt' er sich heim zu des Reiches
Hauptsitz, opfergelöst, voll Segnungen: doch die Herabkunft

Ganga's wußte der Fürst durch keinerley Rath zu bewirken.
Lang' umkreisende Zeit blieb rathlos Sagaras, dreymal
Zehn Jahrtausende waltend des Reichs; dann ging er gen Himmel.
Als er gehorcht dem Gesetze der Zeit, da riefen die Völker
Ansuman aus, den Gerechten; er ward ein gewaltiger König.
Aber ein Sohn wuchs diesem heran, sein Name Dvilipas,
Deß Fürsorge vertraut' er das Reich: einsiedlerisch wählt' er
Einen der wonnigen Gipfel des Himavan, Buße zu üben.
Ansuman dort, den Unsterblichen gleich, durchlauchtiges Glanzes,
Sehnsuchtsvoll, zu bewirken der heiligen Ganga Herabkunft,
Uebte der Büßungen viel, doch nicht ward sein die Gewährung.
Nach Jahrtausenden dreißig und zwey, seit fromm in des Waldes
Einsiedley er gewohnt, ging ein zu dem Himmel der König.
Dann der belobte Dvilipas, belehrt von der Ahnen Verhängniß,
Wußte, bekümmertes Muths, doch keinerley Rath zu ersinnen.

Wie kommt Ganga herab? wie soll Trankopfer ich jenen
Spenden, und wie sie erlösen von dort? So dacht' er beständig.
Ihm, deß frommes Gemüth andächtigen Pflichten geweiht war,
Wurde gebohren ein Erbe, Bhagirathas hieß er mit Namen.
Dreymal zehn Jahrtausende nun obwaltete seinem
Reich der belobte Dvilipas, verrichtete mancherley Opfer,
Doch es erschien kein triftiger Rath zu der Ahnen Erlösung.
Krankend gehorcht' er zuletzt dem Gesetze der Zeit; zu des Indras
Himmlischer Welt ging ein, sein Thun einerntend, der König,
Als er zuvor zu dem Reiche Bhagirathas hatte gesalbet.
Dieser, der fürstliche Weise, dem Heil obliegende, blieb nun
Kinderverwaist: sehnsüchtig begehret' er, Kinder zu schauen.
Also den Räthen vertraut' er das Reich: um der Ganga Herabkunft
Eiferig, stand viel Bußen er aus, an dem Fels Gokarnas;
Stand mit erhobenen Armen, umher fünf Feuer im Sommer,

(Eins nach jeglicher Weltregion, und die Sonne das fünfte)
Schlief beym Frost in dem Schnee, ohn' Obdach während der Regen,
Aß abwelkendes Laub, stets bändigend Sinnen und Seele.
Als Jahrtausende nun in der furchtbaren Buße verflossen,
Wurde geneigt ihm Brahma, der oberste Herr der Geschöpfe.
Jetzt, herwandelnd vom Himmel, umringt von den göttlichen Schaaren,
Naht' Allvater, und sprach dieß Wort zu dem büßenden Herrscher:
Siehe geneigt mich dir, o Bhagirathas! Wähle, du frommer
König, ein Segengeschenk für die wohldurchbüßete Buße.
Drauf antwortete jener dem Welt-Allvater, der hohe
Herrscher Bhagirathas, demuthsvoll, mit gefalteten Händen:
Wenn du geneigt, Hochheiliger, bist; wenn Buße Gedeihn bringt:
Mögen des Sagaras Söhne von mir Trankopfer empfangen!
Sey der Beherzeten Asche genetzt von den Fluten der Ganga,
Daß sie, die Urgroßväter gesamt, in den Himmel hinaufgehn!

Schenk' auch Erben, o Herr! daß nicht absterbe mir unser
Stamm! Ixvakus Geschlechte verleih solch herrlichen Segen!
Aber der Welt-Allvater, des Königes Bitte vernehmend,
Redet' ihn an, holdselig, mit sanft wohllautender Stimme:
Dein großherziger Wunsch, o Bhagirathas, Wagengeübter,
Sey dir gewährt! Neu schaffest du Heil Ixvakus Geschlechte.
Ganga, die älteste Tochter des Himavan, aber zu tragen,
Muß erst Sivas jedoch einwilligen. Wenn sie herabfällt,
Wäre die Erde zu schwach, den gewaltigen Sturz zu bestehen.
Keinem, o König, geläng' es gewiß, wie dem Dreyzackführer.
Als er gesprochen das Wort, und erklärt sein Wollen der Ganga,
Kehrte gen Himmel der Schöpfer der Welt mit den göttlichen Schaaren.
Aber Bhagirathas nun hub an aufs neue die Büßung,
Ließ in den Boden der Erd' einwurzeln die vorderste Fußzeh;
Beyde die Arme gestreckt, schlaflos, von der Luft sich ernährend,

Stand er, die Nacht wie den Tag, starr, Baumstamm-ähnlich, ein Jahr lang.
Als voll wurde das Jahr mit den kreisenden Monaten, redte
Sivas ihn an, Er, Uma's Gemahl, der lebendigen Pfleger:
Siehe geneigt mich dir: was soll ich, o Held, dir gewähren?
Und der gepriesene König, Bhagirathas, sagte dagegen:
Trage die Ganga, o Herr! Nimm auf der Entstürzenden Andrang!
Auf die vernommene Red' antwortete ferner der Gott ihm:
Sey es! Ich will dem Gesuch einwilligen, will mit dem Haupte
Jen' aufnehmen, die Tochter des Königes aller Gebirge.
Sprach's, und erstieg, der Gebieter, des Himavan Gipfel, und sagte:
„Falle herab!" zu der Ganga, der himmelumwallenden Stromflut.
Auf das vernommene Wort ward grimmvoll Ganga gemuthet.
Riesengestalt annehmend, und kaum aushaltbare Schnelle,
Stürzte sie jetzt vom Himmel herab zu dem Haupte des Sivas.
Denn sie gedachte, die Göttin, die schwer zu ertragende Ganga:

Bis in die Höll' eindring' ich, mit meinem Gewog' ihn erfassend.
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Sivas, und hegte
Heimlichen Rath, sie zu fangen, der Gott mit geaugeter Stirne.
Jene, die heilige, fiel auf Sankaras heilige Scheitel.
Gleich dort ward sie bestrickt im Geflecht langlockiges Haares,
Aehnlich den waldigen Höhen des Himavan: nimmer und nimmer
Konnte, mit Macht anstrebend, hinab sie gelangen zur Erde;
Auch kein Ausweg zeigte sich ihr von den Flechtengewinden.
Also der Jahr' Unzahl in des Haars labyrinthischen Gängen
Irrte die Göttin umher. Dieß sahe Bhagirathas, wandte
Wieder zur Bußqual sich, und befriediget wurde der Gott nun.
Frey ließ Sivas die Ganga hinab sich ergießen in Vindu's
See: der Entlassenen Schooß aussendete sieben der Ströme.
Hladini, Pavani auch, dann Nalini ferner, die dreye
Wandelten ostwärts hin, heilflutende Adern der Ganga.

Sita, Sucharus sodann, und der mächtige Sindhus, die Dreye
Wandelten hin zu der Westregion, glückselige Wasser.
Endlich der siebente zog dem Bhagirathas nach von den Strömen.
Jener, der fürstliche Weise, bestieg sein strahlend Geschirr jetzt:
Wie er voranschritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden.
Erst von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde
Stürzte sie nieder, die laut auftosende Flutkatarakte.
Rings von den Schwärmen der Fische zugleich, Schildkröten, Delphinen,
Fallenden oder gefallnen, erschien buntfarbig die Erde.
Aber die himmlischen Weisen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauspiel her, aus ihren ätherischen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Rossen,
Oder in schwankender Sänften Umschirmungen, kamen die Götter,
Dieß Weltwunder begierig zu schaun, die Herabkunft Ganga's.
Um den erlauchten Verein schien hell von des Edelgeschmeides

Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fische Geschwärm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft; und der hochaufbrausenden Schäume
Schwingungen, tausenderley sich begegnende, deckten den Himmel,
Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt rasch hinwallte die Flut, dort wand sie sich krümmend,
Breitete glatt sich umher, dann floß sie gelinde, gelinde,
Bald dann rollten die Wellen sich übergewälzt um einander,
Bald auch sprudelt' empor, bald plätscherte nieder die Stromflut.
Erst zu der Scheitel des Sivas gestürzt, von der Scheitel zur Erde
Schimmerte hell, durchsichtig, entsündigend, jenes Gewässer.
Und die Gandharven und Weisen, der irdischen Fluren Bewohner:
„Sivas-entflossener Thau ist reinigend!" dachten sie jetzo,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längst hatte vom Himmel
Hin zu der Erde gebannt, wer dort die Besprengungen vornahm,

Ward, alsbald von der Sünde gereiniget, wieder des Heils froh,
Und so durft' er, gelöst, eingehn zu den himmlischen Welten.
Alles Geschöpf sah jubelnd die Näh' des ätherischen Wassers,
Alle mit Ganga's Flur sich besprengenden wurden entsündigt.
Aber der weise Bhagirathas nun, sein strahlend Geschirr stets
Zügelend, eilte voran; ihm nach stets wandelte Ganga.
Götter und himmlische Weise, zugleich die Titanen, die Riesen,
Auch die Gandharven und Genien all, Roßhäupter und Schlangen,
Ferner die buhlenden Nymphen gesamt: des Bhagirathas Wagen
Folgten sie nach, und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewässer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Entsündigerin, die Erkohrene unter den Strömen.
Aber sie kamen vorbey an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: deß Opferbezirk ward wild von der Ganga beflutet.
Als er den frevelnden Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus,

Daß er die Wasser des Stroms ganz eintrank, Wunder zu schauen.
Dessen erschracken die Götter, zusamt den Gandharven und Weisen,
Ehrten den Heiligen hoch, ankündigend ihm die Verheißung,
Daß in der Zukunft Ganga ihm töchterlich solle gehören.
Also besänftiget, ließ er die Flut ausrinnen vom Ohre.
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathas Ankunft
Ehret' ihn nach der Gebühr, ging dann zu dem Opferbezirk hin.
Drum heißt Jahnavi noch, und Erzeugete Jahnus die Göttin.
Und dem Bhagirathas nun nachwandelte wiederum Ganga
An die Gestade des Meers, dann tauchte die Herrliche nieder
Bis in der Höll' Abgrund, zu des heiligen Werks Vollendung.
Was sein Ringen erstrebt, das wurde dem fürstlichen Weisen
Jetzo gewährt: froh sah er die aschverwandelten Ahnen.
Aber sobald die verklärende Flut die Gebeine der Todten
Hatte bespült, aufstiegen entsündiget alle gen Himmel.

Jenem erschien itzt Brahma, der Welt Herr, sprach zu dem König:
Löwe der Menschen, du hast dein urgroßväterlich Ahnvolk,
Alle die sechs Zehntausend, des Sagaras Söhne, gelbset.
Ewig unwandelbar steht dieß Fluteinsammelnde Weltmeer,
Welches in Zukunft soll nach Sagaras Namen benannt seyn.
Siehe! so lang' hier stehet das Weltmeer, bleiben die Söhne
Sagaras alle, den Göttern gesellt, Einwohner des Himmels.
Diese, die Göttin des Stroms, soll älteste Tochter dir heißen,
Soll ja Bhagirathi seyn, drey Welten bekannt mit dem Namen.
Erst Dreypfadige heißt sie: die himmlischen Weisen ertheilten
Also den Namen ihr jetzt, weil durch drey Welten sie wandelt,
Weil sie den Himmel, die Erd', und der Höll' Abgründe beströmet;
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde;
Drittens Bhagirathi dann: Du gabst ihr das kindliche Beywort.
Wisse! so lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt,

Wird sich unwandelbar auch dein Ruhm in die Welten verbreiten.
Hier ausgieße den Vätern gesamt von dem Wasser die Spende,
Herrscher des Volks! glückselig erfüll' dein hohes Gelübde.
Nicht dein herrlicher Ahnherr selbst, groß unter den Frommen,
Wurde des Wunsches gewährt; auch Ansuman, jener Gerechte,
Strahlende, flehet' um Ganga: die Sehnsucht blieb unerfüllt ihm.
Dann der belobte Dvilipas, ein Held, in des Kriegergeschlechtes
Tugenden fest, andächtig, ein Vorbild fürstlicher Weisen,
Er, dein Vater: umsonst war all sein Ringen und Streben.
Ewiger Ruhm wird dein: Du hast das Gelübde gelöset.
Dir nur ist sie gelungen, o Held! die Herabkunft Ganga's.
Sie wird immer den Frommen der Heiligung großer Altar seyn.
Deines Geschlechts Vorahnen gesamt ausgieße die Spende,
Stets auch bade dich selbst in der Flut: so lebe gereinigt,
Herrlichster unter den Menschen, und ernte der Tugenden Frucht ein.

Segen mit Dir! Ich kehre zurück zu den himmlischen Welten.
Als er gesprochen das Wort, der erhabene Welt-Allvater,
Ging er desselbigen Weges, von wannen er kam, zu den Himmeln.
Aber Bhagirathas nun vollendete jenen die Spende,
Wie es die Satzung heischt, den gepriesenen Sagaras-Söhnen.
Selber gereiniget dann, heim kehret' er wieder zu seiner
Herrschaft Sitze, bedacht sein erbliches Reich zu regieren.
All sein Volk, voll Jubels, begrüßte des Königes Einzug,
Lebte getrost, friedselig, beschwerlos, gütergesegnet.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Die Gelehrten werden entschuldigen, wenn sie hier manches ihnen schon bekannte wiederfinden; ich wünsche, bey einem Gedicht besonders, den Bedürfnissen aller gebildeten Leser entgegen zu kommen. Uebrigens beschränke ich mich auf das zum Verständniß unmittelbar dienliche: mit allgemeinen Betrachtungen über den Geist und Gehalt der ganzen Dichtung will ich den Denkern für jetzt nicht vorgreifen.

Der Stoff dieser Erzählung ist aus dem Ramayana genommen, Book I. Sect. 32 — 35. Sie beträgt in der Urschrift etwas über zweyhundert Slokas oder vierhundert Verse. Die Geschichte ist verschiedentlich erzählt worden; wie natürlich, mit manchen Abweichungen und weiterer Ausführung der einzelnen Umstände. S. Ward Vol. I, p. 265 u. f. Ein besonderes Buch eines Sagengedichtes führt seinen Namen von dieser Flußgöttin, es dürfte aber schwerlich an Alter und Aechtheit dem Ramayana zu vergleichen seyn.

Der Göttin Ganga. (Ganga, —⏑ Gangâ, ——.) Die Gottheiten der Berge sind bey den Indiern insgemein männlich; die der Flüsse, mit wenigen Ausnahmen weiblich, wie es bey den Alten nur die Nymphen der Quellen waren. Die Griechen haben den Namen, durch Hinzufügung einer männlichen Endung, und Verwandlung des â in η nach der Jonischen Mundart, Γάγγης, sonst mit getreuer Auffassung ihrer Sprache angeeignet. Das n in Gangâ ist eben auch das nasale, welches die Griechen durch das erste Gamma ausdrücken.

Erster Gesang.

Vers 1. Ayodhya, ⏑——⏑, (Ayôdhyâ, ⏑——,) die Unüberwindliche. Diese in den Heldensagen als der Königssitz des Ramas so berühmte Stadt führt noch den alten Namen, und giebt ihn einer Landschaft, im nördlichen Indien am rechten Ufer des Ganges, ostwärts von Bahar. Nur ist Ayodhya durch die Flüchtigkeit der neueren Aussprache in Aude, nach der Englischen Schreibung Oude, verkürzt. Die Einwohner zeichnen sich noch jetzt als ein edler und kriegerischer Stamm aus. Die Ruinen von Ayodhya in der Nähe von Fyzabad, der

Hauptstadt der Mahomedanischen Beherrscher, beweisen ihre vormalige Größe, wiewohl die aus Backsteinen erbauten Häuser in formlose Haufen zusammen gesunken sind. S. *Hamilton* East India Gazetteer, unter Oude.

V. 2. Sagaras, — ⏑ ⏑. Sagaras, ⏑ ⏑ ⏑. Das Geschlecht der Könige von Ayodhya, aus welchem später Dasarathas und sein Sohn Ramas abstammten, wird häufig nach dem ersten Stammvater Ixvakus benannt. Vielleicht wird es bequem seyn, hier gleich den Stammbaum der in diesem Gedichte erwähnten Nachkommen des Sagaras zu übersehen.

Erste Gemahlin.		Zweyte Gemahlin.
Kesini.	⏑ Sagaras. ⏑	Sumatis.
Asamanjas.		60,000 Söhne ohne Nachkommenschaft.
Ansuman.		
Dvilipas.		
Bhagirathas.		

V. 2. 3. Es ist bekannt, daß die Kinderlosigkeit bey den Indiern als ein großer Unsegen betrachtet wird, und nichts ist häufiger in den alten Gedichten als Gelübde, Opfer, fromme Uebungen, um sich davon zu lösen. Doch richtet sich das Verlangen besonders auf Söhne, weil nur diese den Dienst der Manen für ihre Väter verrichten können. Dasarathas, zu Anfange des Ramayana, betrachtet sich noch als kinderlos, wiewohl man nachher erfährt, daß er eine schon vermählte Tochter hat.

V. 4. Kesini, — ⏑ ⏑. Kêsini, — ⏑ —. Die Schöngelockte, εὐπλόκαμος.

V. 4. Vidarbhas, ⏑ — ⏑, wie im Indischen. Ein König, der einem Reiche des südlichen Indiens seinen Namen gegeben, worüber das nähere bey dem Gedichte vom Nalas.

V. 5. Sumatis, — ⏑ ⏑. Sumatis, ⏑ ⏑ ⏑. Die Wohlgesinnte, εὐμητις.

V. 6. Garudas, ⏑ — ⏑. Garudas, ⏑ ⏑ ⏑. Die Dichter beschreiben ihn als einen riesenhaften Adler, Geyer oder Kranich, auf welchem Vishnus mit unglaublicher Schnelligkeit

durch die Lüfte fährt. In den Abbildungen aber ist er der menschlichen Gestalt oft so sehr angenähert, daß nur leichte Spuren von dem Vogel übrig bleiben.

V. 9. Himavan, — ⏑ ⏑. In der absoluten Form Himavat, im *nom. masc.* Himavân, ⏑ ⏑ —. Der Schneeige, Winterliche. Hima ist das Griechische χεῖμα, das Lateinische *hiems*. Die Neueren nennen dieses Gebirge, das Indien im Norden begränzt, häufig Himâlaya, (der Aufenthalt des Schnees) mit abgekürzter Aussprache Himaleh; in den Dichtern erinnere ich mich nicht eben diese Benennung gefunden zu haben: sie eignete sich wohl nicht so gut zur Personification. Verschiedene Stellen des Himavan sind noch jetzt das Ziel vieler Pilgerfahrten.

V. 10. Bhrigus, — ⏑. Bhrigus, ⏑ ⏑. Bhrigus führt einen großen Namen unter den mythologischen Weisen. Ihm werden verschiedene Abstammungen zugeschrieben: mittelbar oder unmittelbar vom Brahma, meistens aber heißt er ein Sohn des Manus, der durch ihn seine Gesetze offenbart. S. Jones Institutes of Menu. Chapt. 1, 59. 60. Bhrigus als Appellativ bedeutet auch einen steilen Absturz, und hiemit scheint in der Urschrift ein Wortspiel beabsichtiget zu seyn, das einige Dunkelheit verursacht. Freylich wohnt Bhrigus eigentlich im Himmel, man mochte aber an diesem Berge, wohin sich Sagaras begab, seine Orakelsprüche und Segnungen besonders erwarten.

V. 18. Löwe der Menschen. Die Namen der edelsten und stärksten Thiergattungen, des Tigers, Löwen und Stieres, werden oft mit dem Namen des Menschen zusammengesetzt, um einen hohen Vorrang zu bezeichnen; und zwar nicht bloß in Hinsicht der kriegerischen Eigenschaften, sondern auch Weise und Heilige werden so angeredet. Wir können nur den Löwen gebrauchen; der Tiger würde uns falsche Nebenvorstellungen geben, die ihm in der Indischen Sprache durchaus fremd sind.

V. 20. Faltend die Hände. Wir verstehen unter gefalteten Händen meistens verschränkte. Die Indier legen aber beym Gebet, und sonst als Zeichen der Ehrerbietung die Hände ausgestreckt vor der Brust zusammen, so wie man es häufig

Digitized by Google

auf den Bildern sieht. So war auch wohl bey uns die alte Sitte, die man an so vielen betenden Figuren auf christlichen Grabmälern findet; der Ausdruck falten, schlicht zusammenlegen, führt uns eben dahin.

Min hende ich valde
Mit triuwen al gernde uf ir fuesse,

sagt einer von unsern Minnesingern.

V. 21. Brachmane, — — ⏑. Unsre Weise, Brahminen oder gar Braminen zu schreiben, ist ganz falsch, und vermuthlich zuerst durch die Französischen Missionare aufgekommen. Aber in Bramins lautet das i wie e, wodurch man das kurze a hat ausdrücken wollen. Dieser Name ist wieder ein Beyspiel, daß die Griechen die von den Indiern selbst vernommenen Worte so genau auffaßten, als es sich mit ihrem Alphabet thun ließ. Es findet sich im Indischen eine doppelte Form: Brahman, wie der Gott selbst, und patronymisch abgeleitet Brâhmana, im *nom. sing.* Brâhmanas; so findet sich auch Βραχμάν, und wiederum Βραχμανοί. Da die Griechen keinen Hauch vor einem Consonanten hatten, so haben sie das h ganz richtig durch ihr χ ausgedrückt. Die erste Indische Form verlängert die zweyte Sylbe in manchen Biegungen, z. B. *acc. sing.* Brahmânam. Die Leser werden wohl fühlen, warum ich in einem Gedicht die Schreibung der Alten vorgezogen. Auch Camoëns schreibt:

Brachmanes sam os seus Religiosos,
Nome antigo, e de grande preeminencia.

V. 32. Eine übliche Ehrenbezeugung, mehrmals im Kreise um eine Person herumzugehen, die rechte Seite ihr zugewandt, und die Hände vor der Brust ausgestreckt zusammen gelegt.

V. 35. Asamanjas, ⏑ ⏑ — ⏑, wie im Indischen. Der Ungehorige, Ausschweifende. Da die Indier so große Sorge tragen, ihren Kindern glückbedeutende Namen zu geben, so muß man wohl annehmen, daß er diesen Beynamen erst von seiner Aufführung bekommen.

V. 37. Den flaschengestalteten Kürbis. Es scheint dieser Sage eine Etymologie oder ein Wortspiel zum Grunde zu liegen: Ikshvâku, der Name, den das ganze

Geschlecht führt, heißt ein Kürbis. Hier wird zwar ein andres Wort gebraucht: tumba, aber die Bedeutung ist dieselbe, cucurbita lagenaris. Wem übrigens dieser Kürbis gar zu lächerlich vorkommt, der mag ihn zu den Eyern der Leda hinlegen. Diese Erwähnung steht hier, nur um zu erinnern, daß es bloß Wirkung der Gewohnheit ist, wenn uns die Seltsamkeiten der Griechischen Mythologie nicht mehr auffallen.

V. 40. Geläuterten Oeles. Im Original ausgeklärte Butter. Ob gewisse Begriffe und Namen in der Poesie für edel oder unedel gelten, das hängt zuweilen von zufälligen Nebenvorstellungen ab. Die ausgeklärte flüßige Butter leistet den Indiern bey den Opfergebräuchen, und auch zur Nahrung dieselben Dienste, wie den Alten das Oliven-Oel. Dieses scheint kein Erzeugniß des Indischen Bodens, wenigstens kein bisher angebautes, zu seyn. Oel zum Brennen in Lampen wird aus andern Pflanzen gepreßt.

V. 46. Sarayu, ⏑ — —. Sarayû, ⏑ ⏑ —. Ein Fluß der an der Stadt Oude vorbeyfließt, heutzutage aber häufig seinen Namen an den mit ihm vereinigten Coggrah verliert. S. Hamilton E. I. Gaz. unter Goggrah.

V. 50. Anſuman, — ⏑ ⏑, Ansumân, — ⏑ —. Der Strahlende.

V. 55. Die Roßweih. Das Pferdeopfer, aswamêdha. Wegen der vielen einweihenden Gebräuche habe ich geglaubt, es schicklich die Roßweih benennen zu können. Dieses Opfer wurde als ein sehr schwieriges Unternehmen betrachtet, theils wegen Beobachtung der Ceremonien, theils wegen des großen Aufwandes, den die prächtige Bewirthung vieler Tausende von Gästen erfoderte. Hier ist die Sache nur im allgemeinen berührt; am Eingange des Ramayana findet sich eine ausführliche Beschreibung, die uns Anlaß zu Vergleichungen mit den Scandinavischen Pferdeopfern geben wird.

V. 59. Schwäher des Sivas. Die jüngere Schwester der Ganga, Uma, war dem Sivaz vermählt. Unter vielen andern Namen heißt sie auch Pârvati, die Tochter des Berges.

V. 60. Vindhyas, — ⏑ ⏑. Im Indischen zweysylbig,

Vindhyas. Ich habe des Wohlklanges wegen das y in seinen Vocal aufgelöst. Das Vindhya-Gebirge streift von Osten nach Westen, ungefähr in der Linie des Wendekreises hin, und macht die große Scheidung zwischen dem nördlichen Indien, und der südlichen Halbinsel. Wir müssen annehmen, daß das Opfer an der westlichen Gränze des Reiches von Ayodhya, etwa in der Ebene beym Zusammenfluß des Sarayu und Ganges gefeyert wurde, wo die beyden Gebirge am nächsten zusammen rücken, und ohne Zweifel beyde gesehen werden können, ungefähr wie in der Lombardey die Alpen und Apenninen, wiewohl sie noch in ziemlicher Entfernung von einander bleiben.

V. 62. Dort in dem tugendbegaberten Land. Dieser Lobspruch wird nicht auf ganz Indien ausgedehnt, sondern bestimmt auf die von den beyden großen Gebirgen eingeschlossene Landschaft beschränkt. S. Amara Cosha. B. II, Chap. 1, Sl. 8. So wird also dem nördlichen Indien vor dem südlichen entschieden der Vorrang in Hinsicht auf sittliche Bildung zugeschrieben.

V. 68. Dem siebengehaupteten Endlos. Indisch Anantas, zusammengesetzt aus dem verneinenden a mit angehängtem n, und anta, das Ende; Gothisch: Andi, Fränkisch: enti.

V. 69. Dem Bett des entschlummerten Vishnus. Dieser Gott wird häufig schlummernd auf dem Ocean vorgestellt: er ruht auf einem ausgefalteten Lotos, getragen von den Windungen jener Schlange, deren Häupter über ihm einen Baldachin bilden. Auf diese Weise ist auf einer kleinen Insel im Ganges, the rock of Jehangiri genannt, sein colossales Bild in dem Granitfels ausgehauen. S. Wilkins Anmerkungen zum Hitôpadêsa, p. 295. Die Schlange Anantas ist durch ihre vielen Köpfe ausgezeichnet; sonst finden sich aber einfache Schlangen dieser Art, in andern Bestimmungen an den Indischen Götterbildern. Es scheint durchaus dieselbe Gattung zu seyn, wie die Schlange οὐραῖος, die unaufhörlich an den Aegyptischen Denkmalen wieder kommt.

V. 75. In dem Opfer ein Bruch. Es war ein allgemeiner Glaube bey den Indiern, daß ein Opfer, wobey etwas verfehlt wird, dem Unternehmer selbst zum Verderben

Digitized by Google

gereiche. Da die Priester die einzigen Richter darüber waren, ob alles den heiligen Anordnungen gemäß (rite) vollbracht worden sey, so mußte ihnen dieß eine fast unbegränzte Herrschaft über die Gemüther sichern. Hier in dem Gedicht bildet dieser Umstand eben den dramatischen Knoten.

V. 79. Von dämonischen Riesen. Bey der ersten Erwähnung der Riesen habe ich dieses Beywort für zweckmäßig gehalten, um zu erinnern, daß nicht körperliche Menschen von übergroßer Statur darunter verstanden werden dürfen, wie etwa die Riesen mit eisernen Stangen in unsern alten Heldensagen, sondern geistige Wesen, mit magischen Kräften begabt. Sie heißen Nachtwanderer, erscheinen und verschwinden, und wechseln ihre Gestalt nach Belieben. Doch scheinen sie eines dauerhafteren und verkörperten irdischen Daseyns fähig zu seyn, wie z. B. der Riese Ravanas die Insel Ceylon als König beherrscht. Der allgemeine Name ist Rakshas, und verlängert Râkshasa; sie sind männlich und weiblich, aber in beiden Fällen bleibt der erste Name im Neutrum, was, wie mich dünkt, eben die Zweydeutigkeit ihres Wesens ausdrückt. So heißt es in den Nibelungen: ein wildez getwerch.

V. 75. Des Erebus Schlangen. Die Schlangen haben ihre eigne Stadt in der Unterwelt, Bhôgavatî genannt. S. Ramay. B. I. Sect. 5, sl. 25.

V. 83. Irgend ein Gott. Im Ramayana wird nicht gesagt, wer denn eigentlich das Roß geraubt. Nach andern Erzählungen war es Indras, der Gott des Firmaments, aus Eifersucht über die gelungenen Opfer des Sagaras.

V. 91. Raste. Dieses Wort habe ich dem Ulfilas abgeborgt, und glaube, es könnte mit Vortheil in der Poesie gebraucht werden, weil Meile theils Römischen Ursprungs ist, theils wegen des gemeinen Gebrauchs einen zu prosaischen Anstrich hat. Die Indische Meile heißt Yôjanam, und beträgt acht tausend Klafter.

V. 104. Titanen. So habe ich am schicklichsten die gleichbedeutenden Namen Asura, Dânava und Daitya übersetzen zu können geglaubt, da ihnen Kriege gegen die Götter, und zwar gleich im Anbeginn der Dinge, zugeschrieben werden.

V. 108. Eiland Jambu's. In der mythischen Geographie der Indier entweder Indien allein, oder das gesamte feste Land, womit es zusammenhängt. S. *Wilford* on the sacred Isles in the west, (Asiat. Res. Vol. VIII, p. 291—299.) auf den ich mich übrigens ungern berufe, weil er, bey dem allgemeinen Eingeständniß der erlittenen Mystification, doch die Gränze nicht genau angegeben, wo der Irrthum anhebt.

V. 109. Gandharven, die himmlischen Musiker, männliche und weibliche. Deswegen lassen sie sich nicht als Musen bezeichnen, wiewohl alle Musenkünste unter ihrer Obhut stehn.

V. 110. Häuptern der riesigen Schlangen. Die Häupter oder Könige der Schlangen sind der oben erwähnte Anantas oder Sèshas, dann Väsukis, Takshakas, Sankhas, u. s. w. Die Schlangen erscheinen in der Indischen Mythologie nicht durchgehends als feindselige Wesen, noch ausschließend in die Unterwelt gebannt.

V. 127. Kapilas, — ⏑ ⏑, eine göttliche Verkörperung des allgegenwärtigen Vishnus, über die ich für jetzt keine nähere Aufklärung zu geben weiß. An den Philosophen Kapilas ist hier nicht zu denken. Nach der vorliegenden Dichtung möchte man das unterirdische Feuer der Vulcane darunter verstehen.

V. 132. Die Dreyßig und Drey. Dieß sind Götter von untergeordnetem Range, die folgendermaßen aufgezählt werden: acht Vasus, eilf Rudras, zwölf Adityas und Aswini und Kumaras. Der oberen Götter zählt man dreyzehn, nach denen auch der Himmel die Wohnung der Dreyzehn genannt wird. Doch es ist hier nicht der Ort, die Hierarchie der Indischen Olympe genau zu entwickeln.

V. 139. Vampire. Im Original Pisächas. Sie sind feindselige Wesen, lüstern nach dem Fleisch und Blut lebendiger Creaturen, (Ramay. B. I. Sect. 26, Sl. 19.) und büßen ihre grausame Lust an Weibern im Zustande des Schlafs, der Trunkenheit und des Wahnsinnes. Jones Instit. of Menu. Chap. III. §. 21 und 34. An einer andern Stelle hat S. W. Jones vermuthlich (ich kann die Urschrift jetzt nicht vergleichen) Pisächas durch *blood-thirsty savages* übersetzt. Instit. Chap. 1, §. 37.

Digitized by Google

V. 139. Hydern. Diesen Ausdruck habe ich von den Englischen Uebersetzern angenommen, die ihn gebrauchen, wo zwey Benennungen für Schlangen beysammen stehn. Er wird durch die Vielförfigkeit der Schlangen an den Indischen Denkmalen gerechtfertigt.

V. 148. Hier werden nur vier Elephanten aufgeführt, welche an den Cardinalpunkten die Erde tragen. Der Amara-Kosha zählt deren acht, nämlich vier in den mittleren Gegenden, Südost u. s. w. Sie entsprechen eben so vielen Gottheiten, den Beschützern der acht Abtheilungen des Horizonts. Bemerkenswerth ist es aber, daß die Elephanten der Weltgegenden hier ganz andere Namen führen, als die im Amara-Kosha angegebenen.

V. 149. Virupaxas, ⏑ ⏑ — ⏑. Virûpâxas, ⏑ — — ⏑, oder genauer Virûpâkshas. (Der Buchstabe, den Wilkins durch ksh ausdrückt, ist der einzige Doppelbuchstabe, der im Alphabet mit aufgeführt wird. Er entspricht in so fern dem Lateinischen x, und ich habe mir erlaubt, dieses zu gebrauchen, um das Fremde jener-Zusammenstellung zu vermeiden. Uebrigens ist keine Irrung dabey zu besorgen: die Indier haben zwar drey verschiedene Zischlaute, aber auf k folgt nie ein anderer als der mittlere, sh, unser sch.) Virupaxas heißt: mit verdrehten oder entstellten Augen; es ist auch ein Beyname des Sivas, wegen des dritten Auges auf der Stirn.

V. 157. Mahapadmas, ⏑ ⏑ — , Mahâpadmas, ⏑ — — ⏑. Mahapadmas heißt buchstäblich Groß-Lotos, zugleich aber ist es eine Zahlbezeichnung für 100,000,000,000.

V. 162. Saumanasas, — — ⏑ ⏑, Saumanasas, — ⏑ ⏑ ⏑. Der Name ist patronymisch gebildet von sumanas, wohlgemuth, welches aber auch ein allgemeiner Name der Götter ist.

V. 163. Und erfragten das stätige Wohlseyn. Die übliche Höflichkeits-Formel, sich nach dem Befinden zu erkundigen, wird von den Indiern auch auf die Götterwelt übertragen.

V. 165. Himapanduras, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, wie im Indischen; Himapânduras, schneeweiß. Die Beziehung dieses Namens auf die Weltgegend, wo der Elephant steht, ist klar; zugleich werden wir an die als eine Seltenheit geschätzte Spielart der weißen Elephanten erinnert.

Digitized by Google

V. 168. Der gepriesenen Weltregion. Der Vorrang dieser Weltgegend gründet sich wohl darauf, daß sie unter dem besonderen Schutze des Sivas, eines der drey obersten Götter steht.

Zweyter Gesang.

V. 30. Sein Trankopfer zu spenden. Der Dienst der Manen ist ein Hauptstück in der Judischen Religion. Ich behalte mir vor, in der Folge ausführlich davon zu handeln, und ihn mit den Gebräuchen der Römer und anderer Völker zu vergleichen. Libationen mit Wasser für die abgeschiedenen Väter werden von den Frommen bey jedem Bade verrichtet. S. Ramay. B. I, Sect. 2, Sl. 11. Sect. 30, Sl. 31.

V. 33. Der Oheim' Ahn von der Mutter. S. Ges. I., V. 6. 7. Garudas war der mütterliche Oheim der Söhne des Sagaras. Ich habe den Ausdruck Ahn um so eher brauchen zu dürfen geglaubt, da die Indier die Oheime mit zu den Vätern rechnen, denen man kindliche Ehrerbietung schuldig ist.

V. 57, 58. Dreymal zehn Jahrtausende. Jenes umgekehrte Gesetz der Optik, daß die Gegenstände der Vorzeit, je entfernter, zu einer desto größeren Ausdehnung anwachsen, findet bey den Indiern in einem höheren Grade Statt, wie vielleicht bey irgend einem andern Volke. Ihre ungeheuern mythischen Zeitangaben sind bekannt, und das Lebensalter ihrer heroischen Patriarchen steht damit in Verhältniß. Doch scheint darin eine allmähliche Abnahme Statt zu finden: Ramas, ein späterer Abkömmling des Sagaras, regiert nach Vollbringung seiner jugendlichen Thaten nur eilftausend Jahr. S. Ramay. B. I, Sect. 1, Sl. 114.

V. 61. Dvilipas, ⏑ — ⏑, wie im Indischen, Dvilipas.

V. 74. Bhagirathas, ⏑ — ⏑ ⏑, wie im Indischen, Bhagirathas.

V. 78, 79. Zu des Indras himmlischer Welt. Der Himmel des Indras ist insbesondre die Belohnung thätiger Tugenden. Eine höhere Seligkeit wird in der Welt des Vishnus und Brahma der frommen Beschaulichkeit zu Theil.

V. 84. Gokarnas, — — ⏑, im Indischen eben so. Ohne Zweifel in dem Gebirge Himavan, und vermuthlich nahe bey der Quelle des Ganges. Der Name bedeutet Kuh-Ohr.

V. 88. Aß abwelkendes Laub. Die gewöhnliche Nahrung frommer Einsiedler besteht in Wurzeln und Früchten. Ein besonderer Grad der Heiligkeit ist es, sich bloß von welkem Laube zu nähren, um auch kein Pflanzenleben zu verletzen.

V. 102. Ixvakus, — — ⏑, Ixvákus, oder genauer Ikshvâkus, eben so. Vgl. die Anm. z. Ges. 1, V. 37.

V. 110. Dem Dreyzackführer. Der Dreyzack ist dem Sivas ausschließend eigen. Er führt ihn zwar nicht in allen Abbildungen, aber doch sehr häufig.

V. 118. Uma, — ⏑, Umâ, ⏑ —.

V. 133. Der Gott mit geaugeter Stirne. Trinayanas, Dreyäugig, τριόφθαλμος, τριωπης. Das dritte Auge befindet sich mitten auf der Stirne, und zwar in senkrechter Richtung. Meistens ist es an den Bildern des Sivas nur leicht angedeutet, so daß es keine Entstellung verursacht, wie etwa das gemahlte Zeichen, das die besondern Anhänger dieses Gottes tragen.

V. 134. Sankaras, — ⏑ ⏑, Sankaras, eben so. Ein Name des Sivas.

V. 135. Im Geflecht langlockiges Haares. Dieser Kopfputz des Sivas, langes fest um die Scheitel und darüber hinaus zusammen gewundenes Haar, heißt Jatâ, und ist die eigenthümliche Tracht der Büßer. Der Name ist von den vielfaserigen Wurzeln der Pflanzen übertragen.

V. 140. Irrte die Göttin umher. Häufig sieht man an den Bildern des Sivas, in Anspielung auf diese Dichtung, oben aus seinen Haarflechten den Kopf der Ganga, verhältnißmäßig sehr klein, hervorragen.

V. 142. In Vindu's See. Ueber diesen mythischen See finde ich keine Nachweisung.

V. 144. Hladini, — ⏑ ⏑, Hlâdinî, — ⏑ —, Pavani, — ⏑ ⏑, Pâvanî, — ⏑ —; Nalini, — ⏑ ⏑, Nalini, ⏑ ⏑ —.

V. 146. Sita, — ⏑, Sitâ, — —; Suchaxus, ⏑ — ⏑, Suchaxus oder genauer Suchakshus, eben so; Sindhus, — ⏑ wie im Indischen.

V. 143 – 147. Es wäre wichtig für die mythische Geographie der Indier, wenn man die sechs Flüsse, die mit dem Ganges demselben See entströmen sollen, zuverläßig bestimmen

Digitized by Google

könnte. Vermuthlich findet sich doch etwas in den Commentatoren, aber die Englischen Herausgeber lassen uns, nach ihrer Gewohnheit, hier durchaus im Stiche. Sie begnügen sich damit, die Namen zu deuten, was freylich sehr leicht war. Diese Namen sind ganz allgemein, und führen auf keine weitere Spur: Hlâdini, die Erfreuende; Pâvani, die Reinigende; Nalinî, die Lotosreiche; Suchaxus, die Schönäugige; Sitâ, die Weiße. In obiger Ordnung folgen sie im Original auf einander. Ich weiß nicht, wie die Herausgeber sagen können, der sechste Strom, Sindhus, sey wahrscheinlich unser Indus. Nichts kann gewisser seyn. Dieß ist ja der eigne Name des Flusses, den er bis auf den heutigen Tag wie vor Alters führt. Zum Ueberfluß ist noch dazu gesetzt mahânadî, der große Strom. Das scheint mir ausgemacht, daß bey den fünf übrigen Namen durchaus nicht an Flüsse der diesseitigen Halbinsel Indiens zu denken ist. Wären diese gemeynt, so würden sie wie der Ganges und Sindhus mit ihren geschichtlichen Namen bezeichnet seyn. Die auf dem Himavan entspringenden gehören zum Flußgebiete der beyden Hauptflüsse, und denen, die ihre Quelle auf dem Vindhya oder dem westlichen Küstengebirge haben, konnte der Dichter keine gemeinschaftliche Quelle mit dem Ganges zuschreiben. Auch sind diese Ströme nicht bedeutend genug, um als Weltflüsse mit dem Ganges in gleichen Rang gesetzt zu werden. Endlich lehnt sich die Ordnung dagegen auf, worin die Flüsse aufgeführt sind: erstlich die östlichen, dann die westlichen, unter diesen der Sindhus zuletzt, nach ihm wird sogleich der Ganges genannt. Wie mich dünkt, müssen wir uns von der Quelle des Ganges links im Kreise herum wenden, um mit einiger Wahrscheinlichkeit die fünf großen Flüsse auszumitteln, die im Horizont der Indischen Erdkunde liegen mochten. Da nur die beyden Richtungen nach Ost und West genannt sind, nicht die nach Norden und Süden, so müssen jene mit einer gewissen Breite verstanden werden, wie denn auch der Sindhus wirklich nach Südwesten fließt. In der angegebenen Ordnnng stellt sich nun zuerst der Brahmaputtra dar, der auf demselben Gebirge mit dem Ganges, nur an dem entgegengesetzten Abhange entspringt. Allein ich

bezweifle, daß dem Brahmaputtra hier eine Stelle eingeräumt werden könne. Da er an seinem Ausfluß mit dem Delta des Ganges zusammen trifft, wird er unstreitig mit zu dessen Flußgebiete gerechnet. Auch wäre wohl schwerlich sein Indisch-mythologischer Name (Sohn des Brahma) verschwiegen, am wenigsten mit einem weiblichen vertauscht worden. Demnächst kommen die beyden Hauptflüsse der jenseitigen Halbinsel an die Reihe, der Iravaddi, und der Fluß von Camboja, oder der von Siam, wie sich nun, nach Aufklärung der noch bestehenden geographischen Ungewißheiten (S. *Malte-Brun* Géographie universelle T. IV, p. 170) der Vorrang zwischen den beyden letzten entscheiden mag. Hierauf folgt der große Fluß von China, der Yantse-Kiang, oder blaue Fluß. Damit wäre die Zahl der östlichen Flüsse erschöpft, wenn wir in der jenseitigen Halbinsel zwey mitrechnen wollen; wenn nur Einem eine Stelle eingeräumt wird, so käme noch der zweyte Chinesische Fluß, der Hosang-ho an die Reihe. Unter den beyden westlichen Flüssen außer dem Sindhus lassen sich schwerlich andre verstehen, als der Jaxartes und Oxus der Alten.

Wem fallen nicht bey diesen sieben Geschwisterströmen die vier vielgedeuteten Flüsse des Paradieses ein? Der mythischen Ansicht, Flüssen, die in verschiedenen Richtungen in verschiedene Meere ausströmen, eine gemeinschaftliche Quelle anzuweisen, liegt doch eine gewisse Naturwahrheit zum Grunde. Die Quellen sind oft sehr nahe bey einander, nur an verschiedenen Abhängen eines Gebirges oder einer hohen Bergfläche. In demselben Sinne könnte man den Rhein, die Rhone, und die Donau (wenn man den Inn als den Hauptfluß betrachtet) aus Einer Quelle ableiten. Die Quelle des Ganges hat vielleicht nie ein Sterblicher gesehen, da sie hinter ungeheuern Massen von Schnee versteckt liegt. Daß sie aber auf unsern bisherigen Landcharten in eine viel zu weite Entfernung gerückt wird, ist nach den neuesten Beobachtungen ausgemacht. S. As. Res. T. XI, p. 429 – 563 und Hamilton E. I. Gaz. in dem Artikel Ganges. Der See Vindus deutet vielleicht auf eine Ueberlieferung, daß in dem hohen Gebirgskessel von Tibet vor Zeiten ein großer See gewesen. Hoffentlich haben wir noch manche Aufschlüsse über die mythisch-geogra-

Digitized by Google

phiſchen Weltanſichten der Indier aus ihren alten Schriften zu erwarten: bis dahin verſparen wir alles übrige, denn auf die Wilfordſchen Ergebniſſe läßt ſich durchaus nicht fußen.

V. 149. Beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt. Es iſt ſehr ſchön, daß der fromme Büßer nun plötzlich in ſeiner urſprünglichen Heldengeſtalt auftritt. Vorbereitet war es. Vgl. V. 105. Hier kommt auch die prophetiſche Bedeutung des Namens zum Vorſchein. Bhagirathas heißt der glückliche Wagenlenker, εὐάρματος.

V. 155. Genien. Hier ſind im Original zwey Ordnungen von Weſen genannt, Yaksha's und Siddha's, die ich oft erwähnt, aber noch nirgends nach ihren Attributen, Kräften, Beſchäftigungen anſchaulich geſchildert finde. Doch über die erſten enthält der Meghaduta vieles, da in dieſem Gedicht ein Weſen dieſer Ordnung die redende Perſon iſt. Auch S. W. Jones hat, wie ich glaube, einen von dieſen Namen, oder beyde, durch *benevolent genii* überſetzt. S. Inst. of Menu. Chap. 1, §. 37.

V. 157. Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt. Dieſes iſt von den Sitten des Götterdienſtes entlehnt. Bey vielen Tempeln befinden ſich ungeheuer große, hohe und vielräderige Wagen. Dieſe, ſchon an ſich prächtig, werden bey Feſten mit Flaggen und Kränzen bunt verziert, das verehrte Bild wird darauf geſtellt, Hunderte von Menſchen ziehen den Wagen in Proceſſion umher, viele Tauſende begleiten ihn jubelnd.

V. 157. Elephanten und Roſſen. Den meiſten oberen Gottheiten ſind beſondere Thiere zugeeignet, auf welchem ſie ſitzend vorgeſtellt werden: dem Viſhnus der Adler Garudas, dem Sivas der Stier, ſeiner Gemahlin Durga der Tiger, dem Ganeſas ſogar eine Ratte, u. ſ. w. Hier aber iſt die Schilderung mehr im allgemeinen nach der Weiſe entworfen, wie die Großen der Erde zu reiſen pflegen, auf Elephanten, zu Pferde, oder im Palankin. Nur dem Indras wird ausdrücklich ein Elephant beygelegt; Suryas, der Sonnengott, fährt auf einem Wagen gezogen von ſieben Roſſen, oder von einem Roſſe mit ſieben Häuptern. Ich erinnere mich nicht, daß irgend eine Gottheit zu Pferde reitend vorkäme.

Digitized by Google

V. 165. Weißwolkige Schaaren der Schwäne. In der Urschrift Gänse, ein Vogel, der in der Indischen Poesie einen edlen Namen führt, und für klug und anmuthig gilt. Ob die Gänse in dem dortigen Klima wirklich anders beschaffen sind, oder ob nur die Einbildungskraft der Dichter, in Bezug auf dieses Thier, eine andre Wendung genommen hat als die unsrige, lasse ich dahin gestellt seyn. Die Gänse sind Anwohner des Ganges, (Ramay. B. 1. Sect. 30, Sl. 30) und mögen als Zugvögel in so großen Schaaren ausziehn, daß sie weiße Wolken am Himmel zu bilden scheinen. Dieses geschieht in der Schwüle, d. h. in der Jahrszeit, welche unmittelbar auf die Regenmonate folgt.

V. 172. Der irdischen Fluren Bewohner. Nicht als ob dieß ihr gewöhnlicher Wohnsitz wäre, sondern hier sind solche Gandharven und himmlische Weisen zu verstehen, welche für irgend ein Vergehen auf eine Zeitlang zur Erde verbannt sind. Der Meghaduta ist ein Klagelied eines auf solche Weise verbannten Yakshas.

V. 183. Roßhäupter. Im Indischen Kinnara, zuweilen Kimpurusha. Beydes bedeutet etwas von einem Menschen, nämlich weil sie die menschliche Gestalt nicht vollständig haben. Doch heißen sie auch bestimmt Turangavadana, Pferdegesichter. Sie gehören zum Gefolge des Gottes der Reichthümer, Kuveras. Eine Abbildung habe ich noch nicht angetroffen.

V. 184. Die buhlenden Nymphen. Die Apsaras, die Tänzerinnen des Himmels, in ihren Sitten den indischen Tänzerinnen, den bekannten Bayaderen ähnlich. Ihrer sind sechs hundert Millionen, aber die vornehmsten unter ihnen, Urvasi, Rambha, u. s. w., werden von den Indischen Dichtern als Urbilder der Schönheit und Anmuth aufgeführt, wie die Chariten bey den Griechen.

V. 210. Sägaras, — ⏑ ⏑, ist ein üblicher Name des Meeres, der hier patronymisch von Sagaras, ⏑ ⏑ ⏑, abgeleitet wird. In der vorhergehenden Erzählung graben die Sagariden offenbar unterirdische Gänge aus; das Meer wird schon vorausgesetzt: wie könnte sonst die Erde die Wellenumkränzte genannt

Digitized by Google

werden? In andern Erwähnungen der Geschichte wird aber ausdrücklich gesagt, daß die Sagariden das Bett des Oceans ausgegraben, und daß die Ganga dieses erst ausgefüllt. Ramay. B. 1, Sect. 5, Sl. 3, und Sect. 36, Sl. 2. Hierin liegt freylich ein Widerspruch, der jedoch ganz natürlich ist bey einer Dichtung, welche die Erschaffung dessen schildern soll, was man gleichwohl nicht umhin kann, sich als von jeher vorhanden vorzustellen.

V. 214. Bhagirathi, ⏑ — ⏑ ⏑. Im Indischen ist die Quantität der ersten Sylbe verändert: Bhágirathi, — — ⏑⏑, wie gewöhnlich bey den patronymischen Ableitungen.

V. 214. Drey Welten bekannt. Die drey Welten werden unaufhörlich erwähnt: was sich zuerst darbietet, Erde, Himmel und Hölle, wird hier durch das folgende (V. 217) bestätigt. Zuweilen dürfte aber doch die Eintheilung anders gemeynt seyn. Vishnus, verkörpert als Zwerg, plötzlich ins unermeßliche angewachsen, durchmißt mit drey Schritten, mit dem ersten die Erde, mit dem zweyten das Firmament, mit dem dritten den Himmel, und stellt dadurch diese drey Welten wieder unter die Herrschaft des Indras. Ramay. B. 1, Chap. 27, Sl. 24 — 26. Den Gottheiten der Winde werden drey Welten zum Durchstreifen angewiesen: die Welt des Brahma, die des Indras, und endlich die Regionen des Horizonts. Ramay. B. 1, Chap. 37, Sl. 28 und 33. Die drey Welten können auch einen philosophischen Sinn haben. S. Fr. Schlegel über die Sprache und Weish. d. J. S. 304.

V. 215. Dreypfadige, Tripathagâ. Es tritt hier der merkwürdige und seltne Fall ein, daß in einem dreyfach zusammengesetzten Indischen Worte alle drey Bestandtheile sich als Deutsch wieder erkennen lassen. Tri, drey, (Gothisch: THRI), patha, der Pfad (Fränkisch: pad, Angelsächsisch: path), und gâ, von der Wurzel gam, gehen. (Altdeutsch gan, woher das Prateritum gie; ging, gegangen, der Gang, sind von dem alten Fränkischen Infinitiv gangan abzuleiten, schon beym Ulfilas GAGGAN; und dieser Infinitiv scheint aus Verdoppelung der Stammsylbe entstanden zu seyn.)

V. 218. Ganga benannt von dem Gange zur Erde. Das Wortspiel des Originals ließ sich im Deutschen

Digitized by Google

einigermaßen wiedergeben, doch hat es im Indiſchen eine doppelte Beziehung. Sect. 35, Sl. 53:

Gangêti (Gangâ-iti) gamanâd bhûmêh khyâtâ „Ganga, ſo heißt ſie von dem Gange auf der Erde;" und Sl. 55:

Dvitiyan châpi Gangêti gân-gatâyâh, „ihr zweyter Name iſt ferner Ganga, als der zur Erde gegangenen." Gâm iſt der Accuſativ von gô, die Kuh. Doch wird im Amara-Kosha, wo ſonſt die vieldeutigen Wörter mit Fleiß geſammelt ſind, nicht angemerkt, daß gô auch die Erde bedeute. Man könnte daher glauben, der Dichter habe, um das Wortſpiel herauszubringen, dem Sinne des Wortes Gewalt angethan. Aber man findet gâm auch ſonſt, wiewohl ſelten, für die Erde gebraucht. S. Ramay. B. I, Sect. 40, Sl. 19. Freylich iſt es mir noch in keiner andern Biegung vorgekommen als eben in dieſem Accuſativ, gâm, der ſo genau mit dem Doriſchen γᾶν übereinſtimmt. Daß der Name der Kuh als des allgemeinen Sinnbildes der Fruchtbarkeit, auch auf die Erde angewendet wird, darf uns nicht befremden. An den bekannten Waſſerfall des Ganges, gômukha, das Kuhmaul, ſo genannt, weil man in den Felſen, zwiſchen welchen der Strom hervorſtürzt, dieſe Geſtalt zu ſehen geglaubt, iſt hier zuverläßig nicht zu denken.

Digitized by Google

III.

Ausgaben Indiſcher Bücher.

London, Paris und Straßburg bey Treuttel und Würtz: *Nalus*, carmen sanscritum e Mahàbhàrato: edidit, latine vertit, et adnotationibus illustravit *Franciscus Bopp.* 1819. 8. pag. XIII et 216.

Dieß iſt das zweyte Buch in Alt-Indiſcher Sprache, welches bis jetzt in Europa gedruckt worden. Die Typen von Wilkins ſind zum erſten Male in ſeiner Grammatik des Sanscrit im Jahr 1808 zum Vorſchein gekommen. Seitdem wurden ſie verſchiedentlich bey Elementarbüchern benutzt, z. B. in Shakespear's Wörterbuche der Indoſtaniſchen Sprache, wo die Stammwörter aus dem Sanscrit beygefügt ſind. Der Hitopadeſa iſt im Jahr 1810 zu London erſchienen, und dabey hatte es ſeit zehn Jahren ſein Bewenden gehabt, vermuthlich weil dieſes Buch zu einem nothdürftigen Unterricht in der Sprache für die Schüler in Hertford hinreichend ſchien. Die Druckereyen zu Serampore und Calcutta haben zwar, ſeit den erſten vor fünfzehn Jahren erſchienenen Verſuchen in Devanagari-Schrift, ſich ſehr vervollkommt, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bänden geliefert. Allein die dortigen Ausgaben ſind ſehr unbequem zum Gebrauch: ich habe ihre

Digitized by Google

Mängel in der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Indischen Philologie (S. 18 u. f.) ausführlich gerügt. Hr. Bopp hat dagegen bey der Herausgabe eines Stückes Alt-Indischer Poesie die Pflichten eines kritischen Auslegers erfüllt, und großentheils den Foderungen Genüge geleistet, welche ich in dem oben erwähnten Aufsatze darlegte, und denen bisher nur etwa der Amara-Kosha von Colebrooke entsprach. Wie Hr. Bopp in der Vorrede sagt, hat ihm Wilkins seine Typen aus Gefälligkeit zu diesem Gebrauche hergeliehen, er selbst aber hat, sehr verdienstlich, den Druck auf seine Kosten unternommen.

Das Gedicht vom Nalas ist eine Episode aus dem Mahabharata, aber darum keineswegs ein Bruchstück: es bildet ein Ganzes, wenigstens in künstlerischer Hinsicht. Die Geschichte wird dort als ein Beyspiel erzählt: aber mit solcher Ausführlichkeit, und auf eine die Theilnahme so lebhaft erregende Weise, daß das Mittel zum Zwecke wird, und daß man dabey die Veranlassung wohl ganz aus den Augen verlieren muß. Ich verspare es auf eine andre Zeit, das Gedicht nach seinem Gehalt und Geiste zu betrachten, die Sitten, die es uns kennen lehrt, die geographischen Bestimmungen des Schauplatzes, und manche andere Punkte zu erörtern. Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen, schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung anzusprechen, vornehm und gering, die Kenner der Kunst, und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig, und verschiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige

Treue und Ergebenheit der Damayanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie es ebenfalls zu werden.

Die getroffene Wahl ist also in jeder Hinsicht ungemein glücklich, und wir können Hrn. Bopp nicht genug für diese schöne Mittheilung danken. *) Wir haben nunmehr ein zweckmäßiges und leicht anzuschaffendes Buch für den ersten Unterricht. Denn die epische Poesie ist ohne Vergleich die leichteste Gattung in der Indischen Litteratur; von da mag man nachher zu den Sprüchen des Hitopadesa übergehen.

Der Herausgeber hat nicht weniger als sechs Handschriften verglichen: eine Parisische, woraus er seine Abschrift genommen; die übrigen fand er in London, in der Bibliothek der Ostindischen Handelsgesellschaft, im Besitz der Herren Colebrooke und Alex. Hamilton, und in dem Nachlaß des S. W. Jones. Hiedurch hat er sich nicht nur der genauesten Richtigkeit des Textes versichert, sondern es ist auch aus dieser Untersuchung ein sehr wichtiges und erfreuliches Ergebniß hervorgegangen: daß nämlich die Handschriften in bewunderungswürdigem Grade mit einander übereinstimmen. Man konnte nach einigen Beyspielen das Gegentheil vermuthen; und durch bedeutende Abweichungen, welche die Willkühr der Abschreiber verrathen, würde die Aechtheit der alten schriftlichen Denkmale ganz verdächtig geworden seyn. Mein Bruder hat bey Uebersetzung einiger Stellen aus dem Eingange des Ramayana, nach der Parisischen Handschrift, hier und da einen ganz andern Text vor Augen gehabt als den, welchen die gedruckte Ausgabe lie-

*) Es ist ein Irrthum, wenn der Recensent in den Göttinger. gel. Anzeigen (1820 d. 1. Januar) eine frühere Ausgabe, oder gar Uebersetzung voraussetzt. Das herausgegebene Stück ist im strengsten Sinne ein inedituin.

Digitized by Google

fert. Aber der Schluß gilt nicht auf das Ganze. In diesem Eingange ist vieles ausgemacht ein späterer Zusatz: namentlich die dreyfache Angabe des Inhalts, wo bey der letzten sogar die Anzahl der Abschnitte und der Distichen in jedem Buche bemerkt ist. Dieß giebt sich sogleich kund als eine Vorsicht der Diaskeuasten gegen etwanige Interpolationen.

Die Uebersetzung der Hitopadesa von Wilkins ferner ist der Londoner Ausgabe des Originals auffallend unähnlich. An sehr vielen Stellen sind freylich Misverständnisse des Uebersetzers daran Schuld; aber häufig ist er auch, sowohl in dem prosaischen erzählenden Theil als bey den Sprüchen, offenbar andern Lesearten gefolgt. Indessen der Hitopadesa ist zwar beträchtlich alt, wie aus Silvestre de Sacy's Untersuchungen hervorgeht, jedoch keines von den hochverehrten Büchern, sondern nach des Verfassers eigner Aeußerung zu dem bescheidenen Zwecke bestimmt, Knaben daran den ersten litterarischen und moralischen Unterricht zu geben. Dann mußte die Form der Zusammensetzung gewissermaßen zu Interpolationen einladen. Denn der Fehler des sinnreichen Werkes ist eben, daß die Sprüche nicht immer genau auf die Lage passen, bey welcher sie angebracht werden, sondern oft nur lose zusammenhängen, ja zuweilen mit Gewalt auf Veranlassung eines einzigen Wortes herbeygezogen sind. Da konnte also ein belesener Kritiker leicht auf den Einfall kommen, sie hier und da anders zu ordnen, oder aus seinem eignen Vorrath neue hinzuzufugen.

Man darf nicht hoffen, in Indien sehr alte Handschriften zu finden, weil ihr gewöhnliches Material, Palmblätter oder Baumwollenpapier, in dem dortigen Klima den Angriffen der Insecten nicht auf die Dauer widersteht. Ein-

Digitized by Google

mal nach Europa geschafft, und wohl verwahrt, können sie Jahrhunderte lang dauern. Auch deswegen ist es äußerst wünschenswerth, daß die vorhandenen Vorräthe vermehrt werden mögen. In Ermangelung des Alters, wonach bey der Europäischen Kritik immer zuerst gefragt wird, kann die Herkunft aus verschiedenen Landschaften eine ähnliche Gewähr leisten. Bey dem großen Umfange Indiens und den seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden, bestehenden politischen Trennungen ist die Uebereinstimmung unter Handschriften aus den entlegensten Gegenden gewiß ein starker Beweis für die treue Aufbewahrung des alten Textes. Die Herausgeber des Ramayana erwähnen einmal, (T. I. p. 212) daß eine Stelle sich bloß in den Abschriften aus dem nordöstlichen Indien, nicht in denen der südlichen und westlichen Landschaften finde. Allein dieß scheint eine seltne Ausnahme zu seyn.

Hr. Bopp bemerkte eine genaue Uebereinstimmung unter den Handschriften, welche die aus dem Mahabharata ausgehobene Episode allein, mit den Erklärungen des Nilakanthas liefern; dagegen Abweichungen von den oft besseren Lesearten der vollständigen Abschriften des Gedichtes. Man sieht also, der Ausleger nahm zugleich eine Recension des Textes vor, und war dabey nicht immer glücklich.

Wenn man sich nun in den Besitz eines richtigen Textes gesetzt hat, so kommt es darauf an, ihn unentstellt durch den Druck ans Licht zu fördern; und dieß ist von nicht geringen Schwierigkeiten begleitet, da man mit Setzern zu thun hat, die nichts von der Sprache verstehen, und durch die Menge der Schriftzeichen verwirrt werden müssen. In der Grammatik von Wilkins nimmt das Druckfehler-Verzeichniß sechs Quartseiten ein, und ist dennoch keineswegs vollständig. Sogar die von einheimischen Gelehrten

Digitized by Google

in Calcutta besorgten Ausgaben sind voll von Druckfehlern. Die Correctheit des vorliegenden Abdrucks hingegen ist musterhaft, ja ich möchte sagen, beyspiellos: die Kenner der Sprachkunde werden eingestehen, daß dazu nicht bloß die beharrlichste Aufmerksamkeit, sondern eine große Festigkeit in den Grundsätzen der Grammatik erforderlich ist. Der Herausgeber hat in einem Stück von beynahe zweytausend Versen nur sechs Druckfehler angezeigt, und ich finde wenige nachzuholen. Pag. 10, lin. 5. *Bhómé* lies Bhimo. P. 26. l. 17. *niviśéshákritín* l. nirviśéshákritin. P. 62. l. 3. *tatatah* l. tatah. V. 72. l. 13. *varâhárksha* l. varâharksha. P. 120. l. 15. *taspa* l. tasya. P. 62. l. 13. 14. scheinen die beyden Verse des Slok. 24 aus ihrer Ordnung gerückt zu seyn.

Der lateinische Theil des Buches ist freylich sehr fehlerhaft gedruckt, aber dieß ist von geringerem Belang, und ich finde nicht nöthig, mich dabey aufzuhalten.

In dem oben erwähnten Aufsatze habe ich aus einander gesetzt (S. 19) welche unnütze Schwierigkeit die Gewohnheit der Indischen Schreiber verursacht, die Wörter nicht durch Zwischenräume zu trennen. Dieß hat keinen andern Zweck als die Ersparung des Raumes, und der Mühe die Vocale als Initial-Buchstaben in ihrer vollständigen Gestalt zu bilden. Hr. B. hat also mit Recht seine Aufmerksamkeit auf die Sonderung der Wörter gewandt, und legt seine Grundsätze darüber in der Vorrede dar. „Ad faciliorem textus intelligentiam, verbis, quae in codicibus omnia in unum scripta, separandis, quantum fieri potuit, operam dedimus. Ubi verbum terminatur vocali, sequensque a consonante incipit, ambo separavimus; ubi consonans finalis initialem verbi sequentis praecedit vocalem, secundum generalem scribendi morem ambo coalescunt verba. Quodsi consonante terminatur verbum, sequensque incipit, nisi alterius

aut ambarum consonantium mutationem euphoniae requirunt regulae, verba separari possunt, et nos semper separavimus.“ Ich glaube, man könnte noch etwas weiter gehen. Freylich müssen nicht bloß die grammatisch zusammengesetzten, sondern auch die euphonisch verknüpften Wörter in eins geschrieben werden. Allein das letzte findet doch eigentlich nur dann Statt, wenn die schließenden und anfangenden Vocale in einen langen Vocal oder einen Diphthongen verschmelzen, und wenn überhaupt die Buchstaben durch die Berührung des nächstfolgenden oder vorhergehenden eine Veränderung erleiden. Wo dieß nicht der Fall ist, dürfen wir unbedenklich trennen. Auf die von Colebrooke und Carey eingeführten Punkte unter der Linie, um den Anfang und Schluß der verknüpften Wörter anzudeuten, ist die Schrift von Wilkins nicht eingerichtet; bey einer neu anzulegenden Druckerey würde ich sie dringend empfehlen.

Hr. B. hat dem Texte eine wörtliche Lateinische Uebersetzung gegenüber gestellt, und am Schlusse kurze Anmerkungen beygefügt. Wörtliche Uebersetzungen sind bey dem jetzigen unvollkommnen Zustande der Indischen Philologie ein unentbehrliches Erleichterungsmittel; sie dürften aber auch in der Folge die kürzeste und bequemste Form eines fortgehenden Commentars bleiben. Die Lateinische Sprache ist hiezu zweckmäßiger als irgend eine andre: theils in äusserer Beziehung, weil die Indischen Bücher für Gelehrte verschiedener Länder herausgegeben werden; noch mehr aber im Wesentlichen, wegen der Freyheit ihrer Wortstellung, und wegen mancher Verwandtschaften in ihrem grammatischen Bau mit der Indischen. Was Hr. B. hierin geleistet, muß, als erster Versuch eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen, billig mit Nachsicht beurtheilt werden. Indessen bleibt dieß doch die Seite seiner Arbeit, bey welcher ich

Digitized by Google

am meiſten Ausſtellungen zu machen finde. Claſſiſches Latein iſt freylich nicht zu fodern, aber Hr. B. hat, der wörtlichen Genauigkeit zu lieb, dem Sprachgebrauche oft allzu sehr den Rücken gewendet; er hat die Hülfsquellen, welche die Lateiniſche Sprache, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, wirklich darbietet, um ſich ſo wohl durch die Farbe des Ausdrucks als durch die Wendungen dem Indiſchen anzunähern, nicht immer gehörig benutzt; und was das ſchlimmſte, ſo iſt ſeine Ueberſetzung nicht ſelten ſo ausgefallen, daß ſie für jeden Leſer, welcher das Original nicht damit vergleichen kann, unverſtändlich bleiben muß.

In Einem Punkte könnte die Lateiniſche Sprache wenig zur Uebertragung aus dem Indiſchen geeignet ſcheinen, nämlich wegen des Mangels an zuſammengeſetzten Wörtern. Hierin hat die Griechiſche Sprache, und unter den neueren die Deutſche, eine viel weiter reichende Befugniß. Manche Homeriſche Beywörter geben in wenigen Sylben ein ganzes Gemählde. Bey den Indiern iſt aber dieſes dichteriſche Element ſogar in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen, und viele Benennungen natürlicher Gegenſtände ſind zugleich Beſtimmung des Begriffs und anſchauliche Schilderung. Auch geht das Sanscrit in dem Maaße der Zuſammenſetzungen über alle bisher bekannten Sprachen hinaus, und erkennt Arten derſelben an, die ihr ausſchließend eigen ſind.

Es ſey mir indeſſen erlaubt zu bemerken, daß es dem Lateiniſchen urſprünglich keineswegs an Anlage zur Bildung zuſammengeſetzter Beywörter fehlt; nur haben ſie dem Ohr und Geſchmack des Auguſteiſchen Zeitalters nicht zuſagen wollen, deſſen Litteratur für die Folgezeit geſetzgebend geworden iſt. Die älteren Römiſchen Dichter hatten, zwar nicht ohne Gewaltſamkeit, jedoch ſprachgemäß, die Griechen

Digitized by Google

auch in den mahlenden Beywörtern nachgeahmt. In der Folge wollte man das incurvicervicum, repandirostrum Nerei pecus des Pacuvius, als zu schwerfällig und ungelenk, nicht mehr gelten lassen. Virgilius und seine Zeitgenossen behielten mit feiner Wahl bey, was sich durch Wohllaut und Leichtigkeit empfahl, und diese wenigen zusammengesetzten Beywörter sind eine der schönsten Zierden der Lateinischen Poesie geblieben. Lucretius hat noch mehr von der alten Sitte: was kann glücklicher seyn als sein mare velivolum? Der Elephant heißt bey ihm anguimanus; dieß ist, möchte ich sagen, ganz Indisch gedacht, denn die Indier vergleichen auch den Rüssel mit einer Hand, (daher die Namen des Elephanten hastin, karin) und wegen der beweglichen Biegsamkeit mit einer Schlange. Da wir einmal bey einer wörtlichen Uebersetzung aus dem Indischen uns nicht strenge auf den Sprachgebrauch des Augusteischen Zeitalters beschränken können, so ist nicht abzusehen, warum wir nicht, eben so gut wie wir von den späteren Jahrhunderten Ausdrücke und Wendungen zur Aushülfe entlehnen, rückwärts gehen, und veraltetes erneuern sollten. Dieß möchte bey der epischen Poesie der Indier noch eine besondere Schicklichkeit haben; indem dadurch ihre alterthümliche Farbe nachgeahmt würde.

Dem Herausgeber des Nalas wäre wohl einige Rücksicht auf die Uebersetzung der Orphischen Hymnen von Jul. Cäsar Scaliger anzurathen gewesen: wenige Blätter, worin dieser genialische Mann ein ganzes Füllhorn blendender Gelehrsamkeit ausgeschüttet hat. Auf ähnliche Weise hat neuerdings Hermann in seiner Abhandlung de Mythologia Graecorum antiquissima die Hesiodischen Götternamen latinisirt. Ob Scaliger die Andeutungen der Alten über die einheimische Religion Italiens richtig gefaßt hat,

Digitized by Google

ob Hermanns Ableitungen und darauf gegründete Erklärungen immer annehmbar sind, das sind Fragen, die ich dahin gestellt seyn lasse. Genug, diese Kritiker haben gezeigt, daß man, völlig der Analogie gemäß, durch Ableitung und Zusammensetzung Lateinische Wörter bilden könne, die zugleich den Reiz der Neuheit und der Alterthümlichkeit haben.

Hr. B. hat sich sogar da mit Umschreibungen geholfen, wo der entsprechende Ausdruck ganz nahe lag. Z. B. P. 13. sl. 30. divaukasah, *coeli-habitatores*. Warum nicht *coelicolae*? — P. 145. sl. 8. sarvajnô, *omnia-noscens*, statt *omniscius*. Das gewöhnliche Beywort der Helden, mahâvâhu, der Großarmige, würde ich unbedenklich durch *longimanus* übersetzen. Vielleicht bezeichnete der Beyname des Persischen Königs auch nicht eine Misgestalt, sondern die Griechen hatten den morgenländischen Sprachgebrauch nur so misverstanden. Die Indischen Dichter zählen die langen Arme zu den charakteristischen Zügen einer Heldengestalt, wogegen kurze Arme ein Kennzeichen der Schwäche und Niedrigkeit sind, wie wir davon ein Beyspiel in der vorliegenden Dichtung finden. Ein Beywort der Frauen, um ihren schlanken Wuchs zu loben, tanumadhyâ, übersetzt Hr. B. *gracili* oder *tenui medio*. Dieß ist schwerlich verständlich; ich glaube, man könnte sich *teretilatera* erlauben. Für kâmarûpin, nach Gefallen die Gestalt verwandelnd, eine Eigenschaft der Riesen und andrer magischen Wesen, findet sich *versiformis*, nnd so ließen sich die Umschreibungen in vielen Fällen vermeiden.

Doch wir wollen die Uebersetzung im einzelnen durchgehen, und einige Stellen ausheben, wo wir entweder in der Auslegung mit dem Herausgeber nicht übereinstimmen, oder wo Wendungen und Ausdrücke nicht ganz treffend gewählt zu seyn scheinen.

Digitized by Google

Gleich zu Anfange Cap. 1, slok. 3. überſetzt Hr. B. akshapriyah durch *deorum cultui amicus*, und ſucht dieß in einer Anmerkung zu rechtfertigen. „Vox *aksha* frequentius talum significat, non vero in hoc loco sensum istum habere videtur, quanquam talorum ludo regnum suum Nalus perdidit; quia post reiteratam solum fratris Pushcari provocationem ad ludum invitus descendit, et quia non verisimile, ad celebrandum, talorum amicum poëtam eum appellare.“ *Aksha* iſt allerdings ein vieldeutiges Wort, (ſ. Am. K. p. 355.) aber daß es für die Götter gebraucht werde, dafür hätte Hr. B. vor allen Dingen eine Beweisſtelle beybringen ſollen. Vielleicht gründete er ſeine Annahme auf die Ableitung: *akshaya* heißt unvergänglich, und iſt zuſammengeſetzt aus dem verneinenden a und der Wurzel KSHI, vergehen. Hier verwandelt ſich das i nach bekannten Regeln in den Halbconſonanten y; allein aksha löſt ſich ſchwerlich ſo von kshi ableiten, und hat eine ganz andre Wurzel. Ich ſehe keine Schwierigkeit bey der gewöhnlichen Bedeutung: warum ſollen gerade alle Beywörter, wodurch der Held angekündigt wird, lobend ſeyn? Die beyden: akshapriyah, satyavâdî, *aleator*, *veridicus*, ſcheinen mit beſonderer Hinſicht auf die Verwickelung des Ganzen gewählt zu ſeyn. Nalas liebt das Würfelſpiel: dieſe Neigung benutzt der böſe Dämon des eiſernen Zeitalters, um ihn ins Unglück zu ſtürzen. Zugleich iſt er wahrhaftig, er erfüllt alſo die eingegangene Verbindlichkeit, und da er ſein Reich an ſeinen Bruder verſpielt hat, tritt er es ihm ohne Widerſtand ab, und geht in die Wüſte. Eben ſo abſichtlich wird gleich in dem erſten Diſtichon die Geſchicklichkeit des Nalas gerühmt, mit Pferden umzugehn; nachher, als er in verwandelter Geſtalt erſcheint, erkennt ihn Damayanti an ſeiner wunderwürdigen Kunſt des Wagenlenkens.

Digitized by Google

C. I, sl. 14. Chittapramathinî bâlâ dêvânâm api sundarî,
Animum quatiens puella, Deorum quoque pulcra.

Die letzten unlateinischen Worte erklärt Hr. B.: pulchra quoque, si cum Diis comparetur. Meines Bedünkens muß anders abgetheilt werden: wenn man das Komma nach puella wegnimmt, und eins nach quoque setzt, so wird die Uebersetzung richtig seyn. Der Genitiv dêvânâm, *deorum*, wird durch das in dem zusammengesetzten Beyworte steckende chitta, *mens*, regiert. Um es in einen Hexameter zu fassen:

Percuticordia erat, Divum quoque, bella puella.

C. I, sl. 17. Tayôr adrishtakâmô 'bhût, *eorum non-videntium-amor factus est*; und in der Anmerkung: ad verbum, non-visus-amor. Dieß ist nicht ganz genau, und giebt auch keinen guten Sinn. Durch die Zusammensetzung wird ein casus obliquus des ersten Bestandtheils ausgedrückt: adrishtakâmô ist das Verlangen nach dem Ungesehenen. Ebend. *Alterius alterum adversus.* Wenigstens sollte *erga alterum* stehen, da von der Liebe die Rede ist; anyônyam prati ist ganz genau πρὸς ἀλλήλους. I. Sl. 18. rahô gatah, *clam profectus*, sollte heißen: *secretum petens.* Nalas begab sich nicht insgeheim in den Lustwald, der nahe an seinem Palaste lag, sondern er suchte da die Einsamkeit. Sl. 20. Karishyâmi tava priyam, *faciam tuum carum.* Dieß ist ganz unverständlich; der Sinn ist: *faciam tibi gratum.* Sl. 23. *Vidarbha-nagarem profecti.* Die Benennung sollte erklärt seyn: *ad Vidarbhorum urbem*; der eigentliche Name ist ja *Kundina.* II. Sl. 18.

Ayam lôkô 'kshayas têshâm yathaiva mama kâmadhuk.

Hic mundus incorruptibilis suus, perinde ut mea Camadhuc.

Dieß würde heißen: dieſe unvergängliche Welt gehört ſich ſelbſt an. Indras ſagt von den heroiſchen Königen: mein Himmelreich gehört ihnen eben ſo eigen, als mir die Kuh des Ueberfluſſes: *Hic mundus perennis eorum est, sicuti mea est vacca omnimulga.* (Vacca copiae.) Sl. 30:

Tatô 'ntarikshè vishtabhya vimânâni divaukasah.
Deinde in aëre qui substiterant currus coeli-habitatores.

Man ſollte glauben, die Wagen wären ſelbſt die Himmelsbewohner, welche in der Luft verweilen. Auch drückt subsistere, tranſitiv genommen, die Bedeutung von vishtabhya nicht ganz aus.

Tunc, in aëre sepositis curribus, Coelicolae
Allocuti sunt Naishadum etc.

III. Sl. 2. *Qui vos? quisque* (et quisnam) *ille, cuius ego nuntius optatus?* Weſſen Bote er ſeyn ſollte, wußte Nalas ſchon; er fragt: an wen? Yasya iſt der ſo häufig vorkommende genitivus commodi, den Hr. B. wider den Sprachgebrauch, und zum Nachtheil der Deutlichkeit zuweilen beyzubehalten verſucht hat. Sl. 7. *Uno-consilio-adgressum me non* (ne) *mittere velitis.* Es ſollte heißen: eodem consilio advenientem. Nalas ſagt: Sendet mich nicht an Damayanti, um für euch zu werben, da ich ja in derſelben Abſicht wie ihr gekommen bin. Arhatha, *velitis;* arhasi, *velis;* ſo überſetzt Hr. B. beſtändig, nicht ganz richtig, wie mich dünkt. *Velis* drückt bloß eine Bitte aus; in arhasi liegt die Mahnung an eine Verbindlichkeit. Es entſpricht ganz genau dem Deutſchen: du mußt; *te oportet, debes.* Sl. 17. Kânti bedeutet nicht die Liebe, ſondern die Schönheit, Lieblichkeit. Von der Liebe des Nalas konnten die Gefährtinnen der Damayanti noch nichts wiſſen. Sl. 19:

At eum subridentem, quae-subriserat-prius-alloquens,
Damayantia Nalum heroëm allocuta est.

Digitized by Google

Hr. B. überſetzt das anmuthige Beywort smitapûrvâbhibâshinî, als ob es eine gegenwärtige Handlung ausdrückte; es bezeichnet aber eine beſtändige Eigenſchaft: die vor dem Anreden lächelnde.

IV. Sl. 9. Die Benennung des Feuers und des Feuergottes Hutâsa, der Opferverzehrende, hat Hr. B. beybehalten. Vielleicht könnte man ſie durch *Turivorus* ausdrücken, da tus urſprünglich alles bedeutet zu haben ſcheint, was auf den Altären verbrannt wird. V. Sl. 6.

Ibi pinguia videbantur (cernebantur) *brachia clavis similia, Formosa, perdelicata, quinque capitibus veluti serpentes.*

Da von heroiſchen Königen die Rede iſt, ſo geben *brachia pinguia, perdelicata* eine unpaſſende Vorſtellung; pînâ vâhavah — suslakshnâh, würde wohl beſſer ausgedrückt durch lacerti torosi, teretes. Das letzte Beywort könnte immer noch im Widerſpruch mit dem erſten zu ſtehen ſcheinen; aber man gebe auf die Anordnung Acht, ſo wird man finden, daß der Dichter eben die auserleſenſte Form eines ſchönen männlichen Armes geſchildert hat: der Oberarm, von fleiſchigen Muskeln geſchwellt, iſt einer Keule ähnlich; der Vorderarm geht fein aus, und die ſchlanken beweglichen Finger werden einer fünfköpfigen Schlange verglichen. Es iſt bekannt, daß die Indier ſich durch zierliche Bildung der Hände und Füße auszeichnen.

Vier Götter ſtellen ſich ein bey der feyerlichen Verſammlung, wo Damayanti einen Gatten wählen ſoll; mit ihnen kommt Nalas, den ſie gezwungen haben, um die Schöne in ihrem Namen zu werben, wiewohl er ſelbſt eine Neigung für ſie hegt. Da alle als Sterbliche erſcheinen, ſo fürchtet Damayanti, entſchloſſen dem Nalas vor den Göttern den Vorzug zu geben, ſie werde ihn nicht herausfinden. Sie fleht alſo die Götter an, ſich in ihrer wah-

ren Geſtalt zu offenbaren: nun berühren ihre verklärten Körper die Erde nicht mehr, Nalas aber ſteht unter ihnen, wie er von der Reiſe kam, mit welkem Kranz, beſtäubt, ſchweißbedeckt, und wirft allein einen Schatten. V, Sl. 26. Das Beywort des Nalas châyâdvitiyo überſetzt Hr. B. ſehr undeutlich: *umbrâ-sine-secundo*, als wären die Beſtandtheile chhâyâ, der Schatten, und advitiya, gebildet aus dem verneinenden a und dvitiya, der zweite. Allein da chhâyâ auch in der Zuſammenfügung ſein ſchließendes langes â behält, ſo kann das Wort zuſammengeſetzt ſeyn, und iſt ohne Zweifel zuſammengeſetzt aus chhayâ — dvitiya, *umbra geminatus*. Auch *rigidis oculis* giebt einen zu harten Begriff für stabdhalôchana; es iſt ἀσκαίδαμπτοι, inconniventes. Sl. 32. *hoc (nosce), tuo sermoni deditum.* Das eingeklammerte Wort ſoll die Ellipſe ergänzen, welche Hr. B. annimmt, weil er êtat von tê trennt. Allein die beyden Fürwörter bilden eine Zuſammenſetzung, wobey das erſte in der abſoluten Form bleibt; êtattê vachanê ratam heißt: durch dieſe deine Rede erfreut.

Die Stelle, wo die Götter, die es ſich gefallen laſſen, daß Nalas ihnen vorgezogen worden, dem Brautpaare ihre Gaben verleihen, V, Sl. 36 — 39, iſt nicht ohne Schwierigkeit, und es haben ſich dabey einige Misverſtändniſſe eingeſchlichen. Jeder der Götter gewährt zwey Gaben, die ſich auf ſein eignes Weſen beziehen; dann machen alle noch ein gemeinſchaftliches Geſchenk. Indras zuerſt:

Pratyakshadarsanam yajnê gatim chânuttamâm subâm
Naishâdâya dadau sakrah —
Visibilis visum in sacrificio, gressumque excellentissimum faustum
Naishado dedit Sacrus, —

Dieß giebt gar keinen klaren Sinn. Indras iſt der Gott

des Firmaments, der alles sichtbare überschaut, der Tausendäugige; zugleich werden in den mythologischen Ueberlieferungen seine Opfer gepriesen: er heißt Satakratu, der hundert Opfer verrichtet hat. Yajnè gehört ausgemacht zu dem folgenden, und demnach übersetze ich:

Aciem oculorum, et in litando successum eximium, faustum, Naishado dedit Sacrus, etc.

Zunächst Agnis, der Gott des Feuers:

Agnir âtmabavam prâdâd yatra vânchhati naishadah
Lôkân âtmaprabhânschaiva dadau tasmai hutâsanah.
Agnis sui existentiam dedit, ubi optat Naishadus,
Mundos per se nitidosque etiam dedit ei Hutasanus.

Wie kann der Gott des Feuers dem Nalas glänzende Welten schenken, die ihm selbst nicht gehören, und die jener, als ein sterblicher König, nicht zu regieren vermöchte? Lôka, die Welt, bedeutet häufig die Leute, gerade wie das Französische monde. Der Gott verleiht ihm feurige Krieger. Meines Erachtens sollte es also heißen:

Ignis *suam ei vim impertiit, ubicunque optaret Naishadus,*
Catervasque ipsius luce splendentes quoque dedit ei Turivorus.

Warum der Gott der Unterwelt ihm den Geschmack der Speisen gewährt, lasse ich hier unerörtert, aber der Sinn seiner zweyten Gabe: dharmê cha paramân sthitim, scheint mir durch Hr. B's Uebersetzung: *in virtuteque eximium statum*, nicht ganz ausgedrückt zu seyn. Die Bedeutungen des wichtigen Wortes dharma werden durch den Umfang des Lateinischen *religio* nicht erschöpft: es heißt zuvörderst Gesetz; dann Beobachtung des Gesetzes, Gerechtigkeit; endlich weil alles Gesetz heiligen und göttlichen Ursprungs ist, Frömmigkeit, Religion. Da Yamas die strafende Gerechtigkeit verwaltet, so ist der Sinn hier nicht zweifelhaft: *et in iustitia summam perseverantiam.* Nun der Gott der Gewässer:

Apâm patir apâm bâvam yatra vânchhati Naishadah
Srajas chôttamagandhâdyâh sarvê cha mithunan daduh.
Aquarum dominus aquarum existentiam, ubi optat
Naishadus;
Sertaque, quorum excellentissimus-odor-prima (virtus),
cuncti etiam par (eorum) *dederunt.*

Der erste Vers ist ganz richtig übersetzt, aber durch die Interpunction wird dem Gotte nur Eine Gabe gelassen, da alle die übrigen zwey verleihen. Auch ist es klar: die frischen Kränze gehören dem Gotte der Gewässer insbesondre. Das Wort âdi, oder âdya, *primus*, hängen die Indier überall an, um anzudeuten, daß das Erste einer gewissen Classe genannt ist, und alles übrige mit verstanden werden muß. Z. B. sinhâdi, *leo primus*, heißt: der Löwe und die übrigen Thiere des Waldes. Oft kann man es durch et cetera übersetzen. Hr. B. hat es bloß auf das Beywort bezogen, dem es angehängt ist; meiner Meynung nach bezieht es sich aber auf Beywort und Hauptwort zusammen, und deutet alles an, was sonst noch außer wohlriechenden Kränzen zur Erfrischung des Körpers in dem heißen Himmelstriche gehört, als zerriebenes und angefeuchtetes Sandelholz u. s. w. Nun aber das letzte Hemistich: *cuncti etiam par eorum dederunt.* Wie ist dieß zu verstehen? ein Paar von Kränzen? Unmöglich: mithunam wird durchaus nur von einem Paar lebendiger Geschöpfe, einem männlichen und einem weiblichen, gebraucht. Die Götter insgesamt schenken dem Nalas ein Paar von Kindern, einen Sohn und eine Tochter; diese bekömmt er auch wirklich aus seiner Ehe, und dasselbe Wort wird nachher von ihnen gebraucht. (Vgl. VIII, Sl. 22.) Nach allem obigen wird die Uebersetzung dieses Distichons folgendergestalt lauten:

Aquarum dominus aquarum abundantiam, ubicunque optaret
Naishadus,

Corollasque suaveolentes et cetera eiusmodi; universi autem par liberorum dederunt;

V, Sl. 46. Das Beywort der Opfer âptadakshina, bedeutet wohl etwas bestimmteres als *sacrificia recta*. Was Hr. B. über die Bestandtheile des Wortes sagt, ist ganz richtig: âpta, kann zuweilen durch *aptus*, öfter durch *adeptus* übersetzt werden; und dakshina, als Adjectiv, entspricht dem Griechischen δεξιος, dem Lateinischen *dexter*. Aber dakshinâ, SUBST. FEM. heißt die Belohnung der Priester bey einem Opfer. S. Ramay. B. I. Sect. 12, 49. Das an einer andern Stelle unseres Gedichtes (XII, Sl. 45.) vorkommende Beywort der Opfer dakshinâvat kann nur von jenem Femininum abgeleitet werden, und beydes bedeutet Opfer, wobey die Priester reichliche Gaben empfangen.

VII, Sl. 13. Rajnô dharmârthadarsinah, *regis juris-sensum-cernentis*. In grammatischen Schriften heißt freylich artha der Sinn der Worte; aber neben dharma bedeutet es ohne Zweifel die zweyte von den drey Hauptrichtungen des menschlichen Handelns, auf das Gute, das Nützliche, das Angenehme: dharma, artha, kâma. Dieß ist bey den Indiern eine uralte philosophische Eintheilung. Ich würde also übersetzen: *honestum et utile discernentis*.

XI, Sl. 18, und wiederum XV, Sl. 18, übersetzt Hr. B. svâpada, durch *caninam carnem captantes*, nämlich Chandala's, Menschen von der verworfnen Caste. Er sucht dieß in der Anmerkung vergeblich zu rechtfertigen, giebt aber doch zugleich die richtigere Erklärung gleichsam zweifelnd an. Svâpada heißt hundsfüßig, von svan (mit dem ersten oder palatalen s) der Hund, und pada, der Fuß. S. Carey Grammar, p. 625. Es fragt sich aber weiter, was dieß als Substantiv bedeuten solle? Im Amara-Kosha findet sich das Wort nicht, aber im Trikânda-Sêsha, einem Sach-

Wörterbuch, das eben dazu bestimmt ist, die Lücken in jenem zu ergänzen, wird es erklärt, und zwar nach einem zwiefachen Gebrauche: erst für ein Raubthier überhaupt, und dann für den Tiger insbesondre. Hier passen diese Bedeutungen vollkommen; in andern Fällen dürfte wohl die zweyte Ableitungsweise, welche Hr. B. angiebt, annehmlich seyn: von svan, der Hund, in der Zusammensetzung sva, und dem Zeitwort âpad. Dann hieße es: *ferae, quas canes sectantur.* In dem gedruckten Stück aus dem Markândêya-Purâna wird eine Einsiedeley geschildert:

Prasânta *svâpad*âkirnâm munisishyôpasôbhitam,
Sedem — MANSUETIS FERIS *plenam, ab anachoretae discipulis celebratam;*

wo es nur von dem friedlichen Wilde des Waldes verstanden werden kann.

XI, 32. Pinasrônipayôdharâm, *cum arctis lumbis et mammis.* Ich würde arctis für einen Druckfehler halten, wenn nicht Hr. B. auch XXIV, Sl. 21, vipulasrôni, durch *gracilibus lumbis praedita* übersetzt hätte: beydemal wird im Gegentheil die Fülle gerühmt. Ueber die eigentliche Bedeutung von pina habe ich schon bey V, Sl. 6. gesprochen: es ist nicht sowohl *pinguis* als *turgidus, plenus.* Srôni würde auch besser durch *femur* gegeben als durch das unedle *lumbus.* Das Beywort tanumadhyâ, *tereti latere*, läßt sich bey der Schilderung derselben weiblichen Schönheit gar wohl mit jenen vereinbaren: ungemeine Schmächtigkeit in den Seiten neben der Fülle des Busens und der Hüften, ist ein hervorstechender Zug in der Gestalt der Indischen Frauen, wie die von Einheimischen verfertigten Costum-Bilder, die Bronzen und andere Bildwerke ausweisen. Man sehe z. B. die vortreffliche, in den Ruinen eines Tempels zu Bangalore gefundene Statue der Göttin Lakshmi, die einmal ausnahms-

Digitized by Google

weise ziemlich charakteristisch in Kupfer gestochen ist. *Langlès* Monuments de l'Indoustan, T. II, Pl. XXV.

Zu Anfange des zwölften Abschnittes findet sich eine herrliche Schilderung einer großen Waldung in den Vindhya-Gebirgen, die, wie so manche Gemählde dieser Art in den Indischen Dichtern, auch dem Freunde der Naturgeschichte merkwürdig seyn muß. Hier zeigt sich die Macht der Sprache: die Fülle einer erhabenen wilden Natur ist durch die collectiven Zusammensetzungen nachgeahmt, die oft durch eine ganze Zeile hingehn. Sl. 2.

Sinhadviparuruvyâghramahisharkshaganair yutam.

Leonum - pardorum - cervorum - tigrium - bubalorum - ursorum - turbis instructam.

Hr. B. übersetzt dvipa durch *pardus*. Im Am. K. finde ich in dieser Bedeutung nur dvipin. Doch will ich die andre Form nicht abläugnen; auch das Rhinoceros heißt khanghin, *ensifer*, und dann bloß khanga, eigentlich der Säbel. Sonst bedeutet dvipa eine Insel, und vielleicht ist der Panther bildlich von den Flecken, die man mit Inseln verglich, so genannt worden. Allein ich vermuthe eine falsche Lesart, dvipa statt dvipa mit kurzem i, der Elephant; und zwar aus folgenden Gründen. Dvipin wird im Am. K. als Synonym vom Tiger aufgeführt; nur wenn genauer unterschieden wird, bemerkt Colebrooke, bezeichne es den Panther. Hier wird aber der Tiger noch besonders erwähnt, und unter seinem Namen müssen wohl die verwandten Gattungen als mitbegriffen gedacht werden. Dann darf auch der Elephant unter den Bewohnern der großen Wälder nicht fehlen, und er findet sich wirklich in andern ähnlichen Aufzählungen. Sl. 39:

Sinhasârdûlamâtangavarâharkshamrigâyutam.

Leonibus - tigribus - elephantis - agris - ursis - cervis - repletam.

Digitized by Google

Und wiederum Sl. 129:

Kunjaradvîpamahishasârdûlarkshamrigân api.

Elephantos-pardos-bubalos-tigres-ursos-cervos quoque.

Hier möchte ich ebenfalls dvipa lesen, wiewohl Kunjara für sich allein schon den Elephanten bedeutet. Aber der Name hat eine andre Beziehung, und Kunjaradvipa, zusammengesetzt, ließe sich gar wohl durch *dentatos elephantos* übersetzen.

In demselben Abschnitte Sl. 113 hat Hr. B. Krauncha durch Cuculus übersetzt. Allein der Indische Vogel, welcher mit dem Kukuk verglichen wird, heißt Kôkila. Sein dem Lateinischen so auffallend ähnlicher Name ist wohl auch aus der Nachahmung entstanden; doch ist der einförmige Laut nur dem Weibchen eigen, der Gesang des Männchens soll den der Nachtigall weit übertreffen. Von Colebrooke wird Krauncha durch *curlew* erklärt, nach den Herausgebern des Ramayana ist es eine Art von Reiher. Das letzte scheint nach der Beschreibung in dem eben erwähnten Gedicht richtiger zu sern. Es ist zu bedauern, daß Colebrooke nicht die wissenschaftlichen Lateinischen Namen der Thiere beygefügt, wie er es bey den Pflanzen gethan. Ich habe eben ein Indisches Bild vor Augen, das badende Tänzerinnen in einem Teiche vorstellt: auf den Bäumen am Ufer sind viele Reiher, wiewohl sehr klein, doch vollkommen kenntlich abgebildet. Auf jeden Fall ist es, wie auch aus der Erwähnung an dieser Stelle hervorgeht, ein am Wasser wohnender Vogel. Der Name Krauncha erinnert an Kranich, eine verwandte Gattung.

XII, 115. Malinâ, *lutulenta*. Der Ausdruck ist wohl etwas zu stark, und *inquinata*, *maculata* wäre genug. Da Damayanti indessen eben in der Wildniß herumirrt, so läßt es sich rechtfertigen. Aber nachher, als sie schon wieder bey ihren Eltern ist, XXIV, Sl. 9, wird malapankinî

zu ſtark durch luto - coeno - obducta gegeben. *Mala* heißt bloß ein Fleck, *pankin*, ſchmutzig. Damayanti trauert, ſo lange ſie ihren Gemahl vermißt, d. h. ſie enthält ſich alles weiblichen Putzes, friſch gewaſchener Gewänder u. ſ. w., ganz nach der Römiſchen Sitte. *Squalida* würde alſo recht eigentlich den Begriff ausdrücken. An eben der Stelle könnte jatâ, *implicatis comis*, die Vorſtellung von zufällig verwirrten Haaren geben. Jatâ iſt das oberhalb des Kopfes feſt zuſammen gewundene Haar, die Tracht der Büßer und Traurenden.

XIII, Sl. 6. *At mediae noctis tempore, tacito, silente.* Dieß wäre eine Wiederholung: nihsabdastimitê, heißt *silente, humido.* XIII, 49. *Eam in palatium profecta vidit regis mater.* Schwerlich konnte die Königin-Mutter die auf den Straßen umherirrende Damayanti ſehen, wenn ſie in den Palaſt ging. Und wo wäre ſie denn zuvor geweſen? Prâsâda heißt zwar überhaupt ein königlicher Palaſt, hier aber bedeutet es die obere Plateforme, das flache mit einem Geländer umgebene Dach, den Söller; was im Eingange des Hitopadeſa prâsâdaprishtha, der Rücken des Palaſtes, genannt wird. Eben ſo wird prâsâda im Ramayana, B. II, Sect. 6, Sl. 1, gebraucht.

XIV, Sl. 4. *Hic serpens, conjunctis manibus dum erat.* An den Aegyptiſchen Denkmalen ſieht man hier und da aufgerichtete Schlangenleiber, denen, lächerlich genug, menſchliche Arme und Beine angehängt ſind; aber auf Indiſchen Bildwerken kommt meines Wiſſens dergleichen nicht vor, und hier iſt von einer eigentlichen Schlange, ohne menſchliche Glieder, die Rede. Prânjali heißt zwar buchſtäblich: mit gefalteten Händen, dann aber auch allgemeiner *supplicis habitu, supplex.* XVI, Sl. 31. Kramêna, *gradatim;* es heißt *deinceps*, nach der Reihe. XVI, Sl. 34. Die

Tochter berichtet der Königin, daß die als Magd bey ihr wohnende Damayanti sich heimlich mit einem Brahmanen unterrede: *Opifex flet valde cum Brahmano congressa; eam cognoscitis, si putas.* Ich vermuthe einen Druckfehler, denn vêda kann durchaus nur die erste oder dritte Person des Singulars seyn. Das letzte Hemistich ist etwas dunkel durch die starken Auslassungen: tâm vêda, yadi manyasê, d. h. *eam novi* (ubi sit), *si tibi videtur*, (eam adire). Die so häufige Redensart yadi manyasê, übersetzt Hr. B. immer durch *si putas*, statt daß es heißen sollte: *si tibi placet, si tibi videtur.* XVII, Sl. 13.

Utsrijya vâshpam sanakai râjamâtêdam abravît.

Relictis lacrimis, paulatim regis mater hoc dixit.

Gerade umgekehrt: Effusis leniter lacrimis, regis mater etc. So schnell war die Rührung der Königin über die plötzliche Entdeckung ihrer Nichte nicht vorüber, und die Worte, die sie spricht, sind ganz dazu geeignet, von Thränen begleitet zu werden. XX, Sl. 2.

Uttariyam adhô 'pasyad bhrashtam parapuranjayah.

Superius subter videbat lapsum hostium-urbis-expugnator.

Dieß ist ganz undeutlich. Vermuthlich ist aber durch einen Druckfehler, nach *superius*, *vestimentum* oder etwas ähnliches ausgefallen. Es sollte heißen: *pallium humi videbat lapsum.* Auch der Singular *urbis* giebt den irrigen Begriff, als ob der Held irgend eine besondre Stadt erobert hätte; parapuranjaya ist ein allgemeines Beywort, πτολίπορθος, *urbium expugnator.* Daß pura in der unächten Zusammensetzung wirklich im acc. sing. steht, macht nichts aus: eben so ist es in arindama, welches doch durch *hostium domitor* übersetzt werden muß. XX, 28. Kâryagauravât, *negotii vocatu*; statt *negotii gravitate.* XXIV, Sl. 33.

Tathâ charati tigmânsuh parêna bhuvanam sadâ.

Ita vadit Sol super aquâ semper.

Bhuvanam bedeutet zwar, nur figürlich wie ich glaube, das Waſſer; aber auch die Welt, (S. Am. K. p. 66, Sl. 6) und hier muß es ausgemacht ſo verſtanden werden: denn was hat die Sonne mit dem Waſſer zu ſchaffen? Damayanti ruft zu Zeugen ihrer Unſchuld drey Gottheiten an, deren Wirkſamkeit überall hindringt, und die alſo am fähigſten ſind, die geheimen Handlungen der Menſchen zu beobachten: den Gott der Luft und des Windes, die Sonne und den Mond. Ich überſetze den obigen Vers:

Similiter perambulat Phaëthon superne orbem semper.

XXVI, Sl. 2. Durch einen Druckfehler iſt *equis* wiederholt, ſtatt daß das zweytemal peditibus *(padâtibhih)* ſtehen ſollte.

Ich habe hier eine allgemeine Bemerkung beyzufügen über die angemeſſenſte Weiſe die Indiſchen Namen zu latiniſiren, wobey unter den Philologen ein Einverſtändniß zu wünſchen iſt: eine Bemerkung, die ſich an das über die Schreibung dieſer Namen überhaupt (S. 46 u. f.) geſagte anſchließt. Hr. B. ſetzt alle männlichen Namen, die in der abſoluten Form auf ein kurzes a ausgehn, und im Nominativ ein s annehmen, in die zweyte Declination auf us. Dieß läßt ſich in ſo fern rechtfertigen, daß das kurze a des Indiſchen Alphabets zugleich das Omikron, und folglich das an deſſen Stelle geſetzte kurze u der Lateiner in vielen Fällen vertritt. Auch ſind die Indiſchen Adjective auf as, â, am, durchaus den Griechiſchen auf ος, η, ον, und den Lateiniſchen auf us, a, um, zu vergleichen. Gleichwohl würde ich der erſten Declination auf as den Vorzug geben. Wir ſehen, daß die Griechen einige zu jener Claſſe gehörige Indiſche Namen, und eine große Menge Perſiſcher auf ſolche Weiſe gefaßt haben. Den Römern iſt ja der Gebrauch der erſten Declination für männliche Namen keineswegs fremd: nur werfen ſie das s des Nominativs nach

Digitized by Google

Etruskischer Weise weg, wie denn auch diese Namen (Sisenna, Caecina, etc.) wohl meistens ursprünglich Etruskisch waren. Mit den weiblichen Namen auf â hat es keine Schwierigkeit: sie gehören zur ersten Declination, sind aber wegen des langen Vocals der Griechischen, besonders in der Dorischen Mundart, ähnlicher als der Lateinischen. Hr. B. hat auch die weiblichen Namen auf i durch Anhängung eines a zur ersten Declination gezogen: z. B. *Damayantia* für Damayanti. Dieß kann ich nicht billigen: solche weibliche Namen haben die größte Analogie mit den Griechischen auf ις, und können füglich eben so declinirt werden: *Damayantis, tos, etc.*, oder latinisiren, wie Charybdis, is; auch der Indische Accusativ lautet Damayantim. Wenn es Patronymica sind, wie Bhaimî, die Tochter des Bhîmas, mit besonderer Schicklichkeit: *Bhaimis, idis, etc.* Wiewohl wir keine Beyspiele von Lateinischen Namen der vierten Declination haben, würde ich diese unbedenklich für die männlichen Namen auf u gebrauchen; also zum Beyspiel der Gesetzgeber Manu: *Manus, Manuis* oder *Manūs* u. s. w. Denn das u ist charakteristisch, und bleibt, die regelmäßigen Verwandlungen abgerechnet, durch alle Biegungen, wie die vierte Declination der Lateiner auch nur eine Spielart der dritten mit einem charakteristischen u ist. Mit den weiblichen Namen auf u ist man am meisten in Verlegenheit; sie gleichen den Griechischen wie Τηθύς, wo das Υ vor Alters auch wie der Lateinische Vocal V geschrieben und gesprochen worden ist. Die seltneren Namen, die in der absoluten Form auf einen Consonanten ausgehen, gehören unbezweifelt zur dritten Declination. Hr. B. scheint über diesen für die künftige Behandlung der Indischen Philologie in Lateinischer Sprache nicht unbedeutenden Punkt noch nicht ganz aufs reine gekommen zu seyn: er setzt manchmal die Namen ohne Bie-

gung als indeclinable Wörter, was höchst unbequem ist. Die Griechen haben dieß nur zuweilen bey Sprachen gethan, die wirklich keine Declination hatten. So sehen wir z. B., daß Procopius die Gothischen Namen durchgehends declinirt, die Hunnischen hingegen, die nicht schon durch den häufigen Gebrauch graecisirt waren, ohne Biegung läßt.

In den Anmerkungen hat der Herausgeber auf wenigen Blättern, S. 194 — 216, viel nützliches und belehrendes zusammengedrängt. Er beschränkte sich jedoch geflissentlich auf das nothwendigste, um den Band nicht zu sehr anzuschwellen; er hätte aus der Fülle seiner Belesenheit leicht viel mehr geben können, und wir hoffen, er wird bey einer bequemeren Gelegenheit auf so manche hier übergegangene Erörterung zurückkommen. Das Gedicht, wiewohl es keinem großen mythischen Kreise angehört, giebt zu den wichtigsten Sacherklärungen Anlaß: wir finden deren nur wenige, und meistens sind sie nicht sehr bedeutend oder nicht erschöpfend. Was die Worterklärungen betrifft, so darf man es, bey der gegenwärtigen Seltenheit und Unvollständigkeit der Hülfsmittel, einem Herausgeber nicht verargen, man muß es ihm vielmehr Dank wissen, wenn er manches ausdrücklich erinnert, was dem, welcher auch das leichteste Indische Buch zu lesen unternimmt, schon geläufig seyn sollte. Neben solchen grammatischen Erörterungen, die zum Elementar-Unterricht gehören, finden sich jedoch in den Anmerkungen andre, welche neues, aber auch vielleicht bestreitbares enthalten. Hr. B. hat hier verschiedentlich, wie schon früher in seiner Abhandlung *über das Conjugations-System der Sanscrit-Sprache*, versucht in die Tiefen der Sprachbildung einzudringen, und gewissermaßen über die Indischen Grammatiker hinauszugehen. Dieß ist ein mißliches Unternehmen: denn wir werden nicht

Digitized by Google

in Abrede seyn, daß diese Männer ihre Sprache ganz anders bis in die feinsten Verzweigungen hinein durchgearbeitet haben, als wir es bis jetzt thun konnten. An wissenschaftlichem Geiste werden wir sie schwerlich übertreffen; bequemere Formeln und Methoden mögen wir gebrauchen, wenn wir sie auszufinden wissen. Nur von Einer Seite sind wir ihnen überlegen: ihre Betrachtung war ausschließlich auf eine einzige Sprache, wiewohl eine sehr vollkommene, gerichtet; wir können viele Sprachen mit einander vergleichen. Bey dieser Vergleichung dürfte aber die Indische Grammatik nicht eben eine leidende Rolle spielen, sondern vielmehr als Correctiv für die Grammatik anderer minder wissenschaftlich behandelten Sprachen dienen.

Indessen in den Lehren der Indischen Grammatiker läßt sich zweyerley unterscheiden. Das eine ist die Aufstellung der reinen Thatsache des Sprachgebrauchs, und zwar eines sehr sorgfältig ausgebildeten, seit Jahrtausenden durch geheiligte Auctoritäten festgestellten, und völlig unwandelbar gewordenen Sprachgebrauches. Von dieser Seite können wir nur Schüler seyn, und dürfen gar nichts anders seyn wollen. Das andere aber ist wirklich Theorie, Speculation über den Gang, welchen die Sprachbildung genommen, sofern er sich nicht factisch nachweisen läßt. So scheint mir die ganze Lehre von den Unâdi-Affixen in der Absicht ersonnen zu seyn, um von Wörtern, die entweder aus verloren gegangenen Zeitwörtern, oder aus noch vorhandenen durch nicht mehr übliche und gangbare Ableitungsformen gebildet sind, doch einigermaßen Rechenschaft abzulegen. Bey solchen Theilen ihrer Lehre (vgl. S. 14 dieser Zeitschrift) mögen die Indischen Grammatiker uns vielleicht ungläubig finden, wir werden geneigt seyn ihnen zu widersprechen, ohne gleichwohl noch recht zu wissen, in welcher

Digitized by Google

Richtung: ob wir nämlich die abgeläugnete Einmiſchung fremder Wörter behaupten, oder die behauptete Ableitung aller Wörter ohne Unterſchied von den noch vorhandenen einfachen Zeitwörtern abläugnen ſollen. Hr. B. hat in ſeiner oben erwähnten Deutſchen Schrift verſucht, einige grammatiſche Formen hypothetiſch zu erklären: die Perſonal-Endungen der Zeitwörter im Indiſchen und den verwandten Sprachen ſollen durch Anhängung der perſönlichen Fürwörter, verſchiedene Zeiten durch Anhängung eines Hülfszeitwortes entſtanden ſeyn. Ich bin in den meiſten Punkten nicht mit ihm einverſtanden, verſpare aber die Prüfung, die nicht anders als weitläuftig ausfallen kann, auf eine andre Zeit. Hier iſt er nun verſchiedentlich auf demſelben Wege: zur Probe hebe ich die Anm. 77 aus, wo ich faſt keinem Satze des Verfaſſers beyſtimmen kann. Er handelt von dem indeclinabeln Particip auf tvâ, und will es zuvörderſt Gerundium genannt wiſſen, „weil es zwar am häufigſten die Bedeutung der Vergangenheit, zuweilen aber auch die der Gegenwart habe.“ — Das letzte einmal zugegeben, ſo würde dadurch die Benennung noch nicht gerechtfertigt ſeyn, denn das Gerundium hat eine Richtung auf die Zukunft, wie ſchon der Name ausweiſet. Dieſes Particip, welches Carey *the adverbial past participle*, Wilkins *the indeclinable preter participle* nennt, kann, wenn es einen Accuſativ regiert, im Lateiniſchen füglich durch den abſoluten Ablativ gegeben werden: z. B. tan drishtvâ, *eo viso;* zuweilen, mit oder ohne Accuſativ, durch das part. praet. eines Deponens: z. B. ityuktvâ, (iti-uktvâ) *ita locutus.* Es drückt nicht nur eine Vergangenheit überhaupt aus, ſondern eine ſolche, die einer andern Vergangenheit vorangeſtellt iſt, daher es meiſtens mit einem Zeitwort im Präteritum, im Imperfectum oder im

Aoriſt conſtruirt wird. Es verſteht ſich, daß hier bloß von der grammatiſchen Darſtellungsweiſe die Rede iſt: dem Sinne nach kann die durch dieſes Participium ausgedrückte Handlung der andern unmittelbar vorangehn, oder vielleicht während derſelben noch fortdauern; das verändert die Natur der Sache nicht. Zuweilen wird es mit einem Zeitwort in der zukünftigen Zeit geſetzt, dann gewinnt es die Bedeutung des Futur. exactum. Z. B. Nalus. X, Sl. 22. Katham buddhvâ bhavishyati. „Wie wird ihr ſeyn, wenn ſie erwacht ſeyn wird?" Mit Einem Wort, jenes abſolute Participium entſpricht ſowohl in Abſicht auf die Bedeutung als auf die Stelle, die es in der Wortfügung einnimmt, den Franzöſiſchen und Engliſchen ebenfalls indeclinabeln Participien: *ayant fait*, having done; und wer wird dieſe jemals mit Gerundien vergleichen? Ferner erklärt nun Hr. B., und dieß iſt eigentlich ſein Hauptſatz, den Indiſchen auf tum ausgehenden Infinitiv für den Accuſativ eines Verbal-Nomens auf tu, und das Participium auf tvâ für den Casus instrumentalis eben dieſes Nomens. Das erſte hat einen gewiſſen Schein für ſich: denn das Supinum der Lateiner hat allerdings das Anſehen eines Verbal-Nomens der vierten Declination; und was die Engländer im Indiſchen den Infinitiv genannt haben, läßt ſich zwar ſo betrachten, verrichtet aber zugleich die Dienſte des Supinums, und hat mit dieſem in der Form die größte Aehnlichkeit; eine Aehnlichkeit, die bey manchen beyden Sprachen gemeinſamen Wurzeln bis zur buchſtäblichen Uebereinſtimmung geht. Z. B.

Radix.	Infinitivus.	Supin. Lat.
sthâ, *stare.*	stâtum,	*statum.*
pâ, *potare.*	pâtum,	*potum.*
i, *ire.*	êtum,	*itum.*
dâ, *dare.*	dâtum,	*datum.*

jan, *gignere.*	janitum,	*genitum.*
lubh, *lubere.*	lêbhitum,	*lubitum.*
jnâ, *gnoscere.*	jnâtum,	*gnotum.*
srip, *serpere.*	sarptum,	*serptum.*

Endlich hat der Indische Infinitiv noch diese Eigenheit mit dem Supinum gemein, daß er, zwar nur in der Zusammensetzung, auch mit der Endung auf u vorkommt. Z. B. drashtum, *videre*; drashtu-kâma, *videndi cupidus.* So weit wäre alles gut. Wenn aber das absolute Participium in tvâ für den Casus instrument. jenes Verbal-Nomens angesehen werden sollte, (wogegen sich doch meines Erachtens die Bedeutung auflehnt, da das Supinum eine Richtung auf die Zukunft hat;) so müßte wenigstens das den Endungen tum und tvâ vorhergehende mit einander übereinstimmen. Dieß ist wirklich der Fall in dem von Hrn. B. angeführten Beyspiele: Rad. tyaj, *relinquere.* Inf. tyaktum. Part. absol. tyaktvâ. Aber in hundert Fällen nehmen die Wurzelbuchstaben der Zeitwörter ganz andre Modificationen im Infinitiv an, als bey der Bildung jenes Participiums. Z. B.

Radix.	Infin.	Part. praet. absol.
bhû, *esse.*	bavitum.	bûtvâ.
ji, *vincere.*	jêtum.	jitvâ.
gai, *canere.*	gâtum.	gîtvâ.
pâ, *potare.*	pâtum.	pîtvâ.
vach, *loqui.*	vaktum.	uktvâ.
kri, *facere.*	kartum.	kritvâ.
gam, *ire.*	gantum.	gatwâ.
dris, *videre.*	drashtum.	drishtvâ.
yaj, *immolare.*	yashtum.	ishtvâ.
vas, *habitare.*	vastum.	ushitvâ.

Diese Beyspiele sind keinesweges anomal, sondern die Verschiedenheit ergiebt sich aus bestimmten Regeln der Um-

wandlung. Es wird Hr. B. eben so leicht fallen als mir, dergleichen Beyspiele zu häufen, und ich wäre begierig, seine Hypothese vor dem daraus hervorgehenden Einwurfe gerettet zu sehen. Die in derselben Anm. 77 beygefügte Ableitung der andern Participialform auf ya oder tya, welche in derselben Bedeutung wie die auf tvâ bey den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern gebraucht wird, ist noch viel gezwungener, und gänzlich unveranlaßt, da hier der Zusammenhang mit dem Infinitiv schon im voraus aufgegeben werden muß.

Eine willkommene Zugabe zu den Anmerkungen sind einige in der Urschrift eingerückte Scholien des Nilakanthas. Wir dürfen bey der Auslegung der Indischen Bücher die Scholiasten nicht übergehn. Für das Verständniß der alterischen Gedichte sind sie zwar am ersten entbehrlich, wenn sie nicht etwa Sacherklärungen enthalten; bey philosophischen Schriften werden wir häufig erst durch sie den Eingang in den einheimischen Ideenkreis finden. In der Anm. 118 ist eine Bemerkung des Scholiasten mitgetheilt, welche der Feinheit seines Gefühls Ehre macht. Im Texte des Gedichtes findet sich eine grammatische Unregelmäßigkeit, der Plural des Imperativs neben dem Vocativ im Singular. Er sagt: „Dieß ist hier kein Fehler, wegen der Gemüthsverwirrung der redenden Person." Vortrefflich! Ein andermal müssen wir ihm widersprechen, (Anm. 79.) nicht als ob er den Buchstaben misverstanden hätte, der zweyerley Deutungen zuläßt, sondern er hat nur den Zusammenhang nicht gehörig erwogen.

Da Hr. B. nur eine kleine Auflage von einigen hundert Exemplaren hat drucken lassen, und bereits eine bedeutende Nachfrage für England, Frankreich und Deutschland Statt gefunden, auch nach Ostindien Exemplare versendet worden

Digitized by Google

sind, so werden alle Schüler des Sanscrit, oder die es werden wollen, wohl thun, sich bey Zeiten ein Buch zu verschaffen, das zweckmäßiger als irgend ein andres bisher vorhandenes für die erste Uebung im Lesen eingerichtet ist.

Mit Verlangen sehen wir der Zurückkunft unsers gelehrten Landsmannes entgegen: wir sind gewiß, an ihm einen eben so gründlichen als redlichen Mitarbeiter in diesem Fache zu finden. Da die Königlich Baierische Regierung, rühmlichst auf die Förderung der Wissenschaften bedacht, und ein eifriger Gönner jedes edlen geistigen Strebens, Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Baiern insbesondre, seine Bemühungen unterstützen, so dürfen wir von Hrn. Bopp reiche und erfreuliche Mittheilungen der im Auslande durch den beharrlichsten Fleiß gesammelten Schätze mit Zuversicht erwarten.

Ankündigung.

Hr. Architekt Gau ist von seiner nach Egypten, Nubien bis an die zweite Katarakte, und Palästina, unternommenen Reise mit einem Schatz von Zeichnungen der merkwürdigsten, vor ihm entweder noch gar nicht, oder sehr unvollkommen dargestellten Alterthümer zurückgekehrt, welcher die ausnehmenden Mühseligkeiten und Beschwerden seiner Reise herrlich belohnt. Das Urtheil Aller, welche diese seine Arbeiten im Orient gesehen haben oder hier sehen, von welcher Nation sie auch seyn mögen, und wie groß sonst die Verschiedenheit ihrer Kunstansichten seyn mag, ist einstimmiges Lob.

Diese Reise ist die erste der Art, welche ein Deutscher ausgeführt hat, und die Ehre Deutschlands ist wie die des ausgezeichneten Künstlers dabey interessirt, daß ihre Resultate bald öffentlich erscheinen mögen. Nach einer sparsamen Auswahl, und mit Uebergehung dessen, was für schon hinreichend dargestellt gelten kann, werden ungefähr sechzig Platten über das, in dem großen französischen Werk nicht enthaltene Nubien, etwa zwanzig nachträglich über Aegypten, und zwanzig über Jerusalem bleiben. Es ist die Absicht, Erläuterungen und Erklärungen in einem doppelten Text, deutsch und französisch, zu geben.

Ungesäumt wird eine Probe von vier bis sechs Platten ausgegeben werden, welche theils Architektur, theils Basreliefs darstellen, und mit deren Ausarbeitung in diesen Tagen angefangen wird. Der Preis dieses Probeheftes, welches dem Publikum vorgelegt wird, weil man kein blindes Vertrauen von ihm erwartet oder begehrt, wird auf 4 Fl. Convent. Geld bestimmt, wofür es den Pränumeranten

Digitized by Google

ohne weitere Kosten in den Hauptorten Deutschlands abgeliefert werden soll. Man bittet die wahren Freunde der Kunst, welche in dem Unternehmen zugleich eine National-Sache sehen werden, Theilnehmer zu werden, und in ihrem Kreise zur Theilnahme zu veranlassen: die gesammelten Gelder aber unter der Adresse des Unterzeichneten in Wechseln auf Augsburg an den Herrn Architekten Gau hieher zu übermachen.

Rom, den 23sten Mai 1820.

Niebuhr,

Königl. Preuß. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Päbstl. Hofe.

Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königl. Preußischen Rhein-Universität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften, der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Gesellschaften.

Ersten Bandes Zweytes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1820.

Digitized by Google

IV.

Zur Geschichte des Elephanten.

Wenn ich es unternehme, einen Beytrag zur Geschichte des Elephanten zu liefern, so fasse ich den Begriff der Geschichte in dem allgemeinsten Sinne. Denn es giebt nicht bloß eine natürliche Geschichte des Elephanten, wovon wiederum die antediluvianische einen bedeutenden Theil ausmacht; sondern das merkwürdige Thier hat auch seine politische und militärische, ja vermöge des Eindrucks, den es auf den menschlichen Geist gemacht, seine mythologische, artistische und litterarische Geschichte.

Der Besitz des Elephanten, als des mächtigsten aller Lastthiere, hat die Gewerbthätigkeit erhöhet, die Streitkräfte der Staaten vermehrt; die Elephanten sind in unzähligen Kriegen die Bundesgenossen des Menschen gewesen, im südlichen Asien zu allen Zeiten, in den Ländern, welche das mittelländische Meer umgeben, einige Jahrhunderte hindurch. Die Kunst, den Elephanten zu zähmen und insbesondre ihn zum Kriege abzurichten, das Meisterstück sinnreicher Kühnheit in der behaupteten oder wieder erworbenen Herrschaft des Menschen über die Thierwelt, wurde in In-

dien seit einer unbestimmbar entfernten Vorzeit ausgeübt: dort war sie ursprünglich und ausschließend einheimisch. Wenn dasselbe später in verschiedenen Gegenden Africa's unternommen ward, so geschah es auf Veranlassung dessen, was man in Indien gelernt hatte; es geschah nicht durch die Eingebohrnen des Landes, denen es an Mitteln und Antrieben dazu fehlte, sondern durch gebildetere Völker, die in diesem Welttheile angesiedelt waren.

In der Naturgeschichte hat man meistens den Indischen Elephanten mit dem Africanischen vermengt: erst kürzlich hat ein berühmter Naturforscher den wesentlichen Unterschied zwischen den beyden Arten derselben Gattung wissenschaftlich erörtert. Das wußten jedoch schon die Alten, daß der Indische Elephant dem Africanischen, wenigstens aus den ihnen zugänglichen Gegenden, an Größe, an Stärke und an Muth überlegen sey. Ueberhaupt ist der Indische Elephant zu höherem Ruhme gelangt, weil er seit Jahrtausenden der Landsgenosse von Menschen war, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten, und den regsten Sinn, nicht nur für die schönen, sondern auch für die furchtbaren Erzeugnisse der Natur besaßen. Die Indische Mythologie ist die einzige uns bekannte, worin der Elephant eine bedeutende Stelle einnimmt, und wo ihm eine Art von Apotheose zu Theil geworden ist. An den Denkmalen der Baukunst in Indien finden wir ihn nicht bloß häufig in halb und ganz erhobener Arbeit vorgestellt, sondern er ist in das Ganze der Verzierungen verflochten, und trägt die künstlich geformten Felsmassen als colossale Carvatide. Die alten heroischen Lieder feyern ihn als den beständigen Begleiter der Könige und Helden. Ueberhaupt sieht man,

daß der Einbildungskraft der Dichter die Riesengestalt immer gegenwärtig war: viele Lieblingsbilder werden davon hergenommen, sprüchwörtliche Redensarten verrathen eine vertraute Bekanntschaft mit der vernunftähnlichen Eigenthümlichkeit des Thieres; ja selbst in den mannichfaltigen Benennungen drückt sich eine gewisse Verehrung aus, vielleicht eine Ahndung von dem Range, den der Elephant ehemals bey einer andern Verfassung unsers Planeten unter dessen lebenden Geschöpfen eingenommen haben möchte. Der Africanische Elephant hingegen wohnt zum Theil in unerforschten Wildnissen; er hat an dem Löwen der Wüste fast einen würdigeren Gegner als an dem blöden Wilden, dessen armselige Hütte er niedertritt, ohne es nur zu merken. Der Indische Elephant ist ein Achilles, der seine Homere gefunden; auf den Africanischen hingegen läßt sich die Klage Alexanders des Großen anwenden, daß die Thaten des Helden ohne den Preis des Sängers verloren seyen.

In unsrer Westwelt ist der Elephant überhaupt spät bekannt geworden, aber auf eine um so glänzendere Weise. Der besonnenste und scharfsichtigste Beobachter hat ihn in die Wissenschaft, der edelste unter allen Eroberern in die Kriegskunst eingeführt; und die Kenntniß des ausgezeichneten und in seiner Art einzigen Thieres knüpft sich für immer an die großen Namen Aristoteles und Alexander. Auch in den folgenden Jahrhunderten, wo die Elephanten in großer Anzahl auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, ist ihre Erwähnung, ich weiß nicht durch welche Fügung, häufig mit dem Andenken der bedeutendsten Männer, der entscheidendsten Ereignisse verbunden.

Digitized by Google

Zuvörderst, um mit den ältesten unter unsern Alten anzufangen, ist es ungemein bemerkenswerth, wie mich dünkt, daß an den Aegyptischen Denkmalen nicht die mindeste Spur von Bekanntschaft mit dem Elephanten vorkommt, welcher doch in einem benachbarten Lande, dem oberen Aethiopien, von jeher einheimisch war und noch ist. Von den Elephanten-Jagden der Ptolemäer wird nachher die Rede seyn; die Prätortaner, welche Nero ausgesendet hatte, um Aethiopien zu erforschen, berichteten, gleich oberhalb Meroë hätten sie Spuren von Elephanten gefunden. *) Die Aegyptischen Priester waren sehr aufmerksam auf alle Erzeugnisse der Natur, welche dem Menschen nützlich oder schädlich werden konnten: und man sollte denken, bey den ungeheuern Bauen, welche die Aegyptier immerfort unternahmen, hätten sie ein solches Lastthier, wo die Fortschaffung großer Steinmassen zu Lande geschehen mußte, sehr gut brauchen, und es bey dem Ueberfluß an cerealen Pflanzen leicht ernähren können. Aber, die Möglichkeit der Zähmung des Elephanten bey Seite gesetzt: wie kam es, daß sie die auffallende Riesengestalt, wofern sie ihnen bekannt war, nicht in Stein nachbildeten, und als würdigen Zierrath an ihren Tempeln und Palästen anbrachten? sie nicht als Sinnbild unter die Hieroglyphen aufnahmen? Aegypten hatte eine glückliche Armuth an wilden Thieren; **) die wenigen die sie hatten, haben sie vielfältig in halb erhobner Arbeit dargestellt: nicht nur das Krokodil und den Hippopotamus, sondern auch den seltner vorkommenden Wolf

*) Plin. *Hist. nat.* L. VI, c. 19.

**) Herodot. II, c. 65.

oder Jackal. Unter den Aegyptischen Sculpturen findet sich sogar das unverkennbar treue Bild der Giraffe. *) Diese konnte doch nur zur Schau nach Aegypten gebracht worden seyn; aber freylich ließ sie sich, wehrlos und ungeschickt zu schneller Flucht, leichter von den rohen Bewohnern des innern Africa einfangen als der furchtbare Elephant. Löwen gab es in Aegypten selbst nicht: die Löwenjagden, die wir so herrlich dargestellt sehen, **) müssen wohl an der Libyschen Gränze gedacht werden; und dennoch war der Löwe, in unvermischter Gestalt oder mit andern gepaart, ein Lieblingsgegenstand der altägyptischen Bildnerey. Diese Löwen, unter andern die an den Diocletianischen Thermen in Rom, sind von so vortrefflicher Arbeit, das Eigenthümliche ist so meisterhaft aufgefaßt, daß sie eine ruhige und anhaltende Beobachtung des Lebens bey dem Künstler voraussetzen. Ohne Zweifel ernährten also die Aegyptischen Könige Löwen in ihren Thiergärten. Warum nicht auch Elephanten, als eine fremde und erhabene Seltenheit, wenn ihnen dieß zugänglich gewesen wäre?

Darüber ist man einverstanden, daß der Anbau Aegyptens dem Laufe des Nilstromes gefolgt sey; und vielleicht müssen wir diesen Anbau für so alt anerkennen, daß er mit der geogenischen Entwickelung des Landes gleichen Schritt

*) Man sehe das große Französische Werk Description de l'Egypte, Antiquités. T. I. Planche 95, No. 7. Dieses Basrelief befindet sich an einem Tempel zu Hermonthis, noch oberhalb Thebä, also gewiß an einem sehr alten Denkmale.

**) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. II, Planche 9, an dem königlichen Palast zu Thebä.

gehalten. So wie durch die fortgesetzten Anschwemmungen des Flusses das untere Nilthal aus dem Sumpfe hervortrat, scheint die menschliche Bevölkerung sogleich nachgerückt zu seyn. Aber über den geographischen Anfangspunkt der eigenthümlich Aegyptischen Bildung sind die Meynungen getheilt. Manche Forscher möchten gern alles nach Aethiopien hinaufschieben: ich gestehe, ich kann dieser Ansicht nicht beytreten. Es geht aus vielen Umständen hervor, daß der Gesichtskreis der Aegyptier nach der Seite von Aethiopien äußerst beschränkt war. Man müßte dann behaupten, sie hätten den benachbarten und durch keine unübersteigliche Kluft von ihnen getrennten Ursitz ihrer Cultur ganz vergessen, was bey einem Volke, welches seine alten Ueberlieferungen so sorgfältig aufbewahrte, keineswegs glaublich ist. Meines Erachtens wirft die Unbekanntschaft mit dem Elephanten ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Gründe, die von beyden Seiten angeführt werden mögen.

Weit früher als der Elephant selbst, ist in den Ländern, auf deren Kreis unsre alte Weltgeschichte sich beschränkt, die von dem erlegten Thiere gewonnene kostbare Beute, das Elfenbein, bekannt geworden. Hievon finde ich denn auch in der Geographie von Aegypten eine Spur, ich meyne den Namen der Stadt Elephantine, die auf einer Insel im Nil, Syene gegenüber, lag. Es ist klar, daß alle griechischen Benennungen Aegyptischer Städte vor der Zeit Alexanders des Großen von den unter dem Psammitichus in Aegypten angesiedelten Joniern, oder von dem auf Anlaß dieser Ansiedelung entstandenen Stamme der Dollmetscher herrühren; und wir dürfen dreist annehmen,

daß der Griechiſche Name die Bedeutung des einheimiſchen ausdrückte. Nach meiner Meynung muß aber unter Elephantine nicht die Stadt der Elephanten (was hätten dieſe mit einer Felſeninſel des Nils zu ſchaffen gehabt?) ſondern die Stadt des Elfenbeins verſtanden werden. Nichts iſt natürlicher, als daß die Bewohner des obern Aethiopiens bis an dieſe ſüdliche Gränze Aegyptens kamen, um hier ihre Elephantenzähne gegen andre Waaren zu vertauſchen. Der ſcharfſinnige Bochart *) hält Elephantine für einerley mit Philae, als wäre dieß der durch jenen verdollmetſchte Aegyptiſche Name deſſelben Ortes. Hieraus würde dann unwiderſprechlich hervorgehen, daß der Elephant, oder wenigſtens das Elfenbein, einen im Orient weit verbreiteten Namen, auf den ich nachher zurückkommen werde, auch in Aegypten geführt habe. Herodot nennt Philae gar nicht, ſondern bloß die Stadt Elephantine; Strabo, der die Gegend bereiſet hatte, unterſcheidet beyde genau: Elephantine lag unterhalb der Kataraktten, Philae oberhalb derſelben, auf dem Landwege hundert Stadien weit davon entfernt, ebenfalls auf einer Inſel im Nil. **) Indeſſen

*) Hierozoïc. L. II, c. 23. „Sed olim utrosque (Aethiopes et Aegyptios) aut alterutros elephantum *phil* appellasse, ex eo mihi suspicio est, quod *Philae* urbs in Aegypti et Aethiopiae confinio, ex Herodoto et Plinio videtur eadem esse cum aliorum Elephantine.“

**) Durch die nie genug zu preiſenden Bemühungen der Franzöſiſchen Gelehrten kann nun jeder die Lage der beyden Oerter und ihre Denkmale ſo genau kennen lernen, als wäre er ſelbſt an Ort und Stelle geweſen. Man ſehe die topographiſche Charte vom Laufe des Nils in der Gegend

ist es nicht unwahrscheinlich, daß beyde Oerter, wegen einer ähnlichen Bestimmung als Stapelplätze des Aethiopischen Handels, einerley Namen führten. Bis Philae konnten die Aethiopier den Nil hinunterfahren, dort mußten die Waaren wegen der Katarakten ausgeladen, und auf dem Landwege nach Elephantine gebracht werden, wo man sie dann wieder einschiffen mochte. Auch begreift es sich, daß die Jonier die näher liegende Stadt in ihrer Sprache benannten, dem seltner besuchten Philae aber seinen Aegyptischen Namen ließen. Hr. Jomard, in seiner vortrefflichen Beschreibung von Elephantine, *) nimmt mit Bochart an, die Namen Philae und Elephantine seyen in der Aegyptischen und Griechischen Sprache gleichbedeutend gewesen, und hätten eigentlich als Gesamtname die ganze Inselgruppe der Katarakten bezeichnet. Er sucht mit scharfsinnigen Gründen zu beweisen, Herodot habe unter der Stadt Elephantine das Strabonische Philae verstanden. Die verworrene Stelle beym Plinius **) ist dieser Meynung eher günstig als entgegen, und so hätte Bochart doch gewissermaßen Recht gehabt.

Es ist hiebey nicht zu übersehen, daß das Wort, welches von den Griechen zunächst die Römer, von diesen die Völker des neueren Europa geerbt haben, ἐλέφας, im Griechischen ursprünglich gar nicht den Elephanten, sondern bloß das Elfenbein bezeichnet. In der letzten Bedeutung

der Katarakten, Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I, Pl. 30, und die Beschreibung in dem ersten Bande des Textes.

*) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I, Chap. III, §. VI.

**) Hist. Nat. L. V, cap. 9.

Digitized by Google

kommt es häufig in den Homerischen, und einmal in den Hesiodischen Gesängen vor, zum Beweise, daß den Griechen dieses Zeitalters, acht bis neun Jahrhunderte vor unserer Aera, das Elfenbein bereits wohl bekannt war. Sie verstanden die Kunst, es zu zersägen und zu drechseln. *) Die Mäonischen und Karischen Frauen färbten es theilweise mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward; und so verziert brauchte man es zu den Backenstücken am Geschirr der Pferde. **) Das Brautbett des Ulysses, der Sessel der Penelope war damit eingelegt; der Palast des Menelaus glänzte von Gold, Silber, Elektrum und Elfenbein. ***) Wiewohl es für eine Kostbarkeit galt, mußte es doch schon in beträchtlichen Massen verwendet werden, da der Dichter sich eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine sinnbildliche, vorstellen konnte. ****)

Durch welches Volkes Vermittlung das Elfenbein so frühe nach Griechenland kam, kann nicht zweifelhaft seyn. Aber es ist eine für die Geschichte des Völkerverkehrs nicht unwichtige Frage, ob die Phönicier das Elfenbein, welches sie in Kleinasien und Griechenland verhandelten, aus Africa oder aus Indien hohlten. Alle Wahrscheinlichkeiten sind für die erste Annahme. Daß ein alter Handelsweg von Indien aus nach den Abendländern geführt habe, vielleicht später über Colchis und das schwarze Meer, will ich nicht läugnen: allein durch Persien ging damals dieser Weg schwerlich, denn wie wir bald sehen werden, giebt sich die

*) Od. VIII, 404, 405. XIX, 56.

**) Il. IV, 141 sq.

***) Od. XIX, 55. 56. XXIII, 200. IV, 73.

****) Od. XIX, 562 -- 565.

auf den Darius Hystaspis eine völlige Unbekanntschaft der Perser mit dem eigentlichen Indien kund. Ferner haben wir ein ausdrückliches Zeugniß, daß die Schiffe des Königes Salomo gemeinschaftlich mit den Schiffen der Phönicier aus dem Arabischen Meerbusen nach dem Lande Ophir segelten, daß sie von dort nebst andern Kostbarkeiten Elfenbein in Menge für seinen prächtigen Thron und seinen Tempelbau zurückbrachten; und Ophir ist, nach der wahrscheinlicheren Meynung der Ausleger, ein Theil der Africanischen Ostküste, etwa Sofala oder Mozambique. *) Endlich liegt es in der Natur der Sache, daß Africa von jeher mehr Elfenbein für den auswärtigen Handel liefern konnte als Indien.

In Asien ist der Elephant durchaus nur im Süden der großen Gebirgskette einheimisch: auf den beyden Halbinseln Indiens, und auf den gegenüber liegenden Inseln. Bey der starken Bevölkerung dieser Länder sind seine Wohnsitze beschränkt auf die Gegenden, welche der menschliche Anbau entweder noch nicht erreicht hat, oder wo die Natur diesem Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt: auf die mittleren Bergthäler und die wasserreichen Waldungen am Fuß der Gebirge. In Africa hingegen ist der Elephant häufig von der Südspitze an, wo ihn die Europäischen Ansiedelungen nur etwas zurückgedrängt haben, längs der Westküste bis an den Senegal, längs der Ostküste, wie es scheint mit einigen Unterbrechungen, bis nach Abyssinien; und dann in Nigritien quer durch den ganzen Welttheil hindurch. Man werfe nur einen Blick auf die Landcharte,

*) Robertson historical Disquisition concerning ancient India. Sect. 1, p. 9.

Digitized by Google

um zu sehen, wie dagegen der eben angegebene Asiatische Landstrich zusammen schwindet. Wie weit in das Innere des unerforschten Africa der Elephant sich verbreitet, wissen wir nicht; aber es läßt sich wenigstens nicht verneinen, daß die zum Gedeihen der Gattung erfoderlichen Bedingungen sich dort beysammen finden: denn wenn auch an der Küste keine Mündungen großer Flüsse erscheinen, so dürften sie doch vorhanden seyn, aber sich in Landseen ergießen oder im Sande versiegen.

Weit entfernt, daß die uralte Zähmung des Elephanten in Indien den Ueberfluß an Elfenbein hätte vermehren sollen, mußte sie die Waare vielmehr seltner machen. Denn der Preis der Zähne des erlegten Thieres steht in gar keinem Verhältnisse mit dem Werthe des lebenden, zu einem wichtigen Zwecke sorgfältig abgerichteten. Die Elephantenjagd scheint in Indien von jeher ein königliches Vorrecht gewesen, und mit einer gewissen Schonung angeordnet worden zu seyn, um die Fortpflanzung nicht zu vermindern.

Dazu kommt, daß die Indier in dem Zeitalter, zu welchem unsre ältesten Nachrichten vom Asiatischen Handel hinaufreichen, ohne Zweifel schon alle Bequemlichkeiten des Lebens kannten; daß also ein starker inländischer Verbrauch die Ausfuhr vermindern mußte. Im Amara-Kosha, einem vermuthlich vor beynahe zweytausend Jahren geschriebenen Buche, wird das Elfenbein als ein gewöhnlicher Stoff angegeben, woraus man sogar Puppen für die Kinder schnitzte. *)

*) Cosha by Colebrooke, p. 245, sl. 29, und die Anmerkung des Herausgebers.

Ein Hauptumstand hieben ist es aber, daß die Africanischen Elephanten viel reichlicher mit Elfenbein versehen sind, als die Indischen. In Africa sind die lang hervorstehenden Fangzähne beyden Geschlechtern gemein, statt daß sie bei den weiblichen Elephanten in Indien nur die Länge von wenigen Zollen erreichen. *) Ja in Ceylon, das doch sonst wegen seiner starken und kriegerischen Elephanten berühmt ist, und schon vor Alters war, **) giebt es sogar eine zahlreiche Spielart, welcher die Fangzähne ohne Unterschied des Geschlechts gänzlich fehlen. ***) Da der Naturforscher, der zuerst die charakteristische Verschie-

*) La Ménagerie du muséum national d'histoire naturelle, par *Lacépède*, *Cuvier*, et *Geoffroi*. Paris 1805. 12°. T. I, p. 95.

**) Aelian. de natura animal. L. XVI, c. 18.

***) Diese Thatsache finde ich bezeugt in einem sehr glaubwürdigen handschriftlichen Aufsatze in Holländischer Sprache, der mir gefälligst aus der Bibliothek der Leopoldinischen Akademie mitgetheilt worden ist. Beschryving van de Olifanten, zoodanig dezelve op het eiland Ceilon bevonden worden, getrokken uit het Relaas van verscheyde olifante bediende. Es gebe in Ceilon zwey Arten von Elephanten, die bezahnten und die Aliassen, denen die Fangzähne in beyden Geschlechtern gänzlich fehlen. Die Weibchen seyen schwer zu unterscheiden, weil nur wenige der bezahnten Art Fangzähne von etlichen Zollen haben. Die bezahnten Männchen begehen sich zuweilen mit Weibchen der andern Art, aus dieser Vermischung werden aber nur Aliassen erzeugt. Diese seyen überhaupt ohne Vergleich die häufigsten, und gegen Ein bezahntes Thier werden fünfundzwanzig bis dreißig Aliassen gefangen.

Digitized by Google

denheit der beyden Arten von Elephanten, besonders aus dem innern Bau der Backenzähne ins Licht gestellt hat, Hr. Cuvier, es wenigstens zweifelhaft läßt, ob die Africanischen Elephanten nicht etwan auch ihre Fangzähne wie die Backenzähne in bestimmten Zeiträumen wechseln, *) so wird es wohl erlaubt sern, das ausdrücklich bejahende Zeugniß eines Griechischen Schriftstellers anzuführen. Aelian sagt, daß den Elephanten in Mauritanien alle zehn Jahre die Hörner, wie er die Fangzähne nennt, ausfallen. **) Leider giebt er nicht an, aus welcher Quelle er dieß geschöpft; (ob vielleicht aus den Schriften des Königs Juba? dann wäre es nicht ohne Gewicht:) er begleitet, nach der Weise eines Sammlers ohne Urtheil, die Thatsache mit so abgeschmackten Mährchen, daß sie das glaubhafteste zweifelhaft machen könnten. Indessen ist es bekannt, daß bey weitem nicht alles aus Africa verhandelte Elfenbein von erlegten Elephanten herkommt, sondern daß in den dortigen Waldungen häufig Elephantenzähne gefunden werden, ***) und durch diesen Umstand erhält jene Angabe einen Grad der Wahrscheinlichkeit mehr. Die Sache verdient von künftigen Reisenden untersucht zu werden.

Der scharfsinnige und geschmackvolle Geschichtschreiber der Griechischen Toreutik, oder der Kunst, aus edlen Metallen, feinen Hölzern, Elfenbein und andern kostbaren Stoffen Bildwerke zusammenzusetzen, Hr. Quatremere-de-Quincy ist durch den Zusammenhang seiner Untersu-

*) Ménagerie etc. T. I, p. 107.

**) Aelian. de natur. animal. L. XIV, cap. 5.

***) General Zoology by *G. Shaw*. London 1800. Vol. I. P. I, p. 213.

chungen auch auf den Handel mit Elfenbein im Alterthume geführt worden. Er behauptet, zu der Zeit als Phidias an seinen colossalen Statuen die nackten Theile ganz mit Elfenbein bekleidete, sey diese Waare in Griechenland im Ueberfluß vorhanden gewesen; das Elfenbein sey im Fortgange der Jahrhunderte immer seltner geworden, und müsse wegen Verminderung der Gattung noch ferner seltner werden. *) Die neueren Reisebeschreibungen von Africa bestätigen diese Besorgniß nicht. Je nachdem die Waare mehr oder weniger gesucht ward, und mehr oder weniger Märkte zu deren Ankauf offen standen, mochte der Preis des Elfenbeins steigen oder sinken; im ganzen aber wird das Verhältniß ungefähr dasselbe geblieben seyn. Wiewohl jetzt keine Toreutik das Elfenbein in Anspruch nimmt; so läßt sich doch zweifeln, ob die Einfuhr im neueren Europa nicht stärker ist, als sie bey den verfeinerten Völkern der alten Westwelt war. Die Masse von Elfenbein, welche die Griechen zu Denkmalen der bildenden Kunst verwendeten, gränzt an das unglaubliche: aber es herbeyzuschaffen erfoderte gewiß auch große Kosten und Anstrengungen; und die Meisterwerke des Phidias und Polyklet erregten nicht bloß wegen ihrer unerreichbaren Schönheit, sondern auch wegen der Kostbarkeit der Stoffe allgemeine Bewunderung. Dieser Aufwand wurde jedoch ein für allemal gemacht: ein solches Werk blieb viele Jahrhunderte

*) Le Jupiter Olympien etc. par M. *Quatremère-de-Quincy*. Paris 1815. fol. III Part. §. 4. De l'ivoire; du prix de cette matière chez les anciens; de son emploi dans la sculpture aux premiers siècles de l'art. p. 168 — 169.

lang unversehrt. Tausend kleine Geräthschaften aus Elfenbein hingegen, welche im neueren Europa zu den gemeinsten Bequemlichkeiten gehören, nutzen sich ab, und müssen unaufhörlich erneuert werden. In Rom, im letzten Zeitalter des Freystaates und im ersten des Kaiserthums, trafen beyde Ursachen eines unmäßigen Verbrauchs zusammen: die Pracht der öffentlichen Denkmale, und ein Privatluxus ohne Gränzen. Da trat dann der besondere Fall ein, dessen Plinius erwähnt: eine vorübergehende Vertheurung und Seltenheit, besonders der großen Zähne, die man nur noch in Indien aufzutreiben wußte. *) Die Handelsverhaltnisse der Römer erstreckten sich damals mittelbar zuverläßig bis auf die jenseitige Halbinsel, die auch jetzt noch, vorzüglich in Pegu und Cochinchina, ungewöhnlich große Elephantenzähne liefert. **) Der oben genannte Gelehrte hat, wie mich dünkt, hieraus eine zu allgemeine Folgerung auf das entferntere Alterthum gezogen, und eine Stelle des Plinius irrig ausgelegt. ***) Plinius redet hier nur von der überlegenen Größe der Indischen Elephanten, nicht ihrer Zähne; wir haben schon gesehen, daß der Schluß von dem einen auf das andre nicht gültig ist. Noch jetzt kommt bey weitem das meiste, und, nach Versicherung der

*) Hist. Nat. L. VIII, cap. 3.

**) Shaw Zoology, Vol. I. P. I. p. 213 et. 224.

***) Quatremère-de-Quincy *Jupiter Olympien*, p. 167. „Voilà pourquoi l'on recherchait les plus grandes défenses. Selon Pline, on les trouvait dans l'Inde.“ Die Stelle beym Plinius (L. VIII, cap. 9.) lautet aber vollständig so: Indicum (elephantum) Afri pavent, nec contueri audent; nam et maior Indicis magnitudo est,

Digitized by Google

gründlichsten Kenner, der Londoner Elfenbeinhändler, auch das beste Elfenbein aus Afrika. *) Nach allem obigen, und nach manchen bald zu erwähnenden Umständen mußte dieß im Alterthum noch mehr der Fall seyn, wenigstens bis auf die Zeit Alexanders des Großen, durch dessen Eroberungen Indien bekannter und zugänglicher wurde. Ohne Zweifel waren demnach die toreutischen Riesenwerke des Phidias und Polyklet ganz oder großentheils aus Africanischem Elfenbein zusammengesetzt.

Auf die Ausdrücke der Dichter ist hiebey nicht viel zu achten. Sie nannten, der Verherrlichung wegen, irgend ein entferntes Land, woher die kostbare Waare gekommen, sey es nun Indien, Aethiopien, oder Mauritanien, je nachdem es ihnen gefiel, oder für den Versbau bequemer war. Das hinzugefügte Beywort Indisches Elfenbein in einem Homerischen Gleichnisse beym Virgilius kann ich nicht eben schicklich finden; **) dagegen möchte ich auch kein besonderes Gewicht darauf legen, wenn Propertius von den elfenbeinernen Thorflügeln am Tempel des Palatinischen Apollo, ohne Zweifel einer älteren Griechischen Kunstarbeit, sagt:

Libyschen Zahns Bildwerk, herrliche Pforten sodann. ***)

Solche Ausdrücke beweisen nur, daß den Dichtern im Zeitalter des Augustus die Nennung aller Gegenden geläufig war, woher Elfenbein kommen konnte. Die Frage muß aus ganz andern Zeugnissen und Gründen entschieden werden.

*) Shaw Zoology, Vol. I. P. I. p. 224.

**) Aeneid. XII, 67.

***) Propert. L. II, El. XXXI, 12:

Et valvae Libyci nobile dentis opus.

Auch in Italien wird das Elfenbein in sehr frühen Zeiten erwähnt, aber freylich nicht von gleichzeitigen Schriftstellern. Die Römer sollen die Sitte der curulischen Stühle von den Etruskern überkommen haben. Diese empfingen das dazu nöthige Elfenbein vermuthlich von den in Africa angesiedelten Phoeniciern, namentlich den Carthagern; denn über das westliche Becken des Mittelmeers hinaus scheint die Schiffahrt der Etrusker in früheren Zeiten sich eben nicht erstreckt zu haben.

Es veranlaßt eigene Betrachtungen, wenn man bedenkt, daß die Zeitgenossen des Perikles, welche die Pallas im Parthenon und den Olympischen Jupiter verständig bewunderten, ja daß vielleicht die Künstler selbst, von dem Thiere, aus dessen Zähnen oder Hörnern (denn auch darüber war man nicht einig) jene herrlichen Götterbilder zusammengefügt waren, entweder gar keine oder eine irrige und wunderliche Vorstellung hatten. Man sieht, daß die höchste künstlerische Ausbildung mit großer Beschränktheit der geographischen und physischen Kenntnisse gar wohl verträglich ist, wie uns dagegen die Erfahrung von der Möglichkeit des umgekehrten Falles ganz nahe liegt.

Herodot ist unter den auf uns gekommenen Griechischen Schriftstellern der älteste, bey welchem das Wort ἐλέφας den Elephanten bezeichnet. Aber es ist eine bloße Erwähnung ohne irgend eine Beschreibung: allem Ansehen nach hatte der Geschichtschreiber, ungeachtet seiner weiten Reisen, das Thier selbst nicht gesehen. Er theilt die Nordküste von Africa in zwey Hälften: das östliche von Nomaden bewohnte Libyen bis an den Fluß Triton sey flach und sandig; westwärts von diesem Flusse hingegen werde das

Land bergig und bewaldet, und habe einen mannichfaltigen Ueberfluß an wilden Thieren, darunter auch Elephanten. *) Wenn das Zeugniß des Herodot vereinzelt dastände, so könnte man einen Irrthum argwöhnen, da heutzutage in diesen Gegenden, den Raubstaaten, Fez und Marocco, durchaus keine Spur von Elephanten zu finden ist. Aber wir werden es zur Genüge bestätigt sehen, daß weit später, und in ganz geschichtlichen Zeiten die Elephanten dort noch sehr häufig waren; wir werden auch die Ursachen errathen, wodurch das Aussterben der Gattung im Norden der großen Wüste bewirkt worden.

Die vom Herodot berichtete Musterung des Heeres, womit Xerxes Griechenland überzog, ist eine merkwürdige Urkunde. Uebertreibungen und Misverständnisse mögen sich eingeschlichen haben; hingegen Auslassungen, besonders des Auffallenden und Außerordentlichen, sind nicht zu besorgen, da die Griechen so sehr darauf bedacht waren, ihre Siege zu verherrlichen. Aus dieser Herrschau geht nun unwidersprechlich hervor, daß die Könige von Persien damals keine Kriegselephanten besaßen; denn wenn Xerxes deren in seiner Gewalt gehabt hätte, so würde er sie gewiß nicht zurückgelassen haben, bey einem Feldzuge, wozu er alles aufbot, und wobey sogar die Araber auf ihren Kameelen als eine seltsame Art von Reiterey erschienen. Aeschylus, ein Augenzeuge der Begebenheiten, schweigt ebenfalls von Elephanten im Heere des Xerxes, wiewohl er sonst in vielen Stücken vom Herodot abweicht; was uns nicht wundern darf, da von einem Dichter nicht dieselbe Vollständigkeit

*) Herodot. L. IV, cap. 191.

Digitized by Google

und Genauigkeit wie von dem Geſchichtſchreiber zu fodern iſt.

Aus dem Mangel an Kriegselephanten folgt dann wiederum, daß damals kein einziger Indiſcher Fürſt in Abhängigkeit von dem Perſiſchen Reiche ſtand, wiewohl Darius ſich rühmte, in Indien große Eroberungen gemacht zu haben. Unter den angeblichen Indiern des Herodot, ſind, wie ſich von ſelbſt ergiebt, durchaus keine wahren Indier, Sanskrit oder eine daraus abgeleitete Mundart redende, und unter Brahmaniſcher Geſetzgebung lebende Völker zu verſtehen; ſondern rohe Stämme, negerartige Autochthonen am rechten Ufer des Indus, im heutigen Candahar und Baluchiſtan. Man weiß nicht recht, was man von der Entdeckungsfahrt denken ſoll, welche Darius auf dem Indus anſtellen ließ, da ſogar dem Laufe des Fluſſes eine ganz falſche Richtung nach Oſten gegeben wird. So viel iſt klar: wenn Herodot alles erfahren und richtig aufgefaßt hatte, was die Perſer zu ſeiner Zeit von Indien wußten, ſo wußten ſie ſo gut wie gar nichts, und wir ſind zu der Folgerung berechtigt, daß zwiſchen dieſen benachbarten Ländern damals nicht der mindeſte Verkehr Statt fand. Nach der Sprache müſſen wir die Perſer und Indier für nahe verwandte Völker halten, die in einer entfernten Vorzeit aus gemeinſamen Urſitzen ausgewandert. Aber, wie es ſcheint, wußten ſie nichts mehr von einander, und lernten ſich erſt ſpäter als Fremde wieder kennen.

Freylich hat die Natur auch eine ſtarke Kluft zwiſchen den beyden Ländern befeſtigt: im Norden Gebirge, weiter hinunter längs dem Laufe des Indus und des von dem Fluſſe bewäſſerten Thales, große Wüſteneyen. Die Be-

gend, wo Alexander über den Indus ging, ist die Pforte gewesen, wodurch die meisten späteren Eroberer eingedrungen; und hier setzten noch die fünf großen Flüsse des Panjab ein bedeutendes Hinderniß entgegen.

Aus dieser Unbekanntschaft der Perser mit Indien ergiebt sich ferner, daß die Phoenicische Schiffahrt, vom Arabischen Meerbusen aus, so frühe die Küsten Indiens noch nicht erreicht hatte: denn sonst hätte Darius von den Phoeniciern, die seinem Reiche angehörten, und ihm Kriegsdienste zur See leisten mußten, bessere Auskunft bekommen können.

So viel wir wissen, war Ktesias, ungefähr sechzig Jahre nach dem Herodot, der erste Grieche, der eine etwas ausführlichere Beschreibung des Elephanten aus eigner Ansicht gab. Aber freylich, überhaupt wegen seiner Lügen übel berufen, hat er sie auch an dem fremden Wunderthiere nicht gespart. Aristoteles widerlegt seinen Bericht hierüber einigemale mit Nennung seines Namens; *) einmal erwähnt er bloß die alte Sage, **) aber so, daß diese Bezeichnung nur auf den Ktesias gehen kann, dessen Schriften, nicht viel über ein halbes Jahrhundert zuvor geschrieben, doch das älteste waren, was die Griechen über diese Gegenstände hatten.

Ktesias war ein Lieblings-Schriftsteller seiner Landsleute, wegen seiner anmuthigen Schreibart, und vielleicht auch wegen seiner Lügenhaftigkeit. Denn die Griechen hat-

*) Aristot. *de animal hist.* L. III, c. 22 in fine. *De animal. generat.* L. II, c. 2.

**) Aristot. de animal. ingressu, cap. 9.

ten eine liebenswürdige Neigung, den Irrthum aufzufassen, wenn er von irgend einer Seite der Einbildungskraft schmeichelte, und ließen ihn sehr ungern wieder fahren, die nüchterne Wahrheit mochte ihnen auch noch so bestimmt dargelegt worden seyn. Ich glaube, es giebt kein anderes Beyspiel von einem so geistreichen Volke, das sich so viel abgeschmacktes hätte aufbinden lassen. Deswegen haben sich die häufig wiederhohlten Erzählungen des Ktesias bis auf eine späte Nachwelt fortgepflanzt, wiewohl seine Schriften verlohren gegangen sind. Insbesondere ist sein Buch über Indien die große Schatzkammer von Mährchen für alle folgenden Fabelreisen geworden. Da waren die hundsköpfigen Menschen zu Hause, die Kopflosen mit dem Gesicht auf der Brust, (beyde zwar erborgt, vermuthlich aus dem Reisebericht des Samiers Kolâus, und vom westlichen Libyen *) nach Indien versetzt) die einbeinigen behenden Läufer, die Plattfüße, die sich auf den Rücken legten, und die Beine emporstreckten, um ihre großen Füße als Sonnenschirme zu gebrauchen, und vieles andre, was nachher theilweise in den falschen Kallisthenes, in die Legende vom heil. Brandanus, in die Reisen des Sindbad und Maundeville, und bey uns in die Abentheuer des Herzogs Ernst übergegangen ist.

Neben dieser müßigen Bethörung der Einbildungskraft, welche Ktesias mittelbar auch bey solchen Lesern bewirkt hat, die seinen Namen niemals vernommen hatten, haben seine Schriften einen ernsteren Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt: denn ohne allen Zweifel ist durch deren Lesung im

*) Da finden sie sich beym Herodot, L. IV, cap. 191.

Gemüthe Alexanders des Großen jener unwiderstehliche Trieb entzündet worden, bis zu dem Wunderlande hindurchzudringen und es zu erobern; und wiewohl der flüchtig erworbene Besitz einiger Landschaften an der Gränze bald wieder verlohren ging, so war sein Indischer Feldzug dennoch äußerst folgereich.

Ob Ktesias wirklich selbst nach Indien gekommen, und wie weit, ist eine Frage, die eine eigne erschöpfende Untersuchung verdient. Unter den wenigen Bruchstücken seines Berichtes ist manches recht dazu geeignet, die Wirklichkeit seiner Reise verdächtig zu machen: ich meyne nicht eben das unverhohlen Unglaubliche, sondern ganz einfache naturgeschichtliche Bemerkungen, wobey Ktesias zwischen der Wahrheit und der Lüge unparteyisch hätte wählen können. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es aber gleichgültig, ob er als Leibarzt des Persischen Monarchen Gelegenheit fand die Reise zu machen, oder ob er, ohne den Hauptsitz des Reiches zu verlassen, einige wahrhafte Erkundigungen einziehen, Indische Erzeugnisse und ihre Namen kennen lernen konnte. Daß er dergleichen in der That kennen gelernt, muß unbedenklich bejahet werden. Aus beyden Voraussetzungen ergiebt sich dieselbe Folgerung: daß nämlich vermöge uns unbekannter Ereignisse in dem Zeitraume zwischen Xerxes und Artaxerxes Mnemon das Verhältniß der beyden Länder sich verändert haben muß.

Indien war nun den Persern nicht mehr so unzugänglich wie zuvor: es fand einiger politische und Handelsverkehr Statt. Indische Fürsten sendeten den Königen von Persien nach morgenländischer Weise Ehrengeschenke. Die vom Ktesias erwähnten sind von der Art, daß er sie nicht

ersonnen haben kann. Zu diesen Ehrengeschenken gehörte wohl auch der Elephant, welchen Ktesias zu Babylon einen Palmbaum umstoßen und auswurzeln sah. Dieß ist nun einmal, gegen die Gewohnheit des Zeugen, etwas ganz glaubliches, ja sogar gewöhnliches. Daß Ktesias das Thier gesehen, läßt sich kaum bezweifeln, wiewohl sein Bericht in manchen Stücken so lautete, als hätte er nur vom Hörensagen geschrieben. Wer anders als er hat den läppischen Irrthum verbreitet, der Elephant habe keine Gelenke in den Beinen, und schlafe deswegen an einen Baumstamm gelehnt; dieser werde nun von den Jägern über der Wurzel dergestalt durchgesägt, daß er nur noch eben halte, und durch das Gewicht umstürzen müsse; worauf dann das Thier, weil es sich, einmal zu Boden gefallen, nicht wieder aufrichten könne, leicht gefangen werde. Auf das letzte hat Aristoteles verschmäht sich einzulassen; das erste widerlegt er, und beschreibt genau, wie der Elephant schreitet, und wie er sich niederlegt. *) Es ist bekannt, daß das Thier sich gern auf dem Rücken wälzt, und aus dieser Lage sich mit Leichtigkeit wieder aufrichtet; ja im Zustande der Wildheit soll es sich, ungeachtet seiner Schwere, hoch in die Luft bäumen.

Ktesias hatte denn auch zuerst unter allen Griechen erfahren, welche wichtige Stelle der Elephant in der Indischen Kriegskunst einnahm. Er versicherte, (dießmal vorsichtiger Weise) er habe gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien (als ob es nur Einen gäbe) hundert-

*) Aristot. De animal. ingressu, cap. 9. De animal. hist. L. II, cap. 1.

Digitized by Google

tausend Elephanten hergingen; dreytausend der stärksten würden in der Nachhut gehalten, und bey Belagerungen als Mauerbrecher gebraucht. Diese Angabe geht unermeßlich weit hinaus, nicht nur über alle geschichtlich beglaubigten Beyspiele, sondern auch über die stärkste Zahl, welche von Indischen Schriftstellern über die Kriegskunst, als zu einem vollständigen Heere gehörig, berechnet worden ist. *) Die Möglichkeit, so viele Elephanten zusammen zu bringen und zu erhalten, ließe sich wohl nur in dem Falle denken, daß die ganze diesseitige Halbinsel Indiens unter einem einzigen Beherrscher gestanden hätte; was gewiß zur Zeit des Ktesias, und viele Jahrhunderte zuvor, nicht Statt fand. Indessen mag ihm dießmal die Uebertreibung verziehen werden, weil sie augenscheinlich dem Lucretius zu folgenden schönen Versen Anlaß gegeben:

Gleichwie wir, aus dem Geschlecht Vierfüßiger, erst Elephanten,
Schlangengehandete, sehn, die ringsher India schirmen,
Mit vieltausenden bildend ein elfbeinblinkendes Bollwerk,
Daß nicht Feindes-Gewalt eindringt: so mehrt sich der Thiere
Menge, von welchen wir kaum hier Beyspiel' einzeln erblicken. **)

---

*) Vgl. Cosha, p. 202, sl. 49, und Colebrooke's Anmerkung.

**) Lucret. de Rer. Nat. II, 536 sq.

Sicuti quadrupedum cum primis esse videmus
In genere anguimanos elephantos, India quorum
Millibus e multis vallo munitur eburno,
Ut penitus nequeat penetrari; tanta ferarum
Vis est, quarum nos perpauca exempla videmus.

Ich setze die Stelle im Original her, weil die Ausleger sie seltsam missgedeutet haben. Man sehe die Havercampische Ausgabe.

Diodor hat uns außerdem ein Mährchen des Ktesias aufbewahrt, *) wodurch, wenn auch nichts anders, doch dieß bewiesen wird, daß der Erzähler von der Wirkungsart und Furchtbarkeit des Elephanten im Kriege wohl unterrichtet war. Semiramis will einen Feldzug gegen den Indischen König Stabrobates unternehmen; da sie aber keine Elephanten hat, so läßt sie dreyhundertausend schwarze Ochsen schlachten, insgeheim ihre Felle zusammen nähen, und in der Gestalt von Elephanten mit Stroh ausstopfen. Diese Masken setzt sie auf eben so viele Kameele. Sie geht über den Indus, „der Anblick der vermeynten Elephanten aus der Ferne erregt anfangs ein großes Schrecken unter den Indiern, welche bis dahin geglaubt hatten, dergleichen allein zu besitzen. Aber bald verrathen Ueberläufer das Geheimniß. Nun wagt sich die Indische Reiterey dreist heran, wird aber durch den ungewohnten Anblick und Geruch der Kameele in Verwirrung gebracht. Hierauf läßt Stabrobates das Fußvolk in gemessener Schlachtordnung anrücken: die vorangestellten Elephanten dringen unaufhaltsam vor, und richten große Verwüstung an; Semiramis, selbst verwundet, nimmt die Flucht, und ihr ganzes Heer zieht sich über den Indus zurück. Die Heldin hatte hiebey zwey Drittel ihrer Kriegsmacht eingebüßt, welche aus drey Millionen Fußknechten, fünfhunderttausend Reitern, und hundertausend Streitwagen bestand.

Dieß ist ein kurzer Auszug des Berichtes; denn er ist mit so besondern Umständen ausgeschmückt, als wäre der Erzäh-

*) Diodor. Sic. Bibl. L. II, cap. 16 — 19.

Digitized by Google

ler in Perſon bey dem Feldzuge zugegen geweſen. Es fragt ſich nun: hat Kteſias dieſes alles aus freyer Fauſt erſonnen? oder hat er den Stoff ſeiner Erzählung aus den Perſiſchen Archiven geſchöpft, die er benutzt zu haben ſich rühmte? Und wenn man das letzte annehmen will: wird uns hier die geſchichtliche Aufzeichnung einer wahren Begebenheit mitgetheilt? oder leſen wir ein Stück eines mythiſchen Heldengedichtes auf die vielbeſungene Herrſcherin des Morgenlandes? Oder endlich: hatte Kteſias dieſe Wundergeſchichte etwa nicht in Perſien, ſondern in Indien vernommen? Ein willfähriger Forſcher, der es redlich verſucht hat, auf den morſchen Pfeilern des Misverſtändniſſes und der Interpolation eine Brücke von den Indiſchen Ueberlieferungen zu den Alterthümern unſerer Weltgeſchichte hinüber zu bauen; der ſich dabey ſelbſt getäuſcht hat und von andern getäuſcht worden iſt, bietet uns zwar aus Indiſchen Dichtungen eine Semiramis und auch einen Stabrobates dar. *) Man ſieht indeſſen leicht ein, wie wenig erſprießlich es ſeyn würde, wenn man auf ſolche Art ein apokryphiſches auf das andere, verfälſchte Purana's auf die verdächtige Erzählung eines Griechen, impfen wollte. Meines Bedünkens nehmen die vier Vorausſetzungen in derſelben Ordnung an Wahrſcheinlichkeit ab, wie ich ſie auf einander habe folgen laſſen. Für eine gleichzeitige Aufzeichnung iſt die Geſchichte zu abenteuerlich; als heroiſcher Mythus nicht rühmlich genug für die Heldin; überhaupt, die Wahrheit zu ſagen, allzu carnavals- und

*) Asiat. Res. (London 1807.) Vol. IV. A. Dissertation on Semiramis, etc., from the Hindu sacred books, by *Fr. Wilford*. p. 369.

spernmäßig. Ich finde wenig Bedenken dabey, keine entferntere Quelle zu suchen, als das Gehirn des Ktesias, da er doch einmal von der Beschuldigung nicht losgesprochen werden kann, geflissentlich zu erlaubtem Ergötzen seiner Leser gelogen zu haben. Wenn aber der fabelnde Geschichtschreiber irgend eine urkundliche Grundlage seiner Erzählung in Persischen Schriften vorgefunden hätte, so läge darin das Geständniß, daß von den Assyrischen oder Medisch-Persischen Königen schon in einer frühen Vorzeit vergebliche Versuche gemacht worden, Indien zu erobern, und daß die Indische Kriegskunst der in dem Westasiatischen Reiche üblichen, insbesondre auch durch den Gebrauch der Elephanten, überlegen gewesen sey.

Die Schlacht zwischen dem Könige Artaxerxes Mnemon und dem jüngeren Cyrus, wobey Ktesias selbst gegenwärtig war, und den verwundeten Monarchen pflegte, wird vom Xenophon, der mitgekämpft hatte, auf das genaueste beschrieben; und aus diesem Berichte erhellet wiederum, daß Artaxerxes keine Kriegselephanten besaß. *)

Die ersten, deren in unserer Weltgeschichte eine beglaubigte Erwähnung geschieht, kommen in der Schlacht bey Arbela vor. Wiewohl Darius Codomannus dem Alexander an die Pforte seines Reiches bey Issus selbst entgegen rückte,

*) Man vergleiche noch die Stelle am Schlusse der Cyropädie, wo Xenophon den Zustand des Persischen Kriegswesens schildert, wie es zu seiner Zeit war, und die verschiedenen Bestandtheile, Reiterey, Fußvolk und Sichelwagen tadelnd durchgeht. Hier ist das Stillschweigen über die Elephanten ganz entscheidend. Cyrop. L. VIII, cap. 8 in fine.

Digitized by Google

hatte er dorthin keine Elephanten mit sich geführt: sie wurden als eine unersetzliche Leibwache auf die letzte Vertheidigung aufgespart, und standen in der entscheidenden Schlacht neben Persiens edelsten Rittern dicht vor dem Kriegswagen des großen Königes. *) Von Indiern ist in der Schlacht bey Arbela vielfältig die Rede, aber im uneigentlichen Sinne, wie bey der Herrschau des Xerxes: es waren nach der ausdrücklichen Bemerkung des bewährtesten Berichterstatters, Anwohner vom rechten Ufer des Indus, **) welche auch jene Elephanten, die sich nur auf funfzehn beliefen, herbeygeführt hatten. So gering diese Zahl ist, so beweist sie jedoch, daß entweder die nächsten Vorgänger des Darius Codomannus sich Landschaften diesseits des Indus unterwürfig gemacht hatten, die zur Zeit des Xerxes, und vielleicht noch des Artaxerxes Mnemon nicht zum Persischen Reiche gehörten; oder daß in der Bewaffnung und Kriegskunst der abhängigen Indus-Völker seit dem Xerxes eine Veränderung vorgefallen war, welche nur dem neu entstandenen Verkehr mit eigentlich Indischen Staaten des jenseitigen Ufers zugeschrieben werden kann.

Da nun, nach der einstimmigen wiewohl zum Theil stillschweigenden Aussage Griechischer Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten, in den Persischen Heeren ein schwacher Anfang vom Gebrauche der Kriegselephanten zum erstenmal in dem Augenblicke vorkommt, wo die Dynastie

---

*) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XI, 6. Vgl. cap. IX, 11.

**) Ibid. cap. VIII, 11. Ἐλέφαντες δὲ οὐ πολλοὶ, ἀλλὰ ἑξ πεντεκαίδεκα μάλιστα, Ἰνδοῖς τοῖς ἐπὶ τάδε τοῦ Ἰνδοῦ ἦσαν.

der Achaemeniden gestürzt ward, (331 J. v. Chr. Geb.) so ergiebt sich hieraus, was von der Urkundlichkeit der einheimischen Ueberlieferungen der heutigen Perser zu halten ist, welche die Sitte in ein weit entfernteres Alterthum zurückwerfen. Nach dem Firdussi soll Feridun zuerst Elephanten gezähmt und zum Kriege abgerichtet haben, *) und Feridun wird auf den Medischen Arbaces der Griechen (im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung) gedeutet. War Feridun, möchte man fragen, zugleich Beherrscher von Indien? Oder gab es wilde Elephanten in Iran? Die Persische Ruhmredigkeit würde wohl keinen Anstand nehmen, das erste zu behaupten, aber selbst in der richtigen Deutung der Sagen liegt es gewiß nicht. Die drey Söhne des Feridun bezeichnen offenbar sinnbildlich drey große Nationen: Salm die Aramäischen Völker im Westen, Tur die nomadischen im Norden, der jüngste Lieblingssohn, der von den beyden andern gemordet wird, Iraj, die Perser selbst. Kein Mitglied der Familie erscheint als Stellvertreter des Indischen Volkes. Dieß ist um so auffallender, weil die Perser und Indier nach ihrer Sprache wirklich als Brüder betrachtet werden müssen, da hingegen jene Völker ausgemacht verschiedenen Stammes sind. Aber über ganz Vorderasien und einen Theil der Tartarey hatte sich die Persische Herrschaft zuweilen erstreckt; über Indien niemals. Wenn wir nicht einem ganz neuen Buche, worin von einer uralten Persisch-Indischen Weltmonarchie gefabelt wird, dem Dabistan, ein unstatthaftes Ansehen einräumen wollen, so müssen wir sa-

*) *Sir John Malcolm* History of Persia. Vol. I, p. 24. Herbelot. Bibl. or. art. *Feridoun.*

gen, so weit unsre Geschichte reicht, waren Persien und Indien immer getrennt, immer von einander unabhängig; und Mahmud der Ghaznevide ist der erste gewesen, der mit Persischer Heeresmacht Indien wirklich erobert hat. Es wird ferner in dem Shah-Nameh berichtet, Rustan, der Lieblingsheld der Persischen Sage, Zeitgenosse des Kai Kaaus (nach Sir John Malcolm des Cyaxares der Griechen) habe bey der Eroberung von Mazenderan viele Elephanten erlegt. Der so eben genannte neueste Geschichtschreiber Persiens, dessen Ansehen sehr groß ist, weil er das Land selbst bereist hat, und als ein Kenner der Sprache die einheimischen Ueberlieferungen mit den Zeugnissen der Alten hat vergleichen können, schließt hieraus, etwas gewagt wie mich dünkt, der Elephant sey vormals in Persien häufig gewesen. Er beruft sich dabey sowohl auf die Landesgeschichte als auf die Denkmale der Sculptur; und bemerkt, Mazenderan, das Hyrcanien der Alten, am südlichen Ufer des Caspischen Meeres, sey unter den Landschaften Persiens durch Klima und Fülle der Vegetation vor den übrigen dem Gedeihen dieser Gattung günstig. *) Dieß letzte würde nur auf die Möglichkeit schließen lassen: so manche gelungenen Verpflanzungen der Thiere durch den Menschen beweisen, daß die Natur die lebenden Geschlechter nicht überall hin vertheilt

*) Hist. of Persia. Vol. I, p. 35 in einer Anmerkung. Ich kann hiemit nicht ganz in Uebereinstimmung bringen, was der Verf. Vol. II, p. 515 sagt: It is not probable that the elephant was ever indigenous to Persia: but there is no doubt that, *from the most early times*, they were known and used in war by its inhabitants. Den letzten Satz glaube ich hinlänglich widerlegt zu haben.

hat, wo sie gedeihen können. Von Hyrcanischen Tigern haben wir genug in den Dichtern gelesen; aber kein Geograph, so viel ich weiß, hat jemals Elephanten, wilde und einheimische Elephanten, in Hyrcanien erwähnt. Wegen der allzutrocknen Luft und des wasserarmen Bodens taugt der größte Theil des Landstrichs zwischen dem Euphrates und dem Indus schwerlich für den wild lebenden Elephanten: hievon mag die Landschaft Mazenderan eine Ausnahme machen. Wie es mit den Zeugnissen der urkundlichen Geschichte bewandt ist, haben wir gesehen. Der dichterischen Sage wird gern die Freyheit gegönnt, ein späteres Costum verherrlichend auf eine entfernte Heldenzeit zu übertragen; nur beweisen läßt sich daraus nichts. Was endlich die Persischen Denkmale betrifft, so sehe ich es hingegen als ein untrügliches Kennzeichen an, daß ein Bildwerk jünger ist als das Zeitalter Alexanders des Großen, wenn Elephanten darauf vorkommen. *)

Wir müssen noch einmal auf die bey Arbela zu Kriegsgefangenen gemachten Elephanten **) zurückkommen: denn so gering ihre Anzahl war, so merkwürdig werden sie dem aufmerksamen Betrachter der Geschichte durch verschiedne zusammentreffende Umstände. Zuvörderst waren diese Thiere gleichsam der erste Kern jener neuen Kriegsgeschwader, dergleichen sich nun in einem kurzen Zeitraume über die ganze abend-

*) Die beyden Sculpturen in der Felsengrotte Taki-Bostan, wo eine Saujagd und eine Hirschjagd vorgestellt ist, (Hist. of Persia, Vol. I, p. 258) gehören nach Sir John Malcolms eigner Meynung in die Dynastie der Sassaniden. Vgl. Vol. II, p. 515. Anm.

**) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XV, 11. 16.

ländische Welt vom Indus bis an die Pyrenäen verbreiteten; dann haben wir alle Ursache zu glauben, daß einige darunter eben die gewesen, an welchen Aristoteles seine Erfahrungen angestellt hat. Es ist klar, daß der Philosoph seine Bücher über die Thiere erst in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben haben kann. Er mochte früher schon seine Aufmerksamkeit der Thierwelt zugewendet haben, allein er war dabey auf die einheimischen Gattungen Griechenlands beschränkt. Erst durch die Feldzüge Alexanders wurden ihm die lebenden Geschlechter entfernter Himmelsstriche zugänglich: der Welterforscher bedurfte einen Welteroberer, der ihm die seltenen und bisher unbekannten Erzeugnisse der Natur als eine wissenschaftliche Beute zu Handen übergab. Man weiß, wie großartig Alexander der Wißbegierde seines Lehrers entgegen kam: er wandte nicht nur große Summen auf, stellte einige Tausende von Menschen, Jäger, Fischer, Vogelsteller, u. a. m. zu dessen Befehl; *) sondern er scheint auch keine Gelegenheit versäumt zu haben, durch eigne persönliche Sorgfalt ihm merkwürdige Gegenstände zu verschaffen.

Die obige Angabe des Plinius hat Aelian **) sehr unpassend, und vermuthlich durch einen bloßen Irrthum, auf den Philippus übertragen. Die vom Athenaeus ***) angegebene Summe von achthundert Talenten, welche zum Behuf der Thiergeschichte aufgewendet worden sey, wäre für den Philippus groß, vielleicht unerschwinglich gewesen; den Mitteln und der Freygebigkeit seines Sohnes, der die

*) Plin. Hist. Nat. L. VIII, cap. 16.
**) Aelian. Var. Hist. L. IV, cap. 9.
***) Athen. L. IX, pag. 398.

Schätze der Welt erwarb, und sie auch sogleich unter seine Freunde vertheilte, war sie angemessen. Nur ein solcher Schüler konnte seinen Lehrer so belohnen; nur ein solcher Lehrer konnte so belohnt zu werden begehren. Man hat gegen die Aussage des Plinius nichts einzuwenden, als daß er seinen Gewährsmann nicht nennt: sie hat die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich, und diese Wahrscheinlichkeit wird durch die Beschaffenheit der zoologischen Schriften des Aristoteles zur Gewißheit erhoben.

Nun eröffnete aber Alexander seine Laufbahn als Eroberer durch den Uebergang nach Asien (Ol. CXI, 3.) zwölf Jahre vor dem Tode seines Lehrers, der ihn nur um zwey Jahre überlebt hat. Im vierten Jahre nachher (Ol. CXII, 2.) fiel die Schlacht bey Arbela vor; noch vier Jahre später that Alexander den Feldzug nach Indien, wo er eine größere Anzahl von Elephanten in seine Gewalt bekam. Hätte der Philosoph sein Werk nach dem Plane der meisten neueren Zoologen entworfen, die jede Gattung besonders abhandeln, so hätte er die ihm später bekannt gewordenen Gattungen ohne Schwierigkeit hinzufügen mögen. Aber er hatte es auf eine allgemeine vergleichende Physiologie der Thiere angelegt: erst nach vollständiger Einsammlung des Stoffes hat er an die Ausarbeitung seiner Bücher, in der Gestalt wie wir sie haben, gehen können. Bey allen Zusammenstellungen ist dem Blicke des Aristoteles die abweichende Eigenthümlichkeit des Elephanten gegenwärtig; seine Beobachtungen über dieses Thier sind durch alle Bücher zerstreut, und so beschaffen, daß wir dem arbeitsamen Forscher so viel Zeit als möglich dazu gönnen müssen.

Der neueste Herausgeber der Aristotelischen Thiergc-

schichte hat die Frage über die Zeit ihrer Abfassung gelehrt und scharfsinnig erwogen. *) Unter manchen Zweifeln giebt er es beynahe auf, eine genaue Zeitbestimmung auszumitteln: nach einer leichten Spur in den meteorologischen Büchern, welche nach seiner Meynung gleichzeitig mit den zoologischen seyn müssen, entscheidet er sich jedoch dafür, daß Aristoteles beyde Werke seit seiner Rückkehr nach Athen (Ol. CXI, 2.) geschrieben oder vollendet habe. Allein er nimmt hiebey keine Rücksicht auf die Naturgeschichte des Elephanten, die, wie mich dünkt, ein bedeutendes Moment in obiger Zeitbestimmung ausmacht. Bey andern Gegenständen mochte Aristoteles Vorgänger, auch nicht genannte Vorgänger benutzen; bey diesem gab es schwerlich einen andern als den Ktesias, welchem sein strenger Prüfungsgeist durchaus keinen Glauben zugestehen will. **) Daß vor den Siegen Alexanders des Großen niemals ein Elephant in Griechenland gesehen worden, wird ausdrücklich bezeugt. ***) Seine Untersuchungen über den Elephanten konnte der Philosoph also auf das früheste einige Zeit nach der Schlacht bey Arbela anfangen; und wären, nach der Annahme des Pausanias, welchem Buffon gefolgt ist, die vom Porus eroberten Elephanten die ersten gewesen, die jemals nach Europa gekommen, erst seit Ol. CXIII, 2. Der Aufenthalt des Aristoteles in Athen während der letzten dreyzehn Jahre seines Lebens macht hiebey keine Schwie-

---

*) ARISTOT. DE ANIM. HIST. L. X. *rec. I. G. Schneider.* T. I, p. XXXVIII — LIV.

**) Οὐκ ὢν ἀξιοπιστος, sagt er.

***) PAUSAN. L. I, cap. XII, 4.

Digitized by Google

zigkeit: bey seiner Wohlhabenheit, und dem, was Alexander für ihn that, konnte er gar wohl eine förmliche Menagerie in der Nähe seines Wohnortes unterhalten.

Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß Alexander einige der bey Arbela erbeuteten Elephanten sogleich nach Macedonien und von da nach Athen gesendet: theils, wie natürlich, als dort noch nie gesehene Trophäen seiner Siege, theils um seinem Lehrer eine neue und große Befriedigung zu gewähren. Man stellt sich leicht vor, daß die regsame Einbildungskraft des jugendlichen Eroberers von dem Anblick des Thieres und dessen Gebrauch im Kriege lebhaft getroffen ward: er eignete sich die Sitte zu, und bemeisterte sich bey dem Indischen Feldzuge so vieler Elephanten, als er konnte. Sonst aber scheint er nicht eben Muße gehabt zu haben, die merkwürdigsten Thiere Indiens zu sammeln. Den Tiger erwähnt Aristoteles nur einmal, hatte ihn also gewiß nicht gesehen, das Rhinoceros ist ihm gänzlich unbekannt geblieben.

Den Elephanten hingegen beschreibt er aus eigener Ansicht und anhaltender Beobachtung an beyden Geschlechtern: er giebt das tägliche Futter nach Macedonischen Maaßen an; er hat zuerst den Elephanten zergliedert. Was er nicht selbst wahrnehmen konnte, die Lebensweise des Thieres im wilden Zustande, erfuhr er ohne Zweifel von den Indischen Führern, welche die Elephanten begleitet hatten. Er mußte es wohl verstehen, diese Leute auf die rechte Art zu befragen, denn sie haben ihm ganz verständige Dinge berichtet, und nicht solche Mährchen wie die vom Ktesias vernommenen oder erfundnen. Ueberhaupt hat Aristoteles den körperlichen Bau des Elephanten, seine Bewe

gungen, seine Bedürfnisse, seine Fähigkeiten, endlich seinen Charakter und seine Sitten so meisterlich mit festen Umrissen aufgefaßt, daß er den künftigen Naturforschern bis auf eine genauere Zergliederung der innern Organe wenig zu thun übrig gelassen; und wenn wir die sämtlichen Bücher des Aristoteles über die Thiere, insbesondre seine mit Zeichnungen versehenen Anatomen noch hätten, so dürfte auch in dem letzten Stücke die Nachlese der Neueren geringer gewesen seyn. Nicht ungestraft durch eigenen Irrthum hat ein großer Naturforscher über einige Punkte seine Mennung gegen das Ansehen des Aristoteles geltend zu machen gesucht. Die Paarung der Elephanten, einen schwer zu beobachtenden Gegenstand, weil sie im Zustande der Zahmheit nur ausnahmsweise Statt findet, hat Aristoteles in wenigen Worten ganz richtig und genau beschrieben, wie es durch die neuesten Erfahrungen bestätigt worden ist. Buffon erregte Zweifel dagegen aus einem anatomischen Grunde: er übersah, daß dieser schon beseitigt war, durch eine merkwürdige physiologische Erscheinung an dem weiblichen Elephanten in der Brunst, die Aristoteles beschreibt, die aber unter den neueren Zoologen Hr. Cuvier zuerst wieder beobachtet hat. *) Aristoteles hatte schon gesagt, der junge Elephant sauge mit der Lefze und nicht mit dem Rüssel; Perrault behauptete das Gegentheil, Buffon faßte diese Vermuthung auf, und glaubte dabey seiner Sache gewiß zu seyn: beyde sind durch die Erfahrung widerlegt worden. Was Aristoteles über einen so neuen Gegenstand

*) De animal. hist, L. II, cap. 1. Vgl. *Ménagerie du Muséum.* T. I, p. 100.

geleuſtet, lernt man noch höher ſchätzen, wenn man damit die Irrthümer vergleicht, welche nach ihm, und gleichſam ihm zum Troß, von andern Griechen verbreitet worden ſind, zum Theil von ſolchen, die ſelbſt in Indien geweſen waren. So wollte z. B. Oneſikritus die längſte Lebensdauer des Elephanten auf fünf Jahrhunderte, die Dauer der Trächtigkeit auf zehn Jahre ausdehnen, *) da Ariſtoteles das Wahre oder ganz nahe hinan getroffen hatte. Ich vermiſſe jedoch in den noch vorhandenen Büchern ſeiner Geſchichte der Thiere eine auffallende phyſiologiſche Eigenthümlichkeit des Elephanten, daß er nämlich neben den Schläfen eine kleine Oeffnung hat, wodurch zu gewiſſen Zeiten eine ſtark riechende Feuchtigkeit ausſchwitzt. Ein in Indien lebender, und um die Sanskrit-Litteratur hochverdienter Gelehrter, Hr. Wilſon, rügt es, daß die Europäiſchen Zoologen, namentlich Buffon und Shaw, dieſen Umſtand überſehen haben, auf welchen von den Indiſchen Dichtern häufig angeſpielt wird. **) Die vortreffliche Beſchreibung des Elephanten von Hrn. Curier war wohl noch nicht nach Calcutta gelangt: in dieſer wird die Beobachtung allerdings mitgetheilt. ***) Jedoch iſt ſie auch außerhalb Indien nichts weniger als neu, denn ſie findet

*) Strabonis R. G. L. XVII. e rec. Casaub. Amstel. 1807. p. 1031.

**) *The Méghadúta or Cloud Messenger, a Poem, by Cálidása. Translated into English verse, by* H. H. Wilson. Calcutta 1813. p. 26. 27.

***) Ménagerie etc. T. I, p. 121.

sich schon beym Strabo; *) wie es der Zusammenhang der ganzen Stelle giebt, aus dem Megasthenes, der sonst eben nicht wegen seines Beobachtungsgeistes und seiner nüchternen Wahrheitsliebe berühmt ist. Der eben genannte Naturforscher behauptet aber, dieser periodische Ausfluß habe mit der Brunst nichts zu schaffen, **) und hierin hat er nicht bloß den Megasthenes gegen sich, über dessen Ansehen man sich wohl hinwegsetzen könnte, sondern die tausendjährige Erfahrung der Indier, die sogar in den hierauf bezüglichen Ausdrücken ihrer Sprache niedergelegt ist. ***) Es ist begreiflich, daß die Erscheinungen, welche die Brunst begleiten, in einem kälteren Klima nicht so vollständig und regelmäßig zum Vorschein kommen, als in der natürlichen Heimath des Thieres.

Wie von der einen Seite Alexander den Elephanten als ein Naturwunder der Wissenschaft überliefert hatte, um welches die Wahrheit und der Irrthum sich fernerhin streiten möchten, so machte er ihn auf der andern Seite zu einem Gegenstande des Ehrgeizes kriegerischer Fürsten und Staaten. Dieß führt uns auf seinen Indischen Feldzug: ein unendlich merkwürdiges Ereigniß, bey welchem es

*) *Strabonis* R. G. L. XVII, p. 1031. Καιρὸς δ'ἐστὶ τῷ μὲν ἄρρενι (ἐλέφαντι) ἐπειδὰν ὀίστρῳ κατέχηται, καὶ ἀγριαίνῃ· τότε δὴ καὶ λίπους τὶ διὰ τῆς ἀναπνοῆς ἀίνησιν ἣν ἔχει παρὰ τοὺς κροτάφους· ταῖς δὲ θηλείαις, ὅταν ὁ αὐτὸς πόρος οὗτος ἀνεῳγὼς τυγχάνῃ. Die Berufung auf den Megasthenes findet sich zu Anfange der Beschreibung Indiens, pag. 1028.

**) *Ménagerie* T. I, p. 104.

***) Cosha by *Colebrooke*, p. 191.

ſchwer fällt, der einladenden Verſuchung zu Abſchweifungen zu widerſtehen, um nur einen einzelnen Umſtand herauszuheben. Geographiſch iſt dieſer Feldzug ſchon ſehr ſorgfältig erläutert worden; in andern Beziehungen kann die jetzt erworbene Kenntniß der Sprache, der alten Verfaſſung und Sitte Indiens ein neues Licht auf die Berichte der Geſchichtſchreiber werfen, ja in manchen Stücken zum Maaßſtabe ihrer Glaubwürdigkeit dienen. Aber dieſe Unterſuchung darf nicht im Vorbeygehn angeſtellt werden.

Alexander ließ es ſich, als eine nothwendige Vorbereitung, angelegen ſeyn, das Land zwiſchen Baktrien und dem Indus zu unterwerfen, ehe er über dieſen Fluß zu gehen wagte. *) Die tapfern Völkerſchaften, die er dort antraf, in dem heutigen Kabul und einem Theile von Afghaniſtan, ſcheinen entweder in völliger Unabhängigkeit gelebt, oder höchſtens in einer loſen Verbindung mit dem Perſiſchen Reiche geſtanden zu haben. Denn die Macedonier hatten es hier mit Streitkräften zu thun, wovon offenbar nur ein geringer Theil zur Vertheidigung Perſiens aufgeboten worden war. Dagegen geben ſich enge Verhältniſſe mit den benachbarten Indiſchen Fürſten kund. Es gab hier ſogar Indiſche Miethsvölker vom jenſeitigen Ufer des Indus, welche vor der Macedoniſchen Uebermacht zum Abiſares, dem Könige von Kaſhmir, flüchteten. Kleine Dynaſten beſaßen Elephanten, zwar nur wenige, jedoch mehr, als man deren in dem Heere des großes Königes geſehen hatte.

*) Ich brauche es kaum zu erinnern, daß ich in dem folgenden mich an den Arrian gehalten habe, der in allem, was die Kriegsgeſchichte Alexanders des Großen betrifft, allein zu Rathe gezogen werden kann.

Alexander ließ ſich keine Mühe verdrießen, ſo viele Elephanten als möglich zuſammenzubringen. Freylich, wenn er ſeine Kriegsbedürfniſſe nach den übertriebenen Angaben des Kteſias abmaß, konnte er nicht hoffen, ſich in dieſem Stücke mit einem Indiſchen Heere zu meſſen, aber ohne Zweifel hatte er nun ſchon genauere Nachrichten. Durch Einnahme der Stadt Ora fielen ihm die Elephanten der Aſſaceaner, dreyßig an der Zahl, in die Hände. Die eben erwähnten Indiſchen Miethsvölker ließen bey ihrer Flucht zum Abiſares ihre Elephanten in den Waldungen am dieſſeitigen Ufer des Indus frey laufen, es gelang Alexandern durch die Indiſchen Elephanten-Jäger, die er an ſich gezogen hatte, dieſe einzufangen und von neuem zu zähmen. Taxilas, ein Fürſt im heutigen Lahore, zwiſchen dem Indus und Hydaspes (Vahuda), der ſich aus Feindſchaft gegen ſeine Nachbarn für den Eroberer erklärte, brachte ihm beym Uebergange über den Indus nebſt andern Geſchenken dreyßig Elephanten entgegen. So hatte er ſchon eine ziemliche Anzahl beyſammen, aber ſie halfen ihm nichts bey dem Kriege gegen den Porus, weil er ſie im Angeſichte des Feindes nicht über den Hydaspes ſetzen konnte. Dagegen erſchwerten ihm die feindlichen Elephanten den Uebergang ungemein: ſie ſtanden als Vorpoſten am jenſeitigen Ufer; er wagte es nicht die Reiterey einzuſchiffen, weil er fürchtete, die Pferde würden gar nicht landen wollen, ja durch den Anblick und das Gebrüll der Elephanten ſcheu gemacht, von den Flößen ins Waſſer ſpringen. Er mußte alle ſeine Kühnheit und geübte Feldherrnkunſt aufwenden, um den Uebergang, bey nächtlicher Weile, unter Regen und Ungewitter, in beträchtlicher Entfernung vom

Lager des Porus zu bewerkstelligen. Hier erfolgte nun die ewig denkwürdige Schlacht: alles wohl erwogen, der glorreichste Sieg, den Alexander jemals erfochten. In Persien hatte er es mit Horden von Barbaren zu thun, die, mit der Geißel zusammengetrieben, bey dem ersten entschlossenen Angriff auseinander gesprengt würden; mit zahllosen Heeren ohne einen Begriff von Taktik; mit Völkern, die ausgeartet waren, die ursprünglich edlen Perser durch Uebermuth, die gehorchenden durch Knechtschaft; mit einem verweichlichten Despoten, der immer zuerst das Signal zur Flucht gab, damit nur seine geheiligte Person keine Gefahr liefe. Hier stellte sich ein ganz andres Schauspiel dar: eine gebildete Kriegskunst, verbunden mit der größten persönlichen Tapferkeit; ein König, der durch Gestalt und Wuchs als ein Heldensohn ausgezeichnet, durch unerschütterlichen Muth sich so bewährte; ein Heer, das besiegt aber nicht entehrt werden konnte, weil alle, vom ersten bis zum letzten, durch Ehrgefühl beseelt, dem uralten Gesetz des Kriegerstammes (dem Kshatriya-dharma) mit Aufopferung ihres Lebens getreu blieben. Porus war ein Indischer Fürst von untergeordnetem Range: sein Gebiet lag im heutigen Lahore, am linken Ufer des Hydaspes; die Kriegsmacht, welche eine so beschränkte Landschaft aufzubringen vermochte, läßt die Höhe der damaligen Indischen Cultur ermessen. In der Schlachtordnung des Porus erkennen wir die Kriegessitte der Indier, wie sie in ihren Heldengedichten geschildert wird. Auf den Flügeln standen die Streitwagen, demnächst die Reiterey, in der Mitte war eine Reihe von zweyhundert Elephanten in gemessenen Abständen aufgestellt; hinter ihnen bildete das Fußvolk die

Digitized by Google

zweyte Linie, in Geschwader eingetheilt, welche die Zwischenräume ausfüllten, so daß diese ungehindert vorrücken, jene sich zurückziehen konnten. Das waren die Bestandtheile eines Indischen Heeres: Streitwagen, Reiterey, Elephanten und Fußvolk, woven es den Namen Chaturanga, das viergegliederte, führt. In der alten Welt schien es fast überall das würdigste, von einem Wagen herab zu kämpfen. So die Homerischen Helden; so die weit älteren Aegyptischen Könige, die wir noch mit ihrem herrlichen Gespann vor Augen sehen; so auch Arjunas mit seinem göttlichen Begleiter Krishnas, in der Schlacht der Kuru's und Pandu's: aber Porus saß in strahlender Rüstung auf dem größten seiner Elephanten, und schleuderte von da herab wie Indras die Blitze seiner Wurfspieße.

Alexander war aus Unkunde des Klima's (Ktesias hatte berichtet, es regne in Indien gar nicht, sondern das Land werde bloß durch die Ueberschwemmungen der Flüsse befruchtet) mit seinem Feldzuge in die Regenmonate hineingerathen. Dieß hätte ihm unter andern Umständen verderblich werden können, in der Schlacht war es ihm günstig. Die Streitwagen verunglückten in dem verschlämmten Boden, er überflügelte den Feind mit seiner überlegenen Reiterey, und als endlich die Phalanx nach einem hartnäckigen und oft zweifelhaften Gefecht gegen die Elephanten vordrang, so ward Unordnung und Flucht in dem Indischen Heere allgemein. Der verwundete König ergab sich erst, als nichts mehr zu retten war: seine beyden Söhne, und seine sämtlichen Befehlshaber hatten auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden. Dem Sieger fielen nun alle Elephanten seines Gegners zu, die nicht etwan in dem Treffen er-

legt worden waren. Abisares, geschreckt durch den Unfall seines Bundesgenossen, sendete jenem einen zweymaligen Tribut, zusammen von siebzig Elephanten; Porus brachte die ihm noch übrig gebliebenen herbey. So waren die Streitkräfte Alexanders auch von dieser Seite vermehrt, jedoch immer noch in weitem Abstande von denen, die er jetzt anzugreifen gedachte. Man weiß, wie Alexander durch den Unmuth seines Heeres genöthigt ward, seine ferneren Entwürfe aufzugeben. Ob es ihm am Ganges eben so gut gelungen wäre als am Indus, bleibt immer zweifelhaft. Nach einer sehr glaubwürdigen Angabe wurden die Macedonier vornämlich dadurch geschreckt, daß sie vernommen hatten, der König der Gandariten und Prasier unterhalte vier bis sechstausend Elephanten mit einer angemeßnen Heeresmacht. *) Als Alexander seinen Rückzug zu Schiffe auf dem Acesines und Indus antrat, hatte er zweyhundert Elephanten; er eroberte deren noch zu dreyen Malen in den Staaten am untern Indus: die Zahl wird nicht angegeben, schwerlich war sie bedeutend. Aufs höchste mochte er dreyhundert zusammengebracht haben. Er wendete eine besondere Sorgfalt darauf, sie glücklich nach dem Hauptsitze seines Reiches zu bringen. Sie zogen bis an das Delta des Indus längs dem linken Ufer herab. Nachher, als Alexander den beschwerlichen Zug durch die Wüste Gedrosiens machte, wobey seine Schaaren durch Hitze, Durst und Hunger in die größte Noth geriethen, hatte er sie mit dem Rest des Heeres unter der Leitung eines seiner

*) Diodor. Sic. L. XVII, cap. 93. Plutarch. Alex. cap. 62.

Digitized by Google

geprüftesten Feldherrn, des Kraterus, am rechten Ufer des Flusses wieder hinauf gesendet, um sie den wirthbareren Weg durch Arachosien und Drangien zu führen. Kraterus stieß in Caramanien wieder zu ihm. Ohne Zweifel verherrlichten die Elephanten den verhängnißvollen Einzug des Eroberers in Babylon: gleich nach seinem Tode werden sie dort erwähnt.

Alexanders Lebenskraft war erschöpft, vielleicht auch sein Glück, während sein unermüdlicher Unternehmungsgeist erst noch einen neuen Aufschwung zu nehmen schien. Aber es war ihm nicht beschieden, die neuen Mitstreiter aus der Thierwelt zur Ausführung seiner großen Entwürfe aufzubieten; ihr Bild zierte seinen Leichenwagen. Der Sarkophag stand unter einem gewölbten Dach, von Säulen getragen, an denen sich von der halben Höhe des Schaftes ein Akanth zum Jonischen Knauf emporwand, Löwen lagen am Eingange, Victorien standen auf den vier Akroterien, die Zelle war vergittert: alles dieß gleichermaaßen von Gold. An dem innern Fries unter der Säulenlaube liefen Gemählde umher: vorn war Alexander selbst auf einem kostbaren Wagen sitzend vorgestellt, seine Macedonischen und Persischen Leibwachen um ihn her, hinten eine Flotte, an der einen Seite Geschwader von Reiterey, an der andern Elephanten mit ihrem kriegerischen Geschirr, ihren Indischen Führer auf dem Nacken, einen Macedonischen Krieger auf dem Rücken. Zuverläßig war dieß das erstemal, daß Griechische Künstlerhände, und zwar sehr ausgezeichnete, die fremde Gestalt nachahmten. Man sieht hieraus, welche Wichtigkeit von denen, die Alexandern zunächst umgaben, auf diese lebenden Trophäen seiner Indi-

schen Siege gelegt ward. Vier und sechzig glänzend angeschirrte Maulthiere zogen das künstliche Gestell des Wagens, worauf das Ganze ruhte. *) So, mit unbeschreiblicher Pracht, wurden die Reste des Eroberers von Babylon nach Alexandria gebracht, angestaunt von den Völkern, denen sein Tod wie sein Leben verderblich war, wiewohl die Nachwelt herrliche Früchte seiner Thaten einerntete.

Von dieser Zeit an sind nun die Elephanten, beynahe drey Jahrhunderte hindurch, fortwährend in den endlosen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrschaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein siegreich auf dem Kampfplatze blieben: zuerst von den Nachfolgern Alexanders, in den verschiedenen Satrapien, die sich zu unabhängigen Reichen erhoben, in Macedonien, in Epirus, dann von den Carthagern und den westlichen Africanischen Fürsten, endlich von den Römern. Ich weiß nicht, woher es einige Neuere genommen haben, der Gebrauch der Kriegselephanten sey von geringer Bedeutung gewesen, und nur als eine Art von morgenländischem Luxus beybehalten worden. Etwan aus der Rede, welche der Rhetor Curtius

*) Diodor. Sic. Lib. XVIII, cap. 26 – 28. Man vergleiche die ausführliche archäologische Erklärung dieses Denkmals in *Quatremère-de-Quincy* Recueil de dissertations sur différens sujets d'antiquité. Paris 1819. p. 126 – 206. Ueber verschiedene Theile der Restauration, welche der Verfasser in einem colorirten Blatte giebt, ließen sich vielleicht Zweifel erheben; aber über die Stelle, welche den vier Gemählden angewiesen wird, bin ich ganz mit dem vortrefflichen Alterthumskenner einverstanden.

Digitized by Google

Alexandern in den Mund legt? *) Diese Rede wäre mit der Erfahrung seines Heeres, und seinen eignen Handlungen in geradem Widerspruche gewesen. Oder aus den Prahlereyen späterer Römer, die gut reden hatten, nachdem die Gefahr vorüber war, und sie nur noch in schwelgerischer Ruhe den Thiergefechten des Circus zusahen? In entscheidenden Augenblicken war ihnen ganz anders zu Muthe gewesen, und nach der Erfahrung einiger Siege, welche eigentlich die Elephanten über sie davon getragen hatten, versäumten sie nichts, um diese furchtbaren Feinde aus dem Wege zu räumen. Es ist wahr, jede Waffe muß nach dem gesamten Zustande der Kriegskunst beurtheilt werden, worauf sie angewendet werden soll. Durch seine unüberwindliche Scheu vor dem Feuer ist der Elephant, seit Erfindung der Schießgewehre, untauglich geworden in Schlachten aufgeführt zu werden; aber noch ist er bey den Feldzügen in Indien ein unentbehrlicher Begleiter der Heere, als Lastthier, besonders zur Fortbringung des groben Geschützes. Bey der damaligen Bewaffnung und Taktik bildeten die Elephanten im offenen Felde eine Art von beweglichem Bollwerk, wohinter man sich zurückziehn und wiederum Ausfälle thun konnte. Sie beschützten, doch mußten sie auch wiederum beschützt werden, damit man sie nicht mit Vortheil von der Seite angriffe. Am wenigsten gelang es den Colonnen schwerbewaffneten Fußvolkes, ihnen gegenüber Stand zu halten: sie durchbrachen auch festgeschlossene Reihen, und richteten alsdann unter den verwirrten Haufen der Fliehenden eine entsetzliche Verheerung

*) Q. Curt. de R. G. Alex. L. IX, cap. 2.

Digitized by Google

an. Man lernte, leichte Truppen zu Fuß oder zu Pferde (vorausgesetzt daß die Pferde schon an den Anblick gewöhnt waren) gegen sie gebrauchen, welche in allen Richtungen um sie her schwärmten, mit Pfeilen oder Wurfspießen auf die Führer zielten, und die verwundbaren Stellen der Thiere selbst zu treffen wußten.

Bey der Kriegskunst muß allerdings die Wirkung auf die Einbildungskraft sehr mit in Anschlag gebracht werden; und was den eigenen Kriegern Zuversicht giebt, den feindlichen Schrecken einflößt, wird schon dadurch nützlich, wenn es auch sonst nicht brauchbar wäre. Darauf hat man zu allen Zeiten, nach Verschiedenheit der Sitten und Trachten, den militärischen Putz berechnet, woran ja so vieles weder zum Angriff noch zur Vertheidigung etwas beyträgt. Die Wirkung, welche die Elephanten bey ihrer ersten Erscheinung auf die Einbildungskraft auch sehr tapfrer Nationen, der Griechen und Römer, machten, war unermeßlich: sie mochte sich durch die Gewohnheit etwas abstumpfen, aber sie ging nie ganz verlohren. Die Macedonier hatten von den Indiern gelernt, den Eindruck der massiven Größe des Thiers durch prächtiges Geschirr zu erhöhen; ich weiß nicht, ob auch dieses, daß sie die Elephanten unter einer rauschenden und zugleich rhythmischen Musik von Pauken und Cymbeln anrücken ließen. Die letzte Sitte war bey den Bewegungen Indischer Heere allgemein, den Griechen aber so fremd und auffallend, daß sie es nur aus dem erträumten Zuge des Bacchus zu erklären wußten. Als die Soldaten des Eumenes die Schaaren des Antigonus, mit Rüstungen von Golde blinkend, die Elephanten mit ihren Purpurdecken und Thürmen, im Sonnenschein

Digitized by Google

die Hügel gegenüber herabschreiten sahen, wollten sie nicht ohne ihren Feldherrn vorrücken, der krank in einer Sänfte herbey getragen ward. *) Die Thürme sind nicht so ganz wörtlich zu verstehen: es war wohl nur eine Brustwehr um die Fläche des Saumsattels. Ueberhaupt finden sich bey den Alten übertriebene Angaben von der Zahl der Krieger, welche die Elephanten getragen haben sollen. Dem Gewichte nach könnte ein Elephant allenfalls dreißig Menschen tragen, da die Last der stärksten auf drey bis viertausend Pfund geschätzt wird. Aber wie hätten diese Raum gehabt, besonders um sich zu bewegen, und ihre Waffen zu gebrauchen? Dann wären auch die Elephanten durch die unbeholfene Last zu allen raschen Bewegungen untauglich geworden. In Indien bestand die Bemannung aus vier Menschen, einem Führer und drey Bogenschützen, um die Angriffe von allen Seiten abzuwehren. **) Wenn man anderswo beträchtlich darüber hinaus ging, so geschah es gewiß nur zur Schau.

Das erheblichste, was man gegen den Gebrauch der Elephanten eingewendet hat, ist wohl dieß, daß es eine zweydeutige Waffe sey, welche dem selbst, der sich ihrer bediente, großes Unheil bringen konnte. Denn die Elephanten, verwundet, ihrer Führer beraubt, zurückgedrängt, wurden unbändig, wendeten sich gegen die Schaaren hinter ihnen, zertraten die Menschen und verwirrten die Reihen. Gegen diese Gefahr ersann in der Folge Hasdrubal, Hannibals Bruder, ein untrügliches aber freylich ein verzweifeltes Mittel,

*) Plutarch. Eumen. cap. 14.

**) Strab. R. G. Lib. XV. p. 1035.

wobey die Thiere aufgeopfert wurden, um größerem Unheil vorzubeugen. Er bewaffnete die Führer mit einem Meißel und einem Hammer: wenn der Elephant so wild geworden war, daß alle Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn ferner zu regieren; so tödtete ihn augenblicklich ein einziger starker Schlag auf die Fuge des Schädels und der Halswirbel. *) Die Kunst des Feldherrn mußte darin bestehen, die Elephanten erst in dem günstigen Augenblicke in das Handgemenge zu wagen. Durch eine geschickte Anordnung konnten sie, indem sie einen Theil der Fronte deckten, zum Gewinn einer Schlacht beytragen, sogar ohne sich von der Stelle zu bewegen. Es scheint damit meistens entschieden geglückt oder entschieden mislungen zu seyn.

Es ist nicht meine Absicht, hier die Kriegsannalen des Elephanten in unserer alten Weltgeschichte aufzuzeichnen. Theils ist es unmöglich, dieß vollständig zu thun, weil wir über so viele Begebenheiten dieses Zeitraums die Original-Schriftsteller verlohren haben, und uns mit Auszügen behelfen müssen; theils würde es sehr weitläuftig ausfallen, denn die Schlachten, worin Elephanten aufgeführt worden, dürften schwer zu überzählen seyn. Ich muß mich damit begnügen, auf einige vielleicht nicht genug beachtete Gesichtspunkte aufmerksam zu machen. Der Zuzug neuer Elephanten aus Indien, und das Aufhören dieses Zuzuges steht in genauem Zusammenhange mit der Fortdauer der vom Alexander dort angeknüpften Verhältnisse; aus der näheren Beleuchtung dessen, was von den Africanischen Elephanten gemeldet wird, werden wir vielleicht einige naturgeschichtliche Ergebnisse gewinnen.

*) T. Liv. Hist. L. XXVII, c. 49.

Die Kriegselephanten Alexanders wurden natürlich als ein Erbtheil der Krone betrachtet, und so sehen wir sie denn auch den Perdikkas, der zuerst im Namen eines unfähigen Nachfolgers das Reich verwaltete, bey seinen Unternehmungen begleiten. Gleich nach dem Tode des Helden schreckte er die widerspenstige Phalanx durch das Ausrücken der Elephanten, und ließ durch sie an den Anstiftern der Meuterey das Todesurtheil vollstrecken. *) Er führte sie nach Aegypten gegen den Ptolemäus, und wollte sie, wie es scheint ungeschickt und deswegen ohne Erfolg, zu Erstürmung einer Feste gebrauchen; sie fuhrteten bei diesem Feldzuge zweymal durch den Nil. **) Nach dem gewaltsamen Tode des Perdikkas blieben die nächsten Reichsverweser und Vormünder der Thronerben im Besitz der Elephanten: Antigonus, als ihr Feldherr, hatte deren dreyßig in Kleinasien; sie halfen ihm den Eumenes und Alcetas besiegen. Als Polysperchon mit dem königlichen Heere nach Macedonien und Griechenland zog, begleiteten ihn fünf und sechzig Elephanten, und erregten ein allgemeines Schrecken. ***) Bey der militärischen Anarchie, die nach Alexanders des Großen Tode eintrat, rissen kühne und schlaue Befehlshaber nicht nur die Provinzen, sondern auch die Bestandtheile der Kriegsmacht an sich, und verwendeten das ihnen im Namen des Scheinmonarchen anvertraute zu Begründung einer unabhängigen Gewalt. Es war die Zeit der Condottieri im großen. Wie etwan auf der

*) Q. Curt. L. X, cap. 9.

**) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 34. 35.

***) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 70.

Schaubühne wenige Soldaten einen langen Heereszug vorstellen müssen, so scheinen sich die Elephanten zu vervielfältigen, weil sie unter verschiedenen Feldherrn, in weit von einander entlegenen Ländern erscheinen. Es sind aber immer dieselben, und zwar während der ersten sieben Jahre nach Alexanders Tode durchaus keine andern, als die er mitgebracht hatte. Erst nach einem halben Jahrhundert fing man an, Africanische Elephanten zum Kriege zu benutzen; unterdessen hatte sich schon der Griechische Sprachgebrauch festgesetzt, den Führer eines Elephanten seinen Indier zu nennen: dieß wurde nachher beybehalten, der Führer mochte nun ein Aethiopier, ein Mauritanier oder von irgend einem andern Volke seyn.

Wir haben bestimmte Nachrichten, auf welche Veranlassungen in dem ersten Zeitalter nach Alexander neue Elephanten aus Indien gekommen sind, sogar ihre Zahl wird angegeben. Eudamus hatte den Porus, welcher nach Alexanders Tode in seiner Satrapie bestätigt worden war, mit Hinterlist umgebracht, und führte dessen hundert und zwanzig Elephanten dem Eumenes nach Susa zu; (Ol. cxv, 4.) er bekam für die aufgewendeten Kosten zweyhundert Talente. *) Die Siege, welche Eumenes über den Antigonus erfocht, halfen ihm nichts, weil er zuletzt von seinem eigenen Heere verrathen ward, und seine ganze Macht fiel dem Gegner zu.

Als Seleukus sich in den östlichen Landschaften des Reiches, von Babylon bis Baktrien festgesetzt hatte, schloß er, nach einem Indischen Feldzuge, wovon wir nichts näheres

*) Diodor. Sic. L. XIX, c. 14. 15.

wiſſen, ein Bündniß mit dem Sandrokottus, oder vielmehr dem Chandraguptas, einem mächtigen Könige und Eroberer am Ganges, wobey er den Megaſthenes als Abgeſandten brauchte. Einige Landſtriche an der Gränze ſeines Reichs trat er dem Indiſchen Monarchen ab, der ihm dagegen fünfhundert Elephanten ſendete. Dieß muß ſchon vor der Schlacht bey Ipſus (Ol. CXIX, 4.) geſchehen ſeyn, die vierhundert oder nach Andern vierhundert und achtzig Elephanten, die im Heere der gegen den Antigonus verbündeten erwähnt werden, gehörten ſämtlich dem Seleukus. Sie leiſteten treffliche Dienſte, denn als Antigonus mit ſeiner Reiterey dem fliehenden Feinde unvorſichtig nachſetzte, rückten ſie in die Mitte zwiſchen ihn und das Fußvolk hinein, und ſchnitten ihm den Rückzug ab; die Phalanx, von Reiterey entblößt, ergab ſich, und Antigonus büßte ſein Leben ein. *)

Von dieſer Zeit an hatte Seleukus eine entſchiedene Ueberlegenheit in dieſer gefürchteten Waffe. Demetrius hörte es gern, wenn ſeine Schmeichler das, was ſeine Nebenbuhler vor ihm voraus hatten, in Spottnamen verwandelten: ſie ſagten ihm, er allein ſey der wahre König, Lyſimachus der Schatzmeiſter, Ptolemäus der Admiral, Seleukus der Elephantarch. **) Der Oberbefehl über die Elephanten war nun, überall wo man deren hatte, beſonders aber in Syrien, eine wichtige Stelle beym Kriegsweſen. Hierauf bezieht ſich der Zug beym Terentius, daß der militäriſche Prahler ſich rühmt, zu dem Befehlshaber der Indiſchen Elephanten ſpottend geſagt zu haben: „Biſt du darum ſo unbändig,

*) Plutarch. Demetr. c. 28. 29.

**) Plutarch. Demetr. c. 85. und Athen. L. VI, c. 78. Beyde haben es aus dem Phylarchus.

weil du die Herrschaft über die Bestien hast?" *) Ein berühmter Gelehrter deutet diese Stelle auf Kriegsdienste eines Griechen in Persien, und schließt daraus, (wie wir gesehen haben, gegen die Geschichte) daß die Persischen Könige von jeher Kriegselephanten gehabt. **) Allein Terentius hatte die Rolle des Prahlers aus dem Menander entlehnt; der Attische Komiker, ein Zeitgenosse des Demetrius und Seleukus, dichtete nach dem Costum seines Zeitalters, und damals gab es keinen König von Persien. Hingegen läßt sich denken, daß Griechenland von Abenteurern wimmelte, welche in fremden Kriegsdiensten ihr Glück zu machen suchten. Bey welchem Könige Thraso gedient haben soll, wird in der angeführten Scene nicht ausdrücklich gesagt; aus allen Umständen geht aber hervor, daß der König von Syrien gemeynt ist, bey welchem das Amt des Elephantarchen gerade die größte Wichtigkeit hatte. Dieß wird dadurch noch mehr bestätigt, daß der militärische Prahler des Plautus, ganz jenem Thraso ähnlich, Auftrag zu Werbungen vom Seleukus empfangen zu haben vorgiebt. ***)

---

*) Terent. Eunuch. A. III, Sc. I, v. 23.

**) Quatremere-de-Quincy *Jupiter Olympien.* pag. 165, 166.

***) Plaut. Mil. Glor. A. I. Sc. 1.

Nam rex Seleucus me opere rogavit maximo,
Ut sibi latrones cogerem et conscriberem.

Unter den erlogenen Thaten des Pyrgopolinices war auch die, daß er einem Elephanten in Indien mit der Faust den Schenkel entzwey geschlagen, worüber sein Schmeichler in derselben Scene artig scherzt. Da die Prahlerey doch einen historischen Schein haben mußte, so kann

Die Seleuciden ausgenommen, konnten die übrigen Fürsten, welche Elephanten aus der Erbschaft Alexanders an sich gebracht hatten, keinen neuen Zuzug bekommen: ihr Vorrath mußte sich also allmählich erschöpfen, und endlich ganz ausgehn. Die letzten Könige von Macedonien haben keine mehr gehabt. Demetrius hatte, wie es scheint, nach dem Falle seines Vaters Antigonus einen Theil der Elephanten gerettet. Er verlohr deren zwanzig an den Pyrrhus, als er aus Macedonien vertrieben ward. *) Mit diesen ging Pyrrhus in der Folge nach Italien, und die kleine Anzahl reichte hin, ein unglaubliches Schrecken in dem Römischen Heere zu verbreiten, und dessen Niederlage zu bewirken. Dieß sind die einzigen Indischen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzuge in Italien gebraucht worden: es läßt sich nachweisen, daß sie entweder noch von denen waren, die Alexander mitgebracht hatte, oder die Eudamus dem Porus abnahm. Welche wunderbare Verkettung der Begebenheiten wurde dazu erfodert, wenn Thiere, am Fuß des Himalaya aufgewachsen, nachdem sie so manchen gewaltsamen Glückswechsel überlebt hatten, und mit der Herrschaft so oft von einem ehrgeizigen Machthaber zu dem andern übergegangen waren, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Indischen Feldzuge Alexanders des Großen, in einer entfernten Zone, in einer ganz fremden

---

dieß nur auf den Indischen Feldzug des Seleukus bezogen werden. Der des Alexander war schon ein zu altes Ereigniß.

*) Pausan. Att. cap. XII, 4. cf. Plutarch. Demetr. c. 41. et Pyrrh. c. 15.

Sphäre der Menschenwelt, gegen ein Volk streiten sollten, das von dem Lande ihrer Heimath noch nicht einmal den Namen vernommen hatte, und in seiner bäurischen Einfalt sie Lucanische Ochsen nannte!

Die mittlere Lebensdauer des Elephanten wird auf hundert und zwanzig Jahre geschätzt. Dieß ist doch wohl von seinem Zustande als Hausgenosse des Menschen zu verstehen; denn welches Alter er in der Wildniß erreichen mag, läßt sich nicht wohl beobachten. Die Elephanten, welche man im heutigen Europa hier und da einzeln in Menagerien unterhält, sterben meistens nach einer kurzen Anzahl Jahre. Aber hievon läßt sich kein Schluß auf die Kriegselephanten der Alten machen. Zuvörderst genossen sie ein südlicheres Klima: in Syrien mochte es ihnen beynahe eben so zuträglich seyn als in ihrem Geburtslande. Dann wurden sie immer in lebhafter Bewegung erhalten, man nahm tägliche Uebungen mit ihnen vor, um sie auf den Krieg vorzubereiten. Wenn dem Elephanten in einem Thiergarten auch einiger Raum zum Herumgehen gegönnt ist, so hat er keinen Antrieb dazu, und wird dennoch träge und unbehülflich. Endlich muß auch wohl die traurige Absonderung von andern Geschöpfen seiner Gattung auf ein so geselliges Thier nachtheilig wirken. Die Kriegselephanten wurden dagegen zu den taktischen Evolutionen und Scheinbildern von Schlachten in Schaaren herausgeführt; man benutzte den Wetteifer, um sie anzufeuern. Der stärkste und muthigste zog voran, ihm folgten die andern, wie schon die wilden Heerden zu thun pflegen. Als der Ajax des Königes Antiochus (denn man gab diesen Thieren, die zuvor wohl aus der Indischen Mythologie benannt worden

waren, Griechische Heroennamen) sich beym Uebergange über einen Fluß furchtsam bezeigt hatte, wurde sein Vorrang nebst dem silbernen Geschirr auf den Patroklus übertragen; jener soll sich darüber zu Tode gegrämt haben. *) Die freyere und geselligere Lebensweise jener Elephanten mußte dazu beytragen, ihre Munterkeit und Rüstigkeit, und somit auch ihre Gesundheit zu erhalten. Daß die zuerst erbeuteten wirklich ziemlich lange gelebt, erhellet schon einigermaßen aus den Feldzügen des Pyrrhus; ferner daraus, daß Antigonus Gonatas noch welche hatte, und sie den Gesandten der Gallier zeigen konnte, um diese von ihrem Einbruche abzuschrecken. **)

Ich mache die obige Bemerkung in einer geschichtlichen Beziehung. Es ist nämlich ausgemacht, daß die Könige von Syrien immer Indische Elephanten gehabt haben, so lange sie deren hatten. Dieß hat aber nach der Schlacht bey Ipsus noch gegen hundert und vierzig Jahre fortgedauert. Die Sache nahm ein Ende mit einer blutigen und beynahe tragischen Katastrophe. Als nach dem Tode des Antiochus Epiphanes das Syrische Reich im Namen des unmündigen Antiochus Eupator verwaltet ward, benutzten die Römer, unedel, diesen Zustand der Schwäche. Sie verlangten die Vernichtung der Syrischen Kriegsmacht: auf Befehl ihres Gesandten Cn. Octavius mußten die Kriegsschiffe verbrannt, die Elephanten getödtet werden. Ein Laodicäer Namens Leptines wurde so ergrimmt über das grausame Schauspiel, daß er den Octavius ermordete. ***)

*) Plin. Hist. nat. L. VIII. c. 5.

**) Iustin. L. XXV. c. 1.

***) Appian. Syriac. cap. xlvi.

Wir kennen die Geſchichte des Reichs der Seleuciden ſehr unvollſtändig, ſo zu ſagen nur die Vorderſeite davon. Indeſſen glaube ich nicht, daß wir andre Zuzüge von Elephanten aus Indien anzunehmen brauchen als die, welche in den auf uns gekommenen Geſchichtbüchern und Bruchſtücken erwähnt werden. Von der Sendung des Sandrokottus habe ich geſprochen: ſie fällt nach der wahrſcheinlichſten Berechnung in die nächſten Jahre vor der Schlacht bey Ipſus, und war in der That ein außerordentliches Ereigniß. Denn wie mächtig mußte ein Fürſt ſeyn, der fünfhundert Kriegselephanten abtreten konnte, ohne ſeine Streitkräfte merklich zu ſchwächen! Es wird bezeugt, daß Antiochus mit dem Indiſchen Könige Amitrochates einen freundſchaftlichen Verkehr und Briefwechſel unterhalten. *) Unter dem Antiochus ohne nähere Bezeichnung iſt hier unſtreitig der erſte ſeines Namens, der Sohn des Seleukus, zu verſtehen; und Amitrochates war wohl ein Sohn und Nachfolger des Sandrokottus. Ob wichtigere politiſche Verhandlungen zwiſchen den beyden Königen Statt fanden, wiſſen wir leider nicht. Noch vor Ende der Regierung des nächſten Nachfolgers kam das Parthiſche und das Baktriſche Reich auf, wodurch die Verbindung mit Indien abgeſchnitten, und die Syriſche Monarchie, welche unter ihrem Stifter beynahe dem Umfange der Perſiſchen entſprochen hatte, weit nach Weſten zurückgeworfen ward. Antiochus der Große bahnte den Weg zum Indus aufs neue durch ſeinen glücklichen Feldzug gegen die Parther und gegen die Baktrier. Nach einer gewonnenen Schlacht gegen den Grie-

*) Athen. L. XIV, c. 67.

Digitized by Google

chischen König von Baktrien, schloß er aus politischen Gründen mit diesem einen Vertrag, erkannte seine Unabhängigkeit an, ließ sich aber seine Elephanten ausliefern. Hierauf ging er über den Paropamisus, und erneuerte seine Freundschaft mit dem Indischen Könige Sophagasenus, von welchem er noch so viele Elephanten bekam, daß die ganze Zahl sich auf hundert und funfzig belief. *) Er hatte jedoch zuvor schon über hundert, die er in der Schlacht bey Raphia gegen den Ptolemäus Philopator aufstellte. Diese konnten noch ein Rest von denen des Sandrokottus seyn, die vier-und-achtzig Jahre zuvor die Schlacht bey Ipsus hatten entscheiden helfen. Der Befehl der Römer, die Elephanten des Königs von Syrien zu vertilgen, erfolgte vierzig Jahre nach dem Baktrischem Feldzuge Antiochus des Großen, seit welchem eine neue Erwerbung gewiß nicht Statt gefunden hat. Daß übrigens die Seleuciden diesen Theil ihrer Kriegsmacht gern geltend machten, sieht man an ihren Münzen, worauf Köpfe und ganze Figuren von Elephanten häufig vorkommen.

Wir müssen nun in der Zeit wieder zurückgehn, um über die Benutzung der Africanischen Elephanten zum Kriege noch einiges zu bemerken. Als Nachbar, als Nebenbuhler, und oft als Gegner des übermächtigen Syrischen Reichs hatten die Ptolemäer Antriebe genug, in keiner Art der Bewaffnung zurückzustehen. Indische Elephanten konnte man sich nicht verschaffen, man kam daher auf den Gedanken, Aethiopische zu zähmen. Aber die Ptolemäer waren nicht Meister des Landes, wo sie einheimisch sind; die rohen Bewohner hatten,

*) Polyb. Hist. exc. e L. XI, c. 32.

wie es scheint, keinen Begriff davon, und man durfte nicht hoffen, durch Verträge regelmäßige Lieferungen von ihnen zu erhalten. Die Könige von Aegypten mußten also die ganze Mühe selbst übernehmen, sich erst mit gewaffneter Hand auf dem fremden Boden festsetzen, und durch ihre eignen Schaaren die Elephanten einfangen und abrichten lassen. Dieß geschah unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus: (285 — 247 v. Chr. Geb.) sein Befehlshaber Eumedes schiffte mit einem Geschwader längs der Westküste des Arabischen Meerbusens hinunter, bemächtigte sich durch Ueberraschung einer kleinen Halbinsel, verschanzte sie mit einem Graben und Wall, und suchte nachher die Einwohner durch freundliche Begegnung zu gewinnen. Der Ort wurde Ptolemais genannt, durch Hinzufügung seiner Bestimmung aber von andern gleiches Namens unterschieden. Noch weiter nach Süden, nahe bey der Mündung des Meerbusens, neben dem Hafen Saba, wurde eine zweyte Niederlassung für die Elephantenjagd gestiftet. Von diesen Posten an der Küste mußte man noch ziemlich weit landeinwärts bis an die großen Flüsse gehen, um die Wohnsitze der Elephanten zu finden; die eingefangenen wurden dann ohne Zweifel zu Schiffe nach Aegypten gebracht. Es wird bemerkt, der dritte Ptolomäus, Euergetes, habe besondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet. Unter seinem Nachfolger Philopator machte man aber die unangenehme Entdeckung, daß alle diese Mühe gewissermaßen vergeblich gewesen sey, indem die Aethiopischen Elephanten ge-

*) Strab. R. G. L. XXI, p. 1115. Vgl. die Landcharten zur alten Geographie von d'Anville und Malte Brun.

gen die Indischen nicht Stand hielten. Die Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Raphia (217 v. Chr. Geb.) wäre hiedurch beynahe verlohren gegangen, der linke Flügel des Aegyptischen Heeres war schon in Verwirrung gerathen, die Feldherrn des Ptolemäus trugen dennoch durch andere Mittel den Sieg davon.

In den neueren Zeiten ist noch kein Elephant aus Aethiopien nach Europa gebracht, viel weniger genau abgebildet und zergliedert worden. Auf das Zeugniß des Ludolf, dem sein Abyssinier berichtet hatte, die weiblichen Elephanten seines Landes hätten keine Fangzähne, *) vermuthet Hr. Cuvier, daß die Elephanten der Ostküste von Africa nicht der Westafricanischen, sondern der Indischen Art angehören. Er beruft sich dabey auch auf das Zeugniß der Alten, **) welches ihm aber geradezu entgegen ist. Man kann sich nicht stärker und bestimmter darüber ausdrücken, als Polybius in seiner Schilderung der Schlacht bey Raphia thut. ***)

*) Ludolfi Hist. Aethiop. L. I, cap. 10.

**) Ménagerie etc., p. 94. „Pline affirme aussi en général, que les africains sont plus petits, et redoutent „ceux des Indes. Diodore, *lib.* 2, dit la même chose „des éléphants d'Afrique, comparés à ceux que possédaient les Égyptiens, et qu'ils tiraient sans doute *de „l'Abyssinie et du reste de la côte orientale, où j'ai lieu „de croire qu'on ne trouve que l'espèce des Indes.*" Im zweyten Buche des Diodorus steht nichts dergleichen, sondern bloß, (cap. 35) daß die Indischen Elephanten den Africanischen an Stärke weit überlegen seyen, was alle Alten einstimmig bezeugen.

***) Polyb. Hist. L. V. c. 84. Τὰ δὲ πλεῖστα τῶν τοῦ Πτολεμαίου θηρίων, ἀπειθείας τὴν μάχην· ὅπερ ἔθος ἐστὶ ποιεῖν

Die Indischen Elephanten waren nicht bloß durch ihre Stärke den Aethiopischen überlegen, sondern diese ließen es meistens aus angebohrner Antipathie gar nicht zur Probe kommen: sie konnten die Stimme und den Geruch der Indischen Elephanten nicht ertragen, was doch wohl der stärkste Beweis einer innern physiologischen Verschiedenheit ist. Man wird also am sichersten gehen, wenn man sich vorläufig an die Erfahrung der Alten hält, bis genauere Beobachtungen künftiger Reisenden und Naturforscher sie wissenschaftlich bestätigen oder widerlegen.

Es ist möglich, daß unter der Menge der Thatsachen eine oder die andre mir entgeht: aber ich erinnere mich keines Berichtes von einem Treffen, wo Schaaren Aethiopischer Elephanten den Mauritanischen gegenüber gestellt worden wären. Die letzten wurden von den Carthagern zuerst benutzt. Sie konnten dazu durch das Beyspiel der Ptolemäer veranlaßt werden, welche als Besitzer von Cyrene ihre Nachbarn waren; wahrscheinlicher jedoch durch ihre eigne Erfahrung in den Sicilischen Feldzügen des Pyrrhus. In den früheren Kriegen der Carthager ist mehrmals von Streitwagen die Rede: diese kommen nachher nicht weiter vor, die Ele-

---

τοῖς Λιβυκοῖς ἐλέφασι. τὴν γὰρ ὀσμὴν καὶ φωνὴν οὐ μένουσιν, ἀλλὰ καὶ καταπεπληγμένοι τὸ μέγεθος καὶ τὴν δύναμιν, ὡς γέ μοι δοκεῖ, φεύγουσιν εὐθὺς ἐξ ἀποστήματος τοὺς Ἰνδικοὺς ἐλέφαντας· ὁ καὶ τότε συνέβη γενέσθαι. Libysch heißt beym Polybius, nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit, Africanisch überhaupt, so daß auch Aethiopien darunter begriffen ist. Die Herkunft der Kriegselephanten der Ptolomäer aus Aethiopien konnte dem Geschichtschreiber nicht unbekannt seyn.

phanten scheinen an deren Stelle getreten zu seyn. Fünf und zwanzig Jahre nach dem ersten Siege des Pyrrhus über die Römer machten die Carthager zum erstenmal mit glänzendem Erfolge Gebrauch von diesem neu erworbenen Theile der Kriegskunst, in der Schlacht, wo Regulus zum Gefangenen gemacht ward. Ihr Feldherr Xanthippus stellte die Elephanten nach den richtigen Grundsätzen auf, sie durchbrachen die Colonnen des Fußvolks, und zertraten im eigentlichen Sinne einen großen Theil des Römischen Heeres, welches gänzlich vernichtet ward. Die Römischen Soldaten waren hiedurch so muthlos geworden, daß sie in Sicilien zwey Jahre lang nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen hundert und vierzig Elephanten in offenem Felde zu messen, bis L. Caecilius Metellus ihm den Vortheil abgewann. Dieß geschah durch die unvorsichtige Kühnheit der Elephantenführer, welche das Römische Lager erstürmen wollten, wodurch die Thiere sämtlich eine Beute des Feindes wurden. Metellus brachte sie nach Rom, und soll sie von Tagelöhnern mit stumpfen Spießen durch den Circus haben treiben lassen, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht beyzubringen. *)

Dem politischen System der Carthager, die so gern ihre Phoenicische Bevölkerung schonten, und zu Miethvölkern aller Art ihre Zuflucht nahmen, war der Gebrauch der Elephanten sehr angemessen. Dieß waren gewissermaßen Miethstruppen vom Berge Atlas. Wenn sie auch Einbußen von

*) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 8. Die Niederlage des Regulus und die Feldzüge in Sicilien im ersten Punischen Kriege sehe man beym Polybius.

dieſer Seite erlitten, ſo ließ es ſich wieder erſetzen: freylich nicht ohne Aufwand und große Anſtalten. Denn ſie mußten es ungefähr eben ſo machen wie die Ptolemäer. Sie ſendeten ihre vornehmſten Feldherrn mit beträchtlicher Heeresmacht auf die Elephantenjagd aus, *) und die Zurüſtung zu künftigen Feldzügen war ſelbſt ſchon ein Feldzug. Auf dem Iſthmus der Halbinſel, worauf Carthago lag, waren die Ställe für die Elephanten angelegt, und daneben ein geräumiger Platz zu den Uebungen eingerichtet. **) Auch leiſteten dieſe Thiere den Carthagern ausgezeichnete Dienſte, den ganzen Zeitraum der drey Puniſchen Kriege hindurch, in Africa ſelbſt, in Sicilien, in Spanien und Italien; insbeſondre, weil die Carthager es mit Gegnern zu thun hatten, die ihnen dieſelbe Waffe nicht entgegen ſetzen konnten: denn ſonſt hätte es ihnen gehen mögen wie den Ptolemaern. Auch war das Volk dankbar dafür: als die Römer den unmenſchlichen Befehl ertheilten, Carthago müſſe geräumt werden, und alles von Verzweiflung erfüllt war, riefen die Bürger die Elephanten, ihre Bundesgenoſſen, welche ſie ausgeliefert hatten, wehmuthsvoll mit Namen an. ***) Cato der Cenſor fand es der Mühe werth, da er in ſeinen Jahrbüchern die Namen vieler Befehlshaber verſchwieg, den Namen eines Elephanten aufzuzeichnen, der in dem Puniſchen Heere am tapferſten gekämpft hatte. Er hieß Surus, und der eine Fangzahn war ihm abgebrochen. ****) Die Mauritа-

*) Appian. de reb. Pun. c. 9.

**) Strab. L. XVII, p. 1189.

***) Appian. de reb. Pun. c. 92.

****) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 5. Wenn etwa von einem Elephanten des Antiochus die Rede wäre, ſo würde

nischen Kriegselephanten waren also in der That vortrefflich, nur gegen Indische taugten sie nicht. Wo und wie die Erfahrung zuerst gemacht worden, kann ich nicht finden; aber ich sehe, daß es als eine bekannte Sache angenommen ward. In der Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Magnesia hielt der Römische Feldherr Domitius seine Africanischen Elephanten, unstreitig Mauritanische, in der Hinterhut, weil er sich überzeugt hielt, wenn er sie gegen die Indischen des Antiochus ins Feld wagte, würden sie ihm eher schädlich als nützlich werden. *)

Von den Carthagern ging die Sitte der Kriegselephanten auf die Könige von Numidien und Mauritanien über. Jugurtha hatte deren, Juba zuletzt gegen Julius Caesar, und hiemit nimmt die Kriegsgeschichte der Africanischen Elephanten ungefähr eine Ende.

Die Beyspiele vom Gebrauch dieser Waffe in den Römischen Heeren sind nicht sehr zahlreich: eines haben wir eben gesehen; auch Flaminius führte Elephanten gegen den König Philippus von Macedonien. Man könnte die Frage aufwerfen, warum die Römer ein Mittel, dessen Wirksamkeit sie so oft gegen sich erfahren hatten, nicht auf eine dauernde Weise in ihre Kriegskunst einführten, nachdem sie Meister des nordwestlichen Africa geworden waren? Daß die Römi-

---

die Deutung dieses Namens aus dem Sanskrit leicht seyn: sûra heißt ein Held, und das Wort wird von den Dichtern auf die mächtigen Thiere angewandt. Ramay. B. 1. Sect. VI. sl. 25. Aber der Name war unstreitig Phoenicisch.

*) Appian. de reb. Syr. c. 51. T. Liv. hist. L. XXXVII, c. 39.

schen Soldaten solche Gegner geringgeschätzt hätten, wie später behauptet worden, ist durchaus ungegründet. Als Caesars gerüstes Heer in Africa erfuhr, L. Scipio und Juba hätten zusammen neunzig Elephanten, gerieth es in große Bestürzung, weil diese Art des Kampfes ihm etwas ungewohntes war. Indessen ward Juba durch einen andern Feind abgerufen, und Scipio behielt nur die ihm zugehörigen dreyßig. Die fünfte Legion faßte wieder Muth, und begehrte, den Elephanten gegenüber gestellt zu werden: nach erfochtenem Siege bekam sie zur Belohnung das Bild des Thieres zum Feldzeichen.

Es giebt andere Ursachen, wodurch der Gebrauch der Elephanten den Römern entbehrlich, ja gewissermaßen zu einer unausführbaren Sache wurde. Nachdem sie alle Reiche zerstört hatten, die auf Alexanders Eroberungen gegründet waren, blieben ihnen im Osten keine Feinde zu bekämpfen übrig als die Parther; und gegen die Tartarische Kriegssitte dieses Volkes war eine so schwere Waffe nicht anwendbar. Auch hätten sie wohl Mühe gehabt, die Elephanten in den brennenden Sandwüsten, wo sie die Parther aufsuchen mußten, zu ernähren, und besonders sie zu tränken. Die andre kriegerische Gränze der Römer war der Rhein und die Donau: in dem rauhen Klima, in den Morästen und Waldungen Germaniens konnte das südliche für die Kälte so empfindliche Thier ebenfalls nicht ausdauern. Vielleicht kam auch ein moralischer Grund hinzu: vielleicht wollten die Römischen Gewalthaber nicht, daß ihre Soldaten auf dem Schlachtfelde eine Art von Bollwerk vor sich hatten, und sich auf fremden Schutz verließen.

Wie dem auch sey, die Römer gebrauchten, seit den

letzten Zeiten der Republik, die Mauritanischen Elephanten bloß zu den Kampfspielen des Circus; aber sie verbrauchten sie dergestalt, daß nichts davon übrig geblieben ist. Denn ich kann nicht umhin, dieß als die einzige Ursache des Aussterbens der Gattung in den Gegenden um den Atlas zu betrachten, wo wegen der dazwischen liegenden Wüste keine neue Heerden vom Senegal und Niger her einwandern konnten. Buffon behauptet, aber ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehn, die zunehmende menschliche Bevölkerung habe das Thier, welches einen weiten Raum bedarf, aus jenen Gegenden verdrängt. In den blühenden Zeiten des Römischen Kaiserthums bis auf die Antoninen war die Provinz Africa viel stärker bevölkert, viel besser angebaut, als je seitdem; und doch gab es noch im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort Elephanten.*) Freylich mochte zur Zeit des Caesar ihre Menge schon beträchtlich vermindert seyn: denn die Carthager, und die Numidischen und Mauritanischen Fürsten hatten seit zwey Jahrhunderten Jagd auf sie gemacht. Indessen war der Krieg längst nicht so mörderisch für die Gattung als der Circus: es traten doch Friedenszeiten ein, das abgerichtete Thier wurde sorgsam gepflegt, und es ging wohl mancher Feldzug vorüber, ohne daß ein einziges verunglückt wäre. Bey den Kampfspielen hingegen ward das Leben der Thiere muthwillig aufgeopfert; das Schauspiel galt nicht für prächtig, wenn es nicht blutig war; diese grausame Met-

*) Auf einer Münze des Gordianus sieht man das Amphitheater, und darin den Kampf eines Elephanten und eines Stiers, mit der Umschrift: MUNIFICENTIA GORDIANI AUG. *Museum Florent. numism.* Vol. I, Tab. LXXI, E.

zeley erneuerte ſich alljährlich, und beſchränkte ſich nicht auf Rom allein: die Hauptſtädte der Provinzen hatten auch ihre Thiergefechte. Man ließ alſo der erſchöpften Natur keine Zeit, ſich wieder zu erhohlen. Unter den verſchiedenen Arten des Römiſchen Luxus war dieſes nicht die geringſte Raſerey. Abwechſelnd mit Elephanten und wilden Stieren erſchienen Löwen, Tiger, Panther und Hyänen auf dem Kampfplatze: Africa, ſo fruchtbar an wilden Geburten, wurde faſt verödet; und wenn dieß lange in gleichem Uebermaaß fortgedauert hätte, ſo wären am Ende die Römer als die einzigen Raubthiere auf dem Erdboden übrig geblieben. Unerhörte Mühe und Koſten wurden verſchwendet, um die Gemüther eines müßigen und feigen Pöbels durch den barbariſchen Zeitvertreib noch mehr zu verderben. Zuweilen machte ſich doch die Menſchlichkeit Luft: das Volk nahm Partey für die Elephanten gegen den großen Pompejus, und ſtieß an dem Feſte, welches er ſelbſt gab, Verwünſchungen gegen ihn aus.

Unfruchtbar zwar für die Wiſſenſchaft, weil kein Ariſtoteles zum Beobachten da war, aber doch eine harmloſere Befriedigung der Neugier war es, wenn die Imperatoren aus weit entlegenen Ländern auch friedliche Thiere, als die Giraffe, das Zebra, u. ſ. w., herbeyſchafften, und bloß zur Schau aufführen ließen; oder wenn man durch allerley Gaukeleyen die Kunſtfertigkeiten der Thiere in ein glanzendes Licht zu ſtellen ſuchte. Hieraus erfahren wir wenigſtens, daß die Mauritaniſchen Elephanten an Gelehrigkeit den Indiſchen nicht nachſtanden. Man lehrte ſie, Griechiſche Buchſtaben mit dem Rüſſel zeichnen, auf ſchräg geſpannten Seilen (aber was für Seile mußten das

Digitized by Google

seyn!) hinauf und rückwärts hinunter gehn; viere trugen auf einer Sänfte einen fünften, der eine Kindbetterin vorstellte. Die Elephanten des Germanicus, dem der Versuch gelungen war, sie in Italien im Zustande der Zahmheit fortzupflanzen, führten einen Tanz auf, nicht bloß nach dem Takte, sondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren; paarweise geordnet, und nach dem Unterschied der Geschlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig ihre Mahlzeit ein; wie versichert wird, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. Es läßt sich denken, wie ein so groteskes Schauspiel die gaffende Menge entzückte, welche durch den Anblick eines weißen Elephanten, wie der satirische Dichter klagt, von der geistreichsten dramatischen Darstellung weggelockt zu werden pflegte. *) Weiße Elephanten konnten wohl nur aus Indien kommen, (vermuthlich zur See über Alexandria) und zwar aus der jenseitigen Halbinsel: wenigstens erinnre ich mich nicht, daß diese Spielart anderswo erwähnt würde. Bahnte sich die Gewinnsucht der Unternehmer, welche die Schaulustigkeit der Menge immer durch etwas neues zu reizen wußten, einen so weiten Weg? oder brachten die Gesandten der Serer und Inder dem Augustus solche Ehrengeschenke mit? Gewöhnlich versah jedoch Mauritanien den Circus mit Elephanten; die Imperatoren schickten eigene

*) Sive elephas albus vulgi converteret ora..

Horat.

Beamte auf die Jagd dahin aus. *) Daß Aethiopien zu dieſem Zweck den Römern nicht zugänglich genug war, läßt ſich aus dem ſchon erwähnten Entdeckungszuge unter dem Nero ſchließen.

Für die Phyſiologie der Thiere haben die Alten ſeit dem Ariſtoteles wenig oder nichts geleiſtet; was ſie aber von den Sitten und Fähigkeiten ſolcher Thiere melden, welche ſie aus lebendiger Beobachtung kannten, verdient gründlich erwogen zu werden. Insbeſondere iſt dieß der Fall mit ihren Erzählungen von Elephanten. Sie hatten hier die Fülle der Erfahrung voraus, wegen des vielfältigen Gebrauchs im Kriege und wegen der Spiele des Circus. Durch den Umgang des Menſchen mit den Thieren wird das Individuelle in ihnen entwickelt, da ſie im freyen Zuſtande bloß einen allgemeinen Gattungscharakter zu haben ſcheinen; und das Außerordentliche, was unter einer großen Anzahl von Fällen vorkommen mag, iſt nicht ſo ſchlechthin abzuläugnen. Der Europäiſche Naturforſcher, der wenige Elephanten vereinzelt, und in einer kümmerlichen Gefangenſchaft beobachtet hat, iſt nicht eben ſonderlich berechtigt, in dieſem Stücke die Zeugniſſe der Alten zu beſtreiten.

Außer den ſchriftlichen iſt aber noch eine andere Art von Zeugniſſen aus dem Alterthume zu uns gelangt: ich meyne die Darſtellungen der bildenden Kunſt. Es ſey mir erlaubt, die Naturforſcher aufmerkſam hierauf zu machen. Die Zoologie dürfte überhaupt verſchiedene noch unbenutzte Berührungspunkte mit der Archäologie haben; bey dem vorliegenden Gegenſtande tritt ein beſonderes Intereſſe ein,

*) Aelian. de nat. animal L. X., cap. 1.

Digitized by Google

weil man mit der Gränzbestimmung der Unterarten, worin sich die Gattung theilt, noch nicht im reinen ist, und weil die Alten Elephanten aus Gegenden abgebildet haben, aus welchen den neueren Naturforschern entweder noch keine zugekommen sind, oder gar keine mehr zukommen können. Sobald wir die Herkunft eines alten Bildwerkes wissen, können wir auch sagen, in welchem Lande ein darauf vorgestellter Elephant einheimisch war. In Griechenland und Vorderasien hatte man seit Alexander dem Großen keine andere als Indische Elephanten vor Augen; in Aegypten unter den Ptolemäern, Aethiopische; und in Rom zur Zeit der Kaiser, Mauritanische. Ich will nicht behaupten, daß jedesmal neue Studien nach der Natur gemacht worden seyen: aber der Künstler richtete sich nach schon vorhandenen Kunstwerken, oder das häufig gesehene Thier schwebte seiner Einbildungskraft vor, nothwendiger Weise mit dem besondern Charakter der Landesart. Dieß würde nur dann wegfallen, wenn die Gestalt ganz willkührlich, und nach einer auf Uebereinkunft gegründeten Manier vorgestellt worden wäre. Aber von den alten Künstlern, welche auf viele Thiergattungen, auch solche, die nicht zu den günstigsten Gegenständen für die Sculptur gehören, so großen Fleiß gewandt, einen so scharfen Sinn für Thierphysiognomik bewährt haben, ist dieß höchstens da zu besorgen, wo die Figur als Nebenwerk angebracht ist, wie z. B. der Elephant in den Basreliefs von Bacchischen Zügen. Hier ist das Verhältniß seiner wahren Größe zu den daneben stehenden menschlichen Figuren dem Ebenmaaße des Ganzen zu lieb vernachläßigt; zu der conventionellen Darstellungsweise gehört es auch, wenn der ganze Körper mit

Digitized by Google

schräg sich durchkreuzenden Linien wie mit einem Netzwerk überzogen ist, um die Runzeln und Falten an der Haut des Elephanten auszudrücken, die ja doch ihre anatomische Bedeutung haben. Gewiß aber wurde nach der Natur gearbeitet, wenn das colossale Thier an einem Denkmale als Hauptgegenstand vorkam. Solche größere Werke nahm dann der Arbeiter im kleinen, z. B. der Verfertiger eines Münzstempels, zum Muster. Von den Münzen der Seleuciden habe ich schon gesprochen. Auf den Römischen Münzen kommen ebenfalls sehr häufig Elephanten vor, theils einzeln, theils zu Bigen und Quadrigen zusammengestellt. Julius Caesar führte einen Elephanten auf seinen Münzen. Man hat seltsame Erklärungen dafür ausgedacht; es war ein Sinnbild der Eroberung von Africa, wie auf andern Münzen des ersten Caesars ein Crocodil das eroberte Aegypten bezeichnet. Unter den folgenden Kaisern deutet der einzelne Elephant auf außerordentliche Feste des Circus: die Umschrift MUNIFICENTIA AUG. weiset es bestimmt aus. Die Römer haben zuweilen wirklich Elephanten vor einen Wagen gespannt; zuerst Pompejus bey seinem Africanischen Triumphe, aber es fand sich, daß das Thor zu schmal war, um sie hindurchzubringen. Die Elephanten-Quadrigen auf den Kaisermünzen sind jedoch nicht sowohl auf dergleichen Triumphzüge zu beziehen, als auf öffentliche Denkmale, wo die Statuen der Imperatoren auf Quadrigen gestellt waren. Dieß ist um so gewisser, da uns die Münzen auch Triumphbogen mit zwey Elephanten-Wagen auf der oberen Fläche zeigen. Der Elephant ist also in Rom häufig in Erz oder Marmor groß abgebildet worden, und dazu konnte es dem Künstler niemals an lebendigen

Modellen fehlen. Es wäre demnach zu wünschen, daß die Römischen Münzen, worauf Elephanten ausgeprägt sind, (versteht sich die Originale, und zwar in gut erhaltenen Exemplaren; denn auf Kupferstiche ist bei einer so feinen Unterscheidung nicht zu fußen) mit einem zoologisch gelehrten Auge betrachtet, und mit größeren antiken Kunstarbeiten verglichen würden. Vielleicht ließe sich dadurch ausmitteln, ob der Mauritanische Elephant in seinem ganzen Bau dem Südafricanischen glich, oder ob er noch einen besondern, weder mit dem Südafricanischen noch mit dem Indischen übereinstimmenden Geschlechtscharakter hatte, und einer dritten jetzt ausgestorbenen Art angehörte. Es wäre gewagt, das, was gleichförmig wiederkommt, dergleichen ich schon an wenigen vorliegenden Originalen bemerken kann, z. B. das höhere Gestell der Beine, den nicht gegen die Schenkel schräg abhängigen Rücken, die großen Ohrlappen, u. s. w. für bloße Zeichnungsfehler zu erklären.

Wir sind freylich noch sehr mangelhaft mit Abbildungen Africanischer Elephanten in den zoologischen Werken der Neueren versehen. Eine einzige, und noch dazu eine mittelmäßige, findet sich bey der Abhandlung von Perrault. Dieser Elephant war aus Congo, und von einem Könige von Portugall Ludwig dem Vierzehnten geschenkt worden. Der Holzschnitt in Geßners Thierbuch, worin sonst so viele charakteristische Figuren zu loben sind, soll, nach den ungeheuern Ohrlappen zu urtheilen, ebenfalls einen Africanischen Elephanten vorstellen, sieht aber keinem erschaffenen Dinge ähnlich, und der Herausgeber hätte wohl gethan, dabey zu bemerken, wie bei einer Zeichnung des Ures: „es „sey nicht die rechte wahre Bildtnuß, und wolle sich nit

„bedunken, ganz eigentlich contrafetet seyn.“ Der Indische Elephant ist häufig abgebildet, jedoch selten vorzüglich. Die besten Zeichnungen, die man hat, sind die in der Folio-Ausgabe der oft erwähnten Königlich Französischen Menagerie: besonders der weibliche Elephant in leidenschaftlicher Bewegung ist meisterhaft. Möchten nur öfter talentvolle Zeichner ihre Dienste der Zoologie widmen! *) Wenn die Abbildung eines Thieres in künstlerischer Hinsicht getadelt werden muß, so kann sie schwerlich zoologisch befriedigend seyn.

Seit dem Julius Caesar schweigt die Römische Geschichte einige Jahrhunderte lang von Kriegselephanten. Didius Julianus machte in der Noth, als er den Angriff seines Nebenbuhlers erwartete, einen schwachen Versuch, die in Rom zum Behuf der Aufzüge und Feste befindlichen Elephanten zum Kriege abzurichten; **) sonst haben die Römischen Kaiser sich deren niemals bedient. Auch die Könige der Parther hatten keine Kriegselephanten, aber in dem neueren Persischen Reiche kommen sie sogleich wieder zum Vorschein, und in den Kriegen gegen die Sassaniden haben die Römischen und Byzantinischen Heere oftmals Schaaren derselben zu bekämpfen gehabt. Daß die Persischen Monarchen aus dieser Dynastie fortwährend Kriegselephan-

*) Was die Verbindung künstlerischen Sinnes mit gründlicher Einsicht in die vergleichende Anatomie und Physiologie leisten kann, davon sieht man ein Beyspiel an dem vortrefflichen Werk über die Pferde von Hrn. d'Alton. Der Verfasser hat auch über den Elephanten und über die untergegangenen Arten dieser Gattung viele Studien gemacht.

**) Herodian. L. II, cap. XI. 18.

ten unterhalten haben, ist eine Thatsache, und wir brauchen uns dabey nicht auf das zweydeutige Ansehen der Neupersischen Geschichtschreiber zu berufen. Es wird von Augenzeugen, und zwar eben sowohl im vierten als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eben sowohl vom Ammianus Marcellinus als vom Prokopius berichtet. Nur bey den Zahlen möchten sich, zuweilen in den Römischen, öfter in den morgenländischen Geschichtschreibern, starke Uebertreibungen eingeschlichen haben. Gibbon hat schon mit Recht die siebenhundert Elephanten in dem Heere des ersten Sassaniden, Artaxerxes, samt dem angeblichen Siege des Alexander Severus, verdächtig gemacht.*) Dem Kosru Parviz, oder Cosroes dem Zweyten, werden zwölfhundert Elephanten zugeschrieben: natürlich vermöge der Indischen Eroberungen Nushirvans. Die Persischen Geschichtschreiber lassen diesen Monarchen durch seine Feld-

*) Gibbon hist. etc. chap. VIII, note 49. Gibbon geht jedoch viel zu weit, wenn er behaupten will, so große Zahlen von Elephanten seyen überhaupt niemals zum Kriege gebraucht worden, weder in Indien selbst, noch auswärts. Der vielbelesene, oder um mich genauer auszudrücken, der zierlich belesene Geschichtschreiber vergaß, als er die obige Anmerkung abfaßte, den Sandrokottus, die Schlacht bey Ipsus, und vieles andre, was eben so gut beglaubigt ist, als wäre es gestern oder heute geschehen. Was können die Berichte neuerer Reisebeschreiber von der verfallenen Macht des großen Mogols, und von dem Kriegsbestande heutiger Indischer Fürsten, da das Feuergewehr den Elephanten beynahe unnütz gemacht hat, für jene alte Zeit beweisen, wovon Plinius sagt: elephanti magna ex parte Orientis bella conficiunt? Plutarch (Alex. c. 62.) macht die treffende Bemerkung, die Angabe von den sechstausend Elephan-

herrn (er gab sich nicht einmal selbst die Mühe) ganz Indien wie im Fluge erobern; ja bis Serendib, d. h. bis auf die Insel Ceylon, soll sein Heer vorgedrungen seyn. *) Das letzte ist doch, selbst für eine morgenländisch geblümte Rhetorik eine zu starke Hyperbel, und ich gestehe, ich glaube es nicht buchstäblicher, als was Mirkhond sagt, der Stifter der Dynastie, Ardeshir, habe alle Lande des Erdkreises seinem Scepter unterworfen. **) Nachdem nun Nushirvan solchergestalt Meister von ganz Indien war, fand er für gut es wieder zurückzugeben, und sich mit einer Landschaft an der Gränze zu begnügen: eine verständige Vorsicht des Geschichtschreibers, damit man nicht frage, was nachher aus diesen Eroberungen geworden. Die Wahrheit ist, daß die Sassaniden, eben so wenig als die Achaemeniden, jemals irgend etwas jenseits des Indus beherrscht haben. Mich dünkt, wir erweisen der zerbrechlichen Größe jener Dynastie alle mögliche Ehre, wenn wir annehmen, ihr Reich habe, als sie den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, Cabul und Afghanistan unter sich begriffen. Ihre Kriegselephanten konnten die Sassaniden sich auf dieselbe Weise verschaffen, wie die Seleuciden, die ja auch anfangs wahre Könige von Persien waren: nämlich durch Verträge mit benachbarten Indischen Fürsten der nördlichen Halbinsel. Die Zahlen müssen auf das wahrscheinliche

ten des Königs der Prasier und Gandariten sey gewiß nicht übertrieben gewesen; dieß erhelle daraus, daß nicht lange nachher Sandrokottus dem Seleukus fünfhundert abgetreten habe.

*) Silvestre de Sacy Antiquités de la Perse. Traduction de l'histoire de *Mirkhond*, p. 372.

**) Ebend. p. 278.

Digitized by Google

nach diesem Verhältniß zurückgeführt werden. Daß in diesem Zeitraume, besonders in der letzteren Hälfte, ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Persien und Indien Statt gefunden, ist ausgemacht: Indien erscheint dabey, selbst nach den Persischen Erzählungen, immer im Lichte einer überlegenen Cultur, in Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß; immer mittheilend, niemals empfangend. Dieß verdient eine eigene Erörterung, der ich hier nicht vorgreifen will. Von den litterarischen Mittheilungen unter Nushirvan wird fast nur eine einzige Anekdote erwähnt, die Reise seines Leibarztes Barzuyeh, und die Uebersetzung des Hitopadesa. Ich bin gleichwohl überzeugt, man wird bey näherer Untersuchung noch vieles entdecken, was bisher für ursprünglich Persisch oder Arabisch gegolten, in der That aber damals aus Indien gebracht worden ist, und durch Persien und die Pehlvi-Sprache hindurch sich in andern Ländern und Sprachen verbreitet hat.

Ich habe gleich im Anfange dieser Abhandlung behauptet, die einheimischen Völker Africa's hätten den Elephanten niemals zu zähmen und abzurichten gewußt. Um nichts zu verschweigen, was man hiegegen einwenden möchte, muß ich noch eine späte Erwähnung vom Gebrauche der Kriegselephanten in Abyssinien anführen, welche sich seltsamer Weise in einem Buche findet, wo man sie nicht erwarten sollte, im Koran. Abrahah, des Kaisers von Abyssinien Statthalter im glücklichen Arabien, soll, eben im Geburtsjahre Mahomeds, gegen Mecca angerückt seyn, um die Kaaba zu zerstören. In seinem Heere, wird versichert, seyen Elephanten gewesen. Der, auf welchem Abrahah ritt, habe gleich beym Anblick der heiligen Stadt,

Digitized by Google

von Schrecken getroffen, die Flucht genommen; ihm seyen die übrigen gefolgt. Ein Schwarm von Wundervögeln habe hierauf die fliehenden Krieger Abrahah's sämtlich mit herabgeworfenen Steinchen zerschmettert. So erklären die Ausleger den dunkeln Text des Korans im hundert und fünften Abschnitt, oder dem Surat Alfil. *) War dieß nun etwa seit den Zeiten der Ptolemäer im obern Aethiopien üblich geblieben? Oder hatten die Abyssinier den Sassaniden, bey Gelegenheit ihrer Arabischen Kriege, den Gebrauch der Elephanten abgelernt? Oder wußten sie davon vermöge einer unmittelbaren Verbindung mit Indien? Oder endlich, hat der Prophet das ganze Mirakel nur in einer seiner verworrenen Visionen erträumt? Ich muß den Kennern der Arabischen und Abyssinischen Sprache und Geschichte überlassen, dieß auszumachen. Wie dem aber auch sey, der obige Satz, daß die Ureinwohner Africa's die Elephanten von jeher nur erlegt, und sich mit ihrem Fleische genährt, aber ohne fremde Einwirkung sie nicht zu zähmen verstanden haben, wird dadurch keineswegs angefochten. Denn die Abyssinier sind ja Arabischen Ursprungs, und erst spät in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert. Indessen werde ich nachher eine Spur in der Abyssinischen Sprache bemerken, die uns in dieser Hinsicht gerade nach Indien hinweist.

Ich habe bis hieher die vornehmsten Zeugnisse der Alten über den Gegenstand dieses Aufsatzes zusammengestellt, mit beständiger Hinsicht auf das Land unserer Forschung, auf dessen Stellung gegen Vorderasien und die ganze Westwelt,

*) Herbelot Bibl. orient. art. *Abrahah.*

auf den innern Zustand und die Wirkungen nach außen. Jetzt will ich aus der Sprache, der Mythologie und Poesie, endlich aus der bildenden Kunst Indiens einiges mittheilen, was entweder für die Denkart und Sitten der Einwohner bezeichnend ist, oder dazu dienen kann, die Naturgeschichte des Thieres in einigen Zügen lebendiger auszumahlen.

Zuvörderst die Namen des Elephanten. Sie sind sehr zahlreich im Sanskrit: wie natürlich, bey einem Gegenstande, der im täglichen Leben in den mannichfaltigsten Beziehungen vorkommt, auf welchen aber zugleich die Poesie, wegen des Großen und Außerordentlichen, ihre Ansprüche niemals aufgeben kann.

Ich will die Namen nicht vollständig aufzählen, sondern nur diejenigen ausheben, die wegen ihrer klar vorliegenden Deutung bemerkt zu werden verdienen, oder die uns bey der Vergleichung mit andern Sprachen auf eine etymologische Spur führen können. *)

Von dem Rüssel heißt der Elephant hastin, karin; von hasta, kara, die Hand. Die Vergleichung liegt sehr nahe, und Aristoteles hat sie bereits gemacht; die Lateiner nennen den Rüssel mamus, eben sowohl wie die Indier.

Die besondre Art des Elephanten zu trinken, daß er nämlich das Wasser zuerst mit dem Rüssel schöpft, und es dann in die Kehle gießt, wird durch die Namen dvipa, zweimal trinkend, anêkapa, mehr als Einmal trinkend, mit sinnreicher Kürze ausgedrückt.

---

*) Wegen der Geltung der Buchstaben in den Indischen Wörtern verweise ich auf das S. 47 bemerkte.

Digitized by Google

Von den hervorstehenden Fangzähnen heißt der Elephant dantin, entsprechend dem Lateinischen DENTATUS, dem Französischen *dentu*, von danta, der Zahn; dvirada, der zweyzahnige, von rada, der Zahn; die Wurzel ist RAD, *rodere*. Ferner kunjara, von kunja, welches schon einen Elephantenzahn insbesondre bedeutet. Da nicht alle Elephanten Fangzähne haben, diese aber für die kriegerischen eine unentbehrliche Waffe sind, so werden die daher abgeleiteten Benennungen oft mit andern zusammengefügt. Seltsam genug heißt nâga zugleich eine Schlange und ein Elephant. Ich weiß nicht, ob dabey eine Vergleichung der Beweglichkeit des Rüssels mit dem Körper der Schlange zum Grunde liegt, oder ob beyde Geschöpfe den Namen führen, weil ihre Heimath in den Waldungen der Gebirge ist. Nâga kann nämlich von naga, der Berg, durch Verlängerung des ersten Vocals patronymisch abgeleitet seyn. Ich vermuthe das letzte, weil auch nagaja, der Bergerzeugte, vorkommt.

Warum man dem Elephanten auch den Namen der Lotosblume, padma, gegeben, ist mir noch nicht erklärlich. Ich hätte es bey dem Namen eines der Weltelephanten, Mahapadmas, (S. 88) bemerken sollen.

Im gemeinen Leben scheint gaja die üblichste Benennung gewesen zu seyn, welche daher in neuere volksmäßige Mundarten, nur mit etwas veränderter Aussprache, übergegangen.

Da in Asien der Elephant durchaus nur in Indien einheimisch ist, so wäre die Voraussetzung natürlich, der Name werde zugleich mit der Sache in die westlichen Länder gekommen seyn. Dieß bestätigt sich aber nicht in Absicht

Digitized by Google

auf die Griechische Sprache. Zuerst bedeutete, wie wir gesehen haben, ἐλέφας das Elfenbein, und wurde längst, ehe man von Indischen Elephanten wußte, vermuthlich durch Griechische Reisende an der westlichen Küste Nordafrica's, auf das Thier übertragen. Die Armuth der sonst so reichen Sprache in diesem Stücke konnte Misverständnisse veranlassen. Pausanias nimmt einmal zu Umschreibungen seine Zuflucht; *) dem Plinius ist es lächerlicher Weise begegnet zu versichern, die gefangenen Elephanten würden durch ein Getränk aus Gerste schleunig zahm gemacht, da der Griechische Schriftsteller, dem er folgte, hatte sagen wollen, das Elfenbein könne durch einen Aufguß auf Gerste in einem gewissen Grade erweicht werden. **)

Von dem Worte ἐλέφας hat man verschiedene Ableitungen versucht, die aber schwerlich als befriedigend betrachtet werden können. Mich dünkt, man darf dabey zweyerley nicht aus den Augen verlieren: einmal die ursprüngliche Homerische Bedeutung; dann, daß man nicht von dem Nominativ, der durch Ausstoßung zweyer Buchstaben verstümmelt ist, sondern von dem vollständigen Worte, das in den übrigen Biegungen zum Vorschein kommt, ΕΛΕΦΑΝΤος, Rechenschaft abzulegen hat.

In den Glossarien des Zend und des Pelvi, womit wir uns bis jetzt behelfen müssen, finde ich aus der ersten

*) Pausan. Att. c. XII, 4.

**) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 7. „Capti celerrime mimitificantur hordei succo.“ Cf. not. Franz. Vgl. *Quatremère-de-Quincy* Jupiter Olympien p. 419.

Digitized by Google

Sprache gar keinen Namen, aus der zweyten solche, die sich an nichts mir bekanntes anknüpfen. Pehlvi: Banbarbita, Elephant; Zangrota, wütender Elephant. *) Dagegen ist der Persische Name pîl in den Aramäischen Sprachen des vordern Asiens weit verbreitet. Ich überlasse es den Kennern dieser Sprachen, auszumitteln, in welcher Folge dieses Wort aus einer in die andere übergegangen, und wo es am ursprünglichsten einheimisch zu seyn scheint. Nur bemerke ich, daß es sich auch im Sanskrit findet, und zwar in einer vollständigeren Form: pîlu. Der Verfasser des Amara-Kosha hat zwar in dem Abschnitte vom Elephanten diesen Namen übergangen, ihn aber unter den vieldeutigen Wörtern aufgeführt. Denn pîlu bedeutet außerdem eine besondere Baumart, und einen Pfeil, dieß letzte übereinstimmend mit dem Lateinischen PILUM, dem Schwedischen pil u. s. w. In dem Ergänzungs-Wörterbuche Trikanda-Sesha wird nebst verschiedenen andern Benennungen des Elephanten auch diese nachgehohlt. **) Im Medini, einem alphabetischen Wörterbuche der Homonymen, und im Haravali, einem Verzeichniß ungewöhnlicher Ausdrücke, gleichfalls. ***) Die classische Gültigkeit des Wortes im Sanskrit ist also hinlänglich gesichert. Ich erinnre mich nicht, daß es mir bey der Lesung Indischer Bücher vorgekommen wäre, und kann daher nicht angeben, in was für Schriften, und in wie alten es gebraucht wird. Auch weiß ich nicht, woher die Indischen Grammatiker es ableiten; nach

*) Zend-Avesta, nach Anquetil von Kleuker. Th. III, S. 173, 183.

**) Trikânda-Sêsha, pag. 32, sl. 33.

***) Mêdinî, p. 144, sl. 32. Hârâvalî, p. 2. sl. 14.

der Form vermuthe ich, daß es zu den durch die Unâdi-Affixe gebildeten Wörtern gerechnet wird.

Indessen muß, wie mich dünkt, das bloße Daseyn dieses Wortes im Sanskrit der etymologischen Untersuchung eine neue Wendung geben. Denn für diesen Gegenstand ausländische Wörter in Indien einführen wollen, das hieße in der That Holz in den Wald tragen. Da nun das Wort pil im Hebräischen Text des alten Testaments nirgends, sondern zuerst in den Chaldäischen und Syrischen Paraphrasen vorkommt, da es ferner, wie ein gelehrter Orientalist mir versichert, im Arabischen vereinzelt dasteht, so ist wohl das wahrscheinlichste, daß es mit den Indischen Elephantenführern zuerst nach Persien gekommen, und von da in die Aramäischen Sprachen übergegangen.

Freylich, wenn auf die vorhin angeführte Deutung des Aegyptischen Philae zu fußen wäre, so hätten wir eine weit ältere Spur auswärtiger Mittheilung. Das Koptische kommt uns hiebey nicht zu Hülfe: denn die Koptischen Namen des Elephanten, ΕΛΦΙΝΟΣ oder ΔΕΛΦΙΝΟΣ, die ich bey Kircher angegeben finde, scheinen aus der Corruption des Griechischen entstanden zu seyn. Wenn es sich jemals beweisen ließe, daß der Elephant im Altaegyptischen phil geheißen habe, so würde dieß bey den Forschungen über eine vorgeschichtliche Verbindung zwischen Indien und Aegypten allerdings zu berücksichtigen seyn.

Dieses Wort hat denn auch durch Vermittlung des Arabischen seinen Weg in einige Europäische Sprachen gefunden. Das Elfenbein heißt auf Spanisch mar*fil*, auf Portugiesisch mar*fim*; der Läufer im Schachspiel auf Spanisch *alfil* (rein Arabisch mit dem Artikel) oder durch eine verderbte

Digitized by Google

Aussprache *arfil*. Es ist bekannt, daß unter den vier Gliedern eines Indischen Heeres die Figuren, welche wir Läufer nennen, die Elephanten, die Thürme oder Rochen aber die Streitwagen vorstellen.

Wenn das Wort fil im Arabischen einheimisch wäre, so sollte man erwarten, es in der Sprache der Abyssinier wieder zu finden. Aber der Name des Elephanten im Aethiopischen ist nage, *) durchaus Indisch. Dieses deutet auf eine Mittheilung: in welchem Zeitalter sie aber vorgefallen seyn mag, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Lateinische Name barrus ist unstreitig Africanischer Herkunft; vielleicht Punisch, denn in der Mauritanischen Sprache soll ja der Elephant caesar geheißen haben. Der Name des Elfenbeins, ebur, beweist daß die Italischen Völker diese Waare nicht erst durch die Griechen kennen gelernt haben, ist mir jedoch übrigens vollkommen räthselhaft.

Im Amara-Kosha ist der Elephant nicht zugleich mit den Lastthieren, dem Ochsen, dem Kameel u. s. w., abgehandelt, sondern in dem Abschnitt vom Kriege, neben und vor dem Pferde. Wir dürfen dabey nicht übergehen, wie in demselben Buche das Verhältniß der Bestandtheile eines Kriegsheeres bestimmt wird. Ein Elephant, ein Streitwagen, drey Reiter, fünf Fußknechte: diese zehn Stücke machen eine Rotte aus; 2,187 solche Rotten ein vollständiges Heer; dieses verzehnfacht ein großes Heer, akshauhiní genannt. **) Der Grammatiker hat dieß ohne Zweifel aus

*) Bochart. Hieroz. p. 248. Ludolfi Lex. Aethiop. p. 317 et 198. Nage, *elephas*, Karna-nage, *ebur*, *proprie cornu elephanti*.

**) Cosha by Colebrooke, p. 202, Anm. 1 und 2. Vgl. die Anmerkung der Herausgeber des Ramay. Vol. 1, p. 243.

Digitized by Google

theoretischen Schriften über die Kriegskunst geschöpft. Alles gründet sich dabey auf die Zahlen: 4, 10, 3 und 7. Der Glieder des Heeres sind vier; der einzelnen Stücke in einer Rotte zehn; und die Zahl der geforderten Rotten ist die siebente Potenz von drey. Es versteht sich wohl, daß es in der Wirklichkeit nicht immer so beobachtet wurde, aber es ist schon merkwürdig genug, daß man die Sache nach einem arithmetischen Princip hat ordnen wollen. Im Verhältniß zu den übrigen Bestandtheilen scheint die Zahl der Elephanten nach den geschichtlichen und selbst nach den mythischen Beyspielen zu hoch angegeben zu seyn. Doch muß man nicht vergessen, daß zur Bemannung jedes Elephanten vier Menschen, jedes Streitwagens wenigstens zwey gehörten, daß also mit einem großen Heer 306,150 Menschen in der Schlachtordnung gestanden hätten.

Ich finde nirgends eine Ueberlieferung oder mythologische Sage von der ersten Zähmung des Elephanten. Es ist damit wie mit allen Grundlagen der Indischen Cultur: sie werden überall schon vorausgesetzt, und reichen über Menschengedenken hinaus. Die Sage der Perser fabelt hierüber prahlerisch, eben weil sie gar keinen Anspruch darauf zu machen haben; die Sage der Indier schweigt in der Sicherheit des Besitzes. Das Thier erscheint als ein Lebensgenoß der Götter wie der Menschen, wenn Indras, der Monarch des Firmaments, auf einem Elephanten reitet; als ein williges Lastthier, in kosmogonischer Beziehung sogar, wenn den acht Cardinalpunkten des Erdkreises tragende Elephanten untergestellt werden.

Wie hoch die Indier die geistigen Fähigkeiten dieses Thieres von jeher geschätzt haben, erhellet zur Genüge aus

einem einzigen mythologischen Symbol: Ganesas, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, wird mit einem Elephantenkopf abgebildet. Die organischen Bedingungen, ohne welche die Vernunft und alles Vernunftähnliche sich nicht entwickeln kann, sind bey dem Elephanten vorhanden. Er hat an seinem Rüssel ein Werkzeug mannichfaltiger und willkührlicher Bewegung, versehen mit einem feinen Tastsinn, wovon die meisten Thiere fast gänzlich entblößt sind; und diese Hand ist zugleich das leitende Organ für die Empfindungen des Geruchs, des Sinnes, dem die Unterscheidung der innern chemischen Eigenschaften der Dinge anheim fällt. Was der Elephant behendes leistet, setzt wegen seines massiven Baues und seiner scheinbaren Unbeholfenheit um so mehr in Erstaunen. Ganz so ist die Wissenschaft der Urwelt beschaffen, welche unter der Last der Sinnenwelt mühsam sich aufringend, dennoch mit unübertrefflicher Sicherheit und Zartheit, ja mit einer gewissen Spitzfindigkeit, die unkörperliche Wahrheit herausgreift.

Gegen das Symbol, als solches, wäre also nichts einzuwenden: aber sichtbar vorgestellt, bleibt es immer eine entsetzliche Misgestalt. Aus allgemeinen Grundsätzen läßt sich einsehn, daß ein Thierkopf, was für einer es auch seyn möge, auf einem Menschenkörper widerwärtig seyn muß. Alles an der menschlichen Gestalt spricht die Menschheit aus, aber das Gesicht in unendlich hervorstechendem Grade; und wenn nun hier die erregte Erwartung getäuscht wird, wenn uns, wo Geist und Gemüth aus einem Antlitz hervorstrahlen sollte, das finstere Leben der Thierheit starr entgegentritt, so werden wir gewaltsam zurückgestoßen. Auf der andern Seite müssen einem Gesicht auch einige menschliche Glie-

Digitized by Google

der zugesellt seyn, um den Uebergang zur Thiergestalt zu vermitteln. Dieß haben die Aegyptischen Künstler bey den Sphinxen beobachtet, die Griechischen bey den Centauren, Satyrn, Tritonen u. s. w., nach den feinsten Wahrnehmungen des Naturſinnes. Die Griechische Kunst hat das Geheimniß, schöne Ungeheuer zu erschaffen, woran der physiologische Widerspruch durch die physiognomische Harmonie verkleidet wird, in allen Abstufungen erschöpft; nur wenn die mythologische Aufgabe gar zu bestimmt lautete, mußte sie auch einen Minotaurus oder einen Hebon bilden, Gestalten, mit welchen das Auge sich niemals aussöhnen kann. In Griechenland hat sich die Kunst erst spät nach langem Kampfe der priesterlichen Vormundschaft entzogen, wie die Poesie schon früher gethan hatte. Zuvor sahen die Idole der Griechen nicht besser aus, als die der übrigen Völker; sie haben eine Ceres mit einem Pferdekopf angebetet, und im Zeitalter der höchsten Bildung hat die Diana von Ephesus sich priesterlich ungeheuer behauptet. Bey den Aegyptiern herrschte das Symbol unbedingt, daher die endlosen Sperber- Ibis- Crocodilen- Löwen- Widder- Jackals- und Hundsköpfe auf Menschenleibern. Ganesas steht dagegen in seiner Art fast vereinzelt da; die Einbildungskraft der Indier hat sich mehr auf die Vervielfältigung menschlicher Glieder gewendet. Wenn man daher an den Indischen Götzenbildern, als etwas unerhörtem, ein neues Aergerniß verkündigt hat, so scheint man das ganze polytheistische Alterthum vergessen zu haben.

Die Mißgestalt des Ganesas wird vielleicht durch eine Nachahmung der Natur gemildert, die etwas naives und drolliges hat. Der Elephant faßt gern Büschel von Zweigen

und Laub mit dem Ende des Rüssels, um die Fliegen damit zu scheuchen: so steht nun auch Ganesas ehrerbietig neben seinem Vater, wie die Diener der Großen zu thun pflegen, und schwingt mit dem gehobenen Rüssel den kostbaren Fliegenwedel, das Chamaram. Oder er sitzt mit einem offnen Schächtelchen voll Süßigkeiten auf der Hand, und langt ganz gravitätisch mit dem Rüssel etwas heraus, wie der Elephant auch dergleichen Näschereyen liebt.

An der Lehre von der Seelenwanderung läßt sich ermessen, welchen sittlichen Rang die Indischen Denker dem Elephanten unter den Thieren einräumten. Die Körper und Formen, in welchen die Seele in ein neues Leben eintritt, werden bestimmt nach der Eigenschaft oder dem Princip des Handelns, das in dem irdischen Leben eines Menschen vorwaltend gewesen. Dieser Principien sind drey: die Wesenheit oder das Wahre und Gute; die Leidenschaft; und die Finsterniß, d. h. die sinnliche Selbstheit. Die Seelenwanderungen derer, bey welchen das erste vorgewaltet, sind sämtlich Verklärungen oder wahre Apotheosen; auch die Seelen der zweyten Ordnung treten nur in menschlichen oder übermenschlichen Gestalten wieder auf; die Bannung in Thierkörper ist einzig denen vorbehalten, welche sich der finstern Eigenschaft ergeben haben. Und hier sind wiederum drey Stufen: zu der untersten gehört die Metempsychose in mineralischen und vegetabilischen Substanzen, in allerley Gewürm, Fischen, Schlangen, Amphibien, zahmem Vieh, und dem unedlen Raubthier, dem Jackal. Ferner heißt es dann in den Gesetzen des Manus: „Elephanten, Rosse, „Menschen des knechtischen Standes und Barbaren (Mlêch-„chha's), Löwen, Tiger und Eber, sind die mittleren Zu-

„ſtände, wozu die Eigenſchaft der Finſterniß führt.“ Auf der oberſten Stufe dieſer Ordnung kommen keine thieriſchen Metempſychoſen mehr vor, außer den Vögeln. Die Betrachtungen, welche dieſe ganze Lehre veranlaſſen kann, gehören nicht zu unſerm gegenwärtigem Zweck. Was aber die Anordnung in dem angeführten Spruche betrifft, ſo ſollte ich denken, das vornehmſte wäre hier vorangeſtellt, und der Elephant, nächſt ihm das Pferd, würden alſo für die edelſten unter den vierfüßigen Thieren erklärt. Uebrigens ſind im Sanskrit die Namen: Löwe, Tiger, Elephant, Stier, einem andern Worte angehängt, gleichgeltende nnd übliche Bezeichnungen des Vorrangs unter irgend einer Ordnung von Geſchöpfen.

Zu dem wunderbarſten und unglaublichſten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, der Elephant habe eine Art von Religion. In den Mauritaniſchen Gebirgen, erzählt Plinius, *) vermuthlich nach dem Juba, ſteigen die Elephantenheerden bey Erſcheinung des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, herab; ſie reinigen ſich durch feyerliches Beſprengen mit Waſſer; und nachdem ſie das Geſtirn begrüßt, kehren ſie in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig auch die Vorwelt hierüber geſcholten werden möge, kann ich gleichwohl nicht umhin, es merkwürdig zu finden, daß dieſe Mauritaniſche Sage von der Verehrung des Elephanten vor dem Monde in Indien ebenfalls verbreitet geweſen zu ſeyn ſcheint. Eine Fabel des Hitopadeſa ſpielt unverkennbar darauf an, und ungeachtet der phantaſtiſchen Freyheit der Gattung ſind in dieſem Buche die Er-

*) Hist. nat. L. VIII, cap. 1.

dichtungen immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von den Thieren gegründet. Ich setze die ganze Fabel treu nach der Urschrift her. *) Zum Verständnisse ist es nöthig zu wissen, daß der Mond unter andern Sasin heißt, eine possessive Ableitung von sasa, der Hase; oder auch Sasânka, von demselben Wort, und anka, ein Fleck, ein Maal, weil man in den Flecken der Mondscheibe das Bild dieses Thieres zu sehen geglaubt. Der Gott des Mondes, Chandras, trägt zuweilen einen Hasen, oder führt dessen Bild in seiner Fahne.

Man hilft sich wohl mit Vorwänden gegen mächtige Könige:
Durch den Vorwand des Mondhasen lebten die Hasen ferner froh.

Ich sagte: Wie war das? Die Vögel erzählten:

Einsmals, da es selbst in der Regenzeit an Regen mangelte, sagte eine von Durst gequälte Elephantenheerde zu ihrem Anführer: Herr! was haben wir für ein Mittel zu leben? Hat nicht geringes Volk eine bewässerte Wohnung? Und wir, aus Mangel an Bewässerung, gehn irre wie die Blinden. Was sollen wir thun? — Hierauf ging der Elephantenkönig nicht gar weit weg, und zeigte ihnen einen lauteren See. Mittlerweile wurden die an dessen Ufer wohnenden Hasen von den Fußtritten der Elephantenheerde zerquetscht. Ein Hase, Namens Wurmgesicht, bedachte hiebey: Diese Elephantenheerde, von Begierde zu trinken getrieben, wird täglich wiederkommen, dann ist es um unser ganzes Geschlecht geschehn. — Hierauf sagte ein alter Hase, Namens Siegreich: Laßt den Muth nicht sinken! Ich will euch eine Schutzwehr hiegegen

*) Es ist die vierte Fabel des dritten Buchs; in der Londoner Ausgabe S. 75.

schaffen. — Mit diesem Versprechen ging er fort, und indem er so wanderte, überlegte er: Wie soll ich reden, wenn ich der Elephantenheerde gegenüber stehe? Denn

Der Elephant mit Anrühren, mit dem Hauch tödten Schlangen schon,
Auch beschirmend des Lands Herrscher, lächelnd sogar der Böse wicht.

Ich will also auf eine Bergspitze steigen, und mich dem Anführer der Heerde zu erkennen geben. — Als er dieß ausgeführt, sagte der Heerdenführer: Wer bist du? woher kommst du? — Er sprach: Ich bin ein Gesandter, von dem hochheiligen Monde abgeschickt. — Der Heerdenführer sprach: Melde dein Geschäft! — Siegreich sagte:

Wenn auch Schwerter gezückt wurden, spricht ein Gesandter anders nicht:
Der Unverletzlichkeit wegen sagt er frey, was sich ziemt, heraus.

Nun spreche ich auf Dessen Befehl: höre! Weil diese Hasen Mondesschützlinge sind, so ist es nicht wohl gethan, daß du sie vertrieben hast. Weil sie meine Schützlinge sind, führe ich eben die Hasenfahne. — Da der Gesandte so gesprochen hatte, erschrack der Heerdenführer, und sagte: Es ist aus Unwissenheit geschehen, künftig will ich nicht wiederkommen. — Der Gesandte sprach: Deswegen neige dich vor dem hochheiligen Monde, der hier in dem See vor Zorne zittert, versöhne ihn, und geh. — Hierauf führte er ihn in derselben Nacht dahin, ließ ihn in dem Wasser des Sees das wankende Mondbild sehen, und hieß den Elephanten sich verneigen. Göttlicher Herr! sprach er, was er aus Unwissenheit gethan, werde ihm verziehen! — Hiemit wurde von dem Hasen der Elephantenführer entlassen. Darum sage ich:

Man hilft sich wohl mit Vorwänden, und so weiter.

Digitized by Google

Hier läßt sich der Elephant gutmüthig betrügen; eben so in der Fabel mit dem Jackal, der ihn in einen Morast lockt. Man darf sich nicht wundern, wenn im Hitopadesa, worin überhaupt eine scherzhafte Ansicht von der Thierwelt herrscht, die Verstandskräfte des Elephanten herabgesetzt werden, wie in folgendem Spruch:

Wichtiger als Stärke ist Klugheit, durch deren Mangel Elephanten in solche Knechtschaft gerathen sind. Diese Lehre verkündigt gleichsam die Handtrommel des Elephantenlenkers mit ihrem Getöse.

Die Sache ist hier nach satirischer Weise einseitig gefaßt. Freylich verliert der Elephant seine Freyheit zuerst durch Ueberlistung; aber wenn er nicht einer unüberwindlichen Sympathie für den Menschen empfänglich wäre, so möchte es schwer halten, ihn zu einer brauchbaren Unterwürfigkeit zu erziehen.

Sonst wird an andern Stellen des Buchs viel von ihm gerühmt. Sein freyer Muth:

Von der Heimat hinweg wandern Leu'n, Männer, Elephanten auch;
Eben daselbst des Tods harren Krähen, Memmen und scheues Wild.

Seine Theilnahme an den Mitgeschöpfen:

Bereitwillige Nothhelfer sind die Guten den Guten stets:
Brüdern, die im Morast sinken, trägt ja der Elephant die Last.

Seine Stärke:

Ein Starker muß bekämpft werden! Wer so sagt, der bedenkt es nicht.

Mit Elephanten anbinden brächte den Menschen leicht den Tod. Unter den wilden Bewohnern des Waldes wird jedoch der Löwe, von welchem so viel in den alten Dichtern die Rede

iſt, während die neueren Reiſebeſchreiber Indiens meiſtens von ihm ſchweigen, als dem Elephanten überlegen anerkannt. Nur an dieſem findet jener einen würdigen Gegner. „Der Löwe, heißt es, läßt den Jackal fahren, wenn er auch dicht neben ihn hintritt, und erlegt den Elephanten.“ Die Kämpfe der gewaltigſten Naturen ſind in folgenden Zeilen erhaben geſchildert:

Was iſt dem klugen Tapfern eine Heimat, oder eine Fremde? In welches Land er ſich begiebt, das unterwirft er ſich auch durch die Majeſtät ſeines Armes. In welchem Walde der Zahn- Klauen- Schweifbewaffnete Löwe wandern mag, eben in dieſem löſcht er ſeinen Durſt mit dem Blute des erlegten Hauptelephanten.

Dieſer Vorſtellung gemäß ſind die beyden ſteinernen Löwen abgebildet, die vor einer der Tempelgrotten von Ellore liegen, und aufbrüllend einen Elephanten unter ihren Tatzen würgen. *) Freylich iſt in dieſen Gruppen das Verhältniß der Größe, mit einer der Sculptur wohl vergönnten Freyheit, umgekehrt, auch wenn man annimmt, daß es ein junger Elephant ſeyn ſoll. Von dem Styl läßt ſich nach den Kupferſtichen, die wir haben, nicht urtheilen: der Gedanke iſt groß, und der Gegenſtand der erhabenſten Bildnerey würdig. Nach einem ſprüchwörtlichen Volksglauben, gereicht aber dem Löwen ſelbſt dieſer Sieg über den mächtigſten Gegner zum Verderben, vermüthlich weil er ſich in deſſen Blute überfüllt. Hierauf bezieht ſich ein ſchöner Spruch im Hitopadeſa:

Bald verzehren ein Reich Feinde, das ein Gefäß der Sünden iſt. Frevel am Recht gedeiht Fürſten, wie dem Leu'n Elephantenmord.

*) Langlès Monuments de l'Indoustan. T. II, pl. 43.

In demſelben Buche kommt unter den Regeln der Kriegskunſt manches über den Gebrauch der Elephanten dabey vor. Ich hebe nur folgenden Spruch aus:

Der Elephant, des Heers Vormann, dient dem König, wie keiner ſonſt;
Mit ſeinen eignen Gliedmaßen nennt das Sprüchwort ihn achtbewehrt.

Dieſe acht natürlichen Waffen ſind nämlich der Rüſſel, die Stirn, die beiden Fangzähne und die vier Füße.

Ob in den älteſten unter den Indiſchen Büchern, den Veda's, ſchon etwas vom Elephanten vorkommt, kann ich nicht ſagen. In den Geſetzen des Manus iſt die Erwähnung häufig, und man ſieht, es gehört zu den Gegenſtänden, welche durch beſtändige Beobachtung der Einbildungskraft geläufig ſind. Das Mädchen, das man zur Gattin wählen will, räth der ehrwürdige Geſetzgeber, ſoll den anmuthigen Gang eines Flamingo oder eines jungen Elephanten haben. Man brauchte die Figur des Thieres ſchon zum Spielzeug für Kinder. „Wie ein aus Holz geſchnitzter Elephant," heißt es, „wie eine aus Leder verfertigte Antelope, „gerade ſo iſt ein ungelehrter Brahmane: dieſe drey Dinge haben nichts als den Namen." Der zahme Elephant kommt vor als ein gewöhnliches Privat-Eigenthum, indem die Geldbuße für deſſen Tödtung feſtgeſetzt wird. Vom Kriegsgebrauche des Thiers iſt häufig die Rede, und einiges im Hitopadeſa hierüber vorgeſchriebene iſt aus den Geſetzen des Manus entlehnt. Dem Kriegerſtande werden manche fromme Gebräuche erleichtert, um ihn nicht in ſeinen Uebungen zu ſtören. Wenn ein Krieger einem Leichenbegängniſſe beygewohnt hat, ſo reinigt er ſich durch Anrühren ſeiner Waffen,

Digitized by Google

seines Rosses oder seines Elephanten. Diese sind seine nächsten Heiligthümer.

Im Eingange des Ramayana wird die Hauptstadt Ayodhya geschildert, die Elephanten des Königs Dasarathas werden ausführlich gepriesen. *) Ihre Heimat ist in den Vindhya- und Himavat-Gebirgen; wie man bey uns an den Pferden die Abstammung rühmt, so sind sie aus den edelsten Geschlechtern der Gattung, und durch besonders glückliche Merkmale ausgezeichnet. Diese Angaben bedürfen einer Erläuterung, die sich bey der Englischen Ausgabe nicht findet. Die allgemeine Bedeutung der Beynamen bhadra, malla, mriga, deren auch zwey zusammengesetzt werden, vermuthlich um zwey auszeichnende Merkmale als an demselben Thiere vereinigt auszudrücken, sind ganz bekannt; aber in der Anwendung auf einen Elephanten finde ich nur das letzte erklärt. Mriga ist überhaupt das flüchtige Wild, insbesondre die Antelope; dann werden Elephanten mit einer weißen Bläße so genannt. **) Deswegen heißt im Hitopadesa ein Elephant Karpura-tilaka. Tilaka ist nämlich die Figur, welche die Indier, meistens mit Beziehung auf die besondere Verehrung irgend einer Gottheit, sich auf die Stirn mahlen. Solche Elephanten scheinen zum Staat vorgezogen worden zu seyn. Ich habe ein Original-Bild vor Augen, daß den Reiseaufzug einer großen Fürstin vorstellt: die zwey Elephanten, worauf die Fahnenträger sitzen, haben große weiße Bläßen, welche von der Stirn als ein langer Streif auf den Rüssel herabgehn.

*) Ramay. B. I, Sect. VI, sl. 24 u. f.

**) Cosha by Colebrooke, p, 295. Die erste Anmerkung.

Die Ausdrücke, welche den Zustand der wilden Unbändigkeit bezeichnen, worin der schon gezähmte Elephant, vorzüglich in den Zeiten der Brunst, wieder zurückfällt, werden häufig im guten Sinne gebraucht: nicht bloß matta, toll, freudig berauscht; sondern auch prabhinna, wüthend, eigentlich der sich losgerissen hat. *) Diese periodische Wildheit, wo das Thier einmal wieder seine Riesenkraft fühlt, hat kürzlich in Europa volkreiche Städte in Schrecken gesetzt, und man hat sich nur mit Kanonenkugeln zu helfen gewußt. In Indien kennt man und besitzt die wirksamsten Mittel dagegen: die gehorchenden Elephanten müssen den widerspänstigen bändigen, der dann gebunden und festgekettet wird, bis der Anfall vorüber ist; auch weiß man, daß der Elephant in den Zeiten des periodischen Ausflusses leicht in diesen Zustand geräth, und also vorsichtig gehütet werden muß. Da der Hauptzweck immer der Gebrauch im Kriege war, so wurde an dem Thiere eben die muthige Rüstigkeit geschätzt. Gewöhnt, es in volkreichen Städten, bloß von dem Haken seines Führers gelenkt, oder auch wohl ganz frey umherwandern zu sehen, geräth man nicht so leicht in Besorgniß. Es gehört zur Pracht eines königlichen Aufzuges, daß die Elephanten hinter dem Wagen des Monarchen spielend in kriegerischen Bewegungen prunken, **) wie man bey uns edle Pferde geflissentlich tanzen, und den Boden mit ihren Hufen stampfen läßt.

Es drängt sich hiebey die Bemerkung auf, daß in Indien, wo man seit Jahrtausenden so unzählige Erfahrungen hat

*) Ramay. B. II, Sect. 13, sl. 48.

**) Ramay. B. II, Sect. 75, sl. 9. Sect. 76, sl. 60.

machen können, die Möglichkeit, den Elephanten als ein erbliches Hausthier fortzupflanzen, wohl schon vor Alters eingesehen werden mußte, daß man es aber vermuthlich nicht gewollt hat, weil man Ausartung von Seiten der Stärke und des Muthes besorgte. Wie wäre es möglich, wenn der Elephant als Hausthier erzogen würde, seinen kriegerischen Instinkt so zu entwickeln, wie es in den großen Waldungen,

Vom Löwen, Tiger, Bär, Eber, Nashorn und Elephant bewohnt, *)

durch die Nöthigung der Natur geschieht? In solchen Wildnissen müssen die Elephanten, nicht bloß aus geselligem Triebe, sondern ihrer Sicherheit wegen, sich in Heerden zusammen halten; der männliche schon erstarkte Elephant mag wohl für sich allein jeder Gefahr trotzen, aber die junge Brut würde schwerlich auf andere Art unversehrt heranwachsen können.

Buffons Schilderung von der Friedlichkeit des Elephanten im wilden Zustande dürfte etwas übertrieben seyn. Wir finden in einem alten Indischen Gedicht **) eine Darstellung von dem nächtlichen Ueberfall einer Elephantenheerde, welche gewiß nach der Natur entworfen ist. Eine Karavane mit allerley Lastthieren, Pferden, Kameelen, Elephanten, zieht über das Vindhya-Gebirge, und nimmt ihr Nachtlager an einem klaren, kühlen, mit Lotus beblümten See. Als alles in tiefer Ermüdung schläft, in der Stille der Mitternacht, kommt eine Heerde wilder Ele-

*) Ramay. B. I, Sect. 18, sl. 15.

**) Im Mahabharata. S. Nalus, carm. Sanscr. p. 90. sq.

phanten zur Tränke. So wie sie die zahmen Elephanten gewahr werden, werfen sie sich auf sie, gleich einer vom Berge herabstürzenden Felslauwine, erwürgen sie, tödten die Kameele, die Menschen, mit ihren Fangzähnen und Fußtritten, und richten eine furchtbare Verwüstung an. Das ganze Gemählde gehört zu dem Erhabenen, das nur aus einer großen Natur, mit einem großen Dichtersinn aufgefaßt, hervorgehn kann.

Die Kriegselephanten sind allerdings die Bundsgenossen des Menschen gegen seine noch freyen Brüder. Bey den großen Treibjagden umstellen sie das Pfahlwerk, und treiben die wilden Elephanten, die herausbrechen wollen, zurück. Hier, sehen wir nun, wird dem wilden Elephanten ein feindseliger Instinkt gegen den zahmen beygelegt, so daß er, auch ungereizt, diesen angreift. Vermuthlich erkennt er an ihm durch den Geruch den Verkehr mit dem Menschen; und wenn der einzelne männliche Elephant durch die zahmen weiblichen in die Gefangenschaft verlockt wird, so mag jener Instinkt wohl nur durch die Verblendung der sinnlichen Begierde überwogen werden.

Das Mitgefühl des geselligen Thieres preisen die Dichter in manchen Gleichnissen. Der große männliche Elephant streichelt mitleidig den weiblichen, der von dem vergifteten Pfeile eines Jägers getroffen, in Schmerzen niedersinkt; die weiblichen Elephanten hinwieder brüllen wehklagend, wenn sie den bezahnten Führer gebunden sehn. *) Daß diese Fä-

*) Ramay. B. II, Sect. 9, sl. 35. Sect. 32, sl. 29. Bey einer solchen Jagd mit vergifteten Pfeilen kann nur an Barbaren gedacht werden: gesetzlos lebende Bergbewohner, dergleichen es von jeher in Indien gegeben hat und noch

higkeit des Mitgefühls in einem wunderbaren Grade sich auch auf den Menschen wende, dafür haben wir schöne Zeugnisse der Alten, unter andern die rührende Geschichte von dem Indischen Weibe, die einen Elephantenführer im Heere des Antigonus begleitet hatte, und da sie als Kindbetterin starb, dem treuen Thiere ihr Kind zu pflegen anbefahl. Der Elephant wollte nun immer die Wiege neben sich stehen haben, indem er alle Nahrung verweigerte, wenn man sie wegnahm; er schaukelte sie gelinde hin und her, wenn das Kind weinte, und scheuchte ihm mit einem Strohbüschel die Fliegen weg, wenn es schlief. *)

Der Elephant ist empfindlich für die Annäherung des Ungewitters, und brüllt dem entfernten Rollen des Donners gleichsam entgegen. Dieß hat der Dichter des Nalas herrlich benutzt. Als der Held mit Blitzesschnelle in den Hof des Palastes hereinfährt, wo seine lange von ihm getrennte Geliebte lebt, so erkennt ihn Damayanti an dem Donnergeroll seines Wagens, die Thiere werden getäuscht: die Pfauen im Hofe schreyen, die Elephanten in den Ställen brüllen freudig auf. **)

Ein andrer Dichter giebt folgende Schilderung: „Die „Waldelephanten, ergriffen von der Brunst, brüllen unauf„hörlich, einstimmend in das Getöse der heranziehenden

giebt, und die entweder Reste von Urvölkern sind, oder Nachkommen der von dem gebildeten Menschengeschlecht Ausgestoßenen, oder Mischlinge von beyden.

*) Athen. L. XIII, c. 85. Aelian. de nat. animal. L. XI, c. 14. Beyde haben es aus dem Geschichtschreiber Phylarchus, und dieser Zeuge ist ganz unverwerflich.

**) Nalus. p. 152.

„Regenwolken; ihre Schläfen glänzen, wie eine reine Lotos-
„blume, umschwärmt von Bienen, die sich in den Thau be-
rauschen." *)

Der wüthende Elephant wird häufig mit einer Donnerwolke verglichen: sehr treffend, wegen der riesenhaften Größe, der dunkeln Farbe, der gewaltsam raschen Bewegung, und des drohenden Getöses.

Ich habe aus den Dichtern das Merkwürdigste von dem mitgetheilt, was ich eben im Vorrath hatte; es wird sich in der Folge ohne Zweifel Gelegenheit zu Nachträgen finden. Nun will ich noch einiges über die Darstellungen der bildenden Kunst beyfügen.

Abbildungen von Elephanten kommen an den ältesten Indischen Denkmalen vor, die wir kennen. Zuweilen steht die colossale Gestalt, abgesondert in Stein gehauen, vor den Tempeln; z. B. vor der berühmten Felsgrotte mit der Trimurti, auf einer Insel bei Bombay, welcher die Portugiesen hievon den Namen Elephanta gegeben. Noch häufiger aber gehört sie als ein untrennbarer Theil zu den Gebäuden selbst, und bildet einen architektonischen Zierrath. Hier liegen an der erhöhten und nach Art eines Frieses verzierten Basis einer Tempelgrotte Protomen von Elephanten, eine vor jedem Säulenfuße, während oben am Capitäl ein Tiger hervorspringt. Dort wechseln an einem in Fächer getheilten Friese Köpfe von Elephanten mit Figuren springender Löwen. Einige viereckige Massen von Tempeln, im lichten, aber aus dem natürlichen Fels an der Stelle selbst ausgehauen, werden ganz von Elephanten getragen, die nach außen gewen-

*) Megha Duta by Wilson. p. 28, note.

der, drey oder vier an jeder Seite, zusammen geordnet sind, so daß ihr Körper sich hinten in der Basis verliert. Dieser Gedanke scheint von den tragenden Weltelephanten hergenommen zu seyn, und erinnert an ein Werk Phoenicischer Kunst: an das colossale eherne Becken im Tempel Salomons, das ebenfalls auf zwölf nach außen gewendeten Rindern ruhte.

Die Schicklichkeit und der große Sinn, womit die Figur angebracht ist, wird schon aus dieser flüchtigen Angabe einleuchten. Was aber den Styl der Ausführung betrifft, so sind vielleicht manche Denkmale zu sehr beschädigt und verwittert, als daß sich darüber ein Urtheil fassen ließe. Nach den vorhandenen Abbildungen können wir es wenigstens nicht mit Sicherheit: in den großen Englischen Kupferwerken ist alles der mahlerischen Wirkung der Ruinen aufgeopfert, und sie lassen in Bezug auf die Architektur noch vieles, auf die Bildwerke, womit die Tempel- und Felsenwände angefüllt sind, alles zu wünschen übrig. Wer sich nicht in eine fremdartige Nationalität und Sinnesart versetzen kann, wird vielleicht der bildenden Kunst der Indier, wie der Aegyptier, noch am ersten bey Thierfiguren Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe dergleichen in Bronze gesehen, an denen ich die treue, naive und charakteristische Nachahmung der Natur unübertrefflich fand. Ich besitze selbst einen in Bronze gegossenen Elephanten, etwa vier Zoll hoch, von ächter Indischer Arbeit, an welchem die Verhältnisse des Baues vollkommen richtig getroffen sind; manche Bestimmungen einzelner Theile werden vermißt, vermuthlich weil der Guß aus einer etwas abgestumpften Form hat überarbeitet werden müssen. Man sieht hier auch die Art der Anschirrung: der oben mit einer runden Fläche versehene Saumsattel ist über

einer Schabracke am Bauchgurt, Vorbug und Schwanzriemen befeſtigt; am Vorbug hängt eine Reihe kugelförmiger Schellen; eine mit Troddeln und Perlenſchnüren verzierte Kappe bedeckt die Stirn; an den Fangzähnen ſtecken Ringe.

Weit vollſtändiger jedoch lernt man das prachtvolle Geſchirr, das man den Staatselephanten in Indien, vor Alters wie noch jetzt, bey feſtlichen Aufzügen anlegte, aus Mahlereyen kennen, wo die Stoffe angegeben, und die Zierrathen feiner ausgeführt werden konnten. Es liegt ein Originalbild vor mir, das einen auf ſeinem Elephanten ſitzenden Fürſten vorſtellt. Der ſchon bejahrte weißbärtige Monarch, ſein Haupt mit einer Glorie umgeben, der auf dem Nacken reitende Führer, das ſchreitende Thier ſelbſt, ſind augenſcheinlich Porträte, und mit ſo anſpruchsloſer Wahrheit aufgefaßt, daß ein Benozzo Gozzoli oder Johann von Fiesole es nicht beſſer hätten machen können. Der Fürſt ſitzt nach morgenländiſcher Weiſe in einer Art von vergoldetem Kaſten, die Schabracke iſt von Goldſtoff, mit Blumen geſtickt. Neben den Gurten laufen goldne Zierrathen hin, in der Form von Guirlanden; unter dem Bauchgurt hängt eine Glocke, ein paar andre am Halſe; eine Schnur mit goldnen Kügelchen oder Schellen, dieß ſogar ein weiblicher Schmuck, iſt um die Ferſe jedes Fußes geſchlungen; vor der Oeffnung des Ohres hängt ein Chamaram, oder weißer Fliegenwedel aus dem ſeidenhaarigen Schweif des grunzenden Ochſen; ein Fleck an den Schläfen iſt mit Staub von rothem Sandelholz eingerieben; die Stirnkappe iſt mit einer doppelten Schnur, einer von Perlen und einer von edeln Steinen, eingefaßt; an jedem der Fangzähne ſtecken drey goldne Ringe. Die Spitzen ſind der Vorſicht wegen abgeſtumpft, was ich

Digitized by Google

auch an andern ähnlichen Figuren bemerke: für einen Kriegselephanten würde dieß nicht taugen. Dieß alles ist in der That überaus geschmackvoll angeordnet; wodurch es aber erst recht merkwürdig wird, das ist die Betrachtung, daß wir hier nicht bloß die Sitte der neueren Zeit, sondern zugleich der alten und uralten, vor uns sehen. Denn von dem Prachtgeschirr und Geschmeide der Elephanten ist auf eben solche Weise schon in den Heldengedichten die Rede. Es ist dieß ein ganz eigenthümlicher Zug in der Geschichte der Indischen Cultur, daß ein verfeinerter Luxus jeder Art in eine entfernte Vorzeit zurückgeht, und daß dieser Luxus, der sonst eine Veränderung der Gesinnungen in seinem Gefolge zu haben pflegt, hier mit dem Ton patriarchalisch heroischer Sitten im Einklange bleibt: eine Erscheinung, die wohl nur aus der geheiligten Gesetzgebung der Indier befriedigend erklärt werden möchte.

Bey Thierfiguren, woran nicht alles gleich bedeutend seyn kann, ist es eine Hauptaufgabe für den Künstler, besonders für den Bildner, der Natur die Stellungen und Bewegungen abzulauschen, welche, dem Charakter angemessen, zugleich den Gliederbau am besten entfalten. Der Löwe, ganz Muskel, ganz Gewandtheit und Stärke zugleich, kann liegend, kauzend, stehend, schreitend, springend vorgestellt werden: alles ist günstig für die Bildnerey. Ein stillstehendes Pferd hingegen aus Bronze oder Marmor würde immer eine steife Gestalt seyn. Auch der Trab ist ungünstig, wegen des spitzen Winkels, den das straff vorgreifende Bein mit dem andern macht, wie man es an einigen Werken älterer Griechischer Kunst sehen kann. In den Zeiten des gebildeten Geschmacks haben daher die Griechen das Pferd immer

Digitized by Google

ſchreitend oder zum Galopp anſpringend abgebildet. Auch der Elephant wird am vortheilhafteſten ſchreitend vorgeſtellt. Auf Indiſchen Baskreliefs und Bildern (die freyſtehende ſteinerne Maſſe bedarf alle vier Stützen) iſt dieß meiſtens geſchehen, und zwar auf eine eigne Weiſe: das ruhende Vorderbein iſt etwas ſchräg vorwärts geſetzt, das zum Schreiten gehobene zurückgeworfen, ungefähr wie bey den muthigen Stieren der antiken Kunſt. Einem Künſtler, dem der Auftrag ertheilt würde, wie ehemals dem Bernini, einen Elephanten in Erz oder Marmor für ein Denkmal im Großen auszuführen, würde ich immer rathen, bey den wenigen Studien nach der Natur, die man in Europa machen kann, die Betrachtung Indiſcher Originale nicht zu verſchmähn, um ihnen ein oder das andere Motiv abzulernen.

Ich könnte noch von den fantaſtiſchen Elephantenfiguren reden, die man aus allerley Thieren oder menſchlichen Geſtalten zuſammengeſtellt hat. Sie ſind merkwürdig genug, jedoch in anderer Beziehung als auf unſern Gegenſtand. Ueberdieß iſt es Zeit dieſen Aufſatz zu ſchließen, der mir unter den Händen unerwartet angewachſen iſt, damit er nicht ſo weitläufig ausfalle als die fleißig geſammelte aber freylich nicht kritiſche Elephantographia des Grafen von Hartenfels. Ich wünſche nur, daß mein Verſuch, durch Zuſammenſtellung der Zeugniſſe einige geſchichtliche und naturgeſchichtliche Punkte aufzuklären, nicht eben ſo fruchtlos befunden werden möge, als, nach dem Indiſchen Sprüchworte, das Waſchen eines Elephanten iſt.

Digitized by Google

V.

Indiſche Sphinx.

Vorerinnerung.

Der berühmte P. Kircher hat einen Aegyptiſchen Oedipus herausgegeben; in einem ähnlichen Sinne iſt die obige Ueberſchrift gemeynt, nur daß ich mich nicht anheiſchig mache, die Räthſel zu löſen, ſondern mich damit begnügen will, ſie aufgeſtellt zu haben. Auch iſt das Beywort, Indiſche Sphinx, nicht ſo zu verſtehen, als ob die Indier ſelbſt, wie die Aegyptier durch ihre Hieroglyphen, uns Räthſel aufgegeben hätten: ſondern es ſoll nur andeuten, daß durch die Bekanntſchaft mit der Sprache, mit den ſchriftlichen und ſteinernen Denkmalen Indiens ſich manche neue Aufgaben zur Löſung darbieten. So lange es als unmöglich erſcheint, unſere weltgeſchichtlichen Kenntniſſe von dieſer oder jener Seite zu erweitern, müſſen wir uns bey unſrer Unwiſſenheit beruhigen. Sobald aber irgend ein Strahl, auch nur ein vereinzelter und verlohrner, in das Dunkel der Vorzeit hineinfällt, ſo erwacht die Hoffnung, und mit ihr zugleich entſteht gewiſſermaßen die Verpflichtung, die Erforſchung bisher verborgener Thatſachen wenigſtens zu verſuchen.

Unter dieſer Aufſchrift werde ich alſo von Zeit zu Zeit Fragen und Zweifel vortragen, Winke, Andeutungen und vorläu-

Digitized by Google

ſige Zuſammenſtellungen mittheilen, auf Spuren aufmerkſam machen, die vielleicht in der Folge einmal uns auf eine Bahn leiten können. Hier mag denn auch gewagten Vermuthungen und etymologiſchen Traumdeutereyen eine Stelle gegönnt werden. Zwar hege ich die Ueberzeugung, daß die Etymologie nicht methodiſch und wiſſenſchaftlich genug behandelt werden kann, wofern ſie erſprießlich werden ſoll; und ich bitte meine Leſer zu glauben, wenn ich etwa mit leichten Truppen weit voraus ſtreife, daß ich ſchweres Geſchütz in der Nachhut halte.

---

§. 1.

Geſchlechtsname der Oſtgothiſchen Könige.

Die Könige der Oſtgothen nannten ſich die Amaler, nach dem vierten ihrer bekannten Ahnherrn, AMALA. Dieſer Name muß ſehr volksmäßig bekannt, und unter den andern Deutſchen Stämmen mit Ruhm verbreitet geweſen ſeyn. Denn viele Jahrhunderte nach dem Umſturz des Oſtgothiſchen Reichs und dem Ausſterben jenes Königſtammes finden wir ihn in unſern alten Heldenliedern wieder, deren Urheber die Kunde gewiß nicht aus gelehrten Quellen geſchöpft hatten. Im Liede der Nibelungen wird das Volk der Oſtgothen nicht anders als die Amelungen patronymiſch bezeichnet.

Die richtige Deutung des Namens hat ſchon Wachter gegeben: AMALA heißt unbefleckt, von MALO, der Fleck, und dem verneinenden A. Maal heißt noch in unſerer heutigen Sprache ein Fleck; MALO kommt vor beym Ulfilas, in der beſondern Bedeutung des Roſtes, eines Fleckes am Metall. Der neueſte Herausgeber des Ulfilas, Zahn,

Digitized by Google

hat den seltsamen Misgriff gethan, MALO durch tinea, und NIDVA, die Motte, durch aerugo zu übersetzen, weil die beyden Dinge in unserm Text (Matth. VI. 19. 20.) so auf einander folgen; statt daß er hätte schließen sollen, Ulfilas habe entweder eine andre Lesearт vor Augen gehabt, oder sich dießmal nicht so genau an die Wortstellung gehalten.

Diese Deutung empfiehlt sich dadurch, daß sie der stolzen Sinnesart der alten Deutschen vollkommen angemessen ist, welche einen so unendlich hohen Werth auf die unbefleckte Ehre der Geschlechter legten. Von Seiten der Sprache wäre etwa nur dagegen einzuwenden, daß wir in den vorhandenen Ueberresten des Gothischen kein einziges ganz unzweydeutiges Beyspiel von dem Gebrauche des verneinenden A antreffen. Ob AGLAITEI und AGLAIT-GASTALDS damit gebildet sind, ist mir wenigstens nicht klar. Dagegen findet es sich unverkennbar im Fränkischen des Otfried, und zwar hat es den Ton, (in der Vaticanisch-Heidelbergischen Handschrift; leider hat Schilter die Accente weggelassen) als der bestimmende Begriff: ákust, ádeilo, ágaleizi. Es ist daher wahrscheinlich, daß das verneinende A, wie dem Griechischen und Indischen, so vor Alters allen deutschen Mundarten gemein gewesen, in der einen aber früher, in der andern später abgekommen, und durch die Partikel un ersetzt worden. Dabey ist nicht zu übersehn, daß der Name AMALA sich aus einer weit früheren Zeit herschreibt, als die Gothische Bibel-Uebersetzung, da ihn der Ahnherr Theodorichs des Großen im zehnten Gliede führte.

Mit diesem Worte sind andre Namen zusammengesetzt worden, wo AMALA entweder in der allgemeinen Bedeutung, oder als Eigenname des Geschlechtes verstanden werden konnte: Amalaberga, Amalasvintha, (dieß hat Wachter irrig gedeutet: svinthei heißt die Stärke) Amalafred,

Digitized by Google

Amalarich. Dergleichen Namen kommen zuvörderſt bey Angehörigen des Oſtgothiſchen Königsſtammes vor, dann auch bey andern Deutſchen Völkern.

Was ich nun zu dem bisher bekannten hinzuzufügen habe, iſt die Bemerkung, daß das Wort AMALA, der Bedeutung und Form nach, eben ſo ächtes Sanskrit als Deutſch iſt: amala, *immaculatus*, von mala, *macula*, und dem verneinenden a. Ich glaube zwar nicht, daß ſich hieraus Folgerungen, die Gothen betreffend, ziehen laſſen, etwa über ihre ſpätere Anſiedelung in Europa, ihre früheren Wohnſitze, u. ſ. w. Aber mich dünkt, der gemeinſame Beſitz eines Wortes, das eine ſo hervorſtechende geſchichtliche Stelle einnimmt, drückt der anerkannten Verwandtſchaft der Völker gleichſam feyerlicher das Siegel auf.

---

§. 2.

Kunde des Mittelalters von Deutſchen in Aſien.

In dem Lobgeſange auf den heil. Anno heißt es von den Baiern:

Dere geslehte dare quam wilin ere
Von Armenie der herin.
Da Noe uz der arkin ging,
Du'r diz olizwi von der tuvin intfieng.
Iri zeichin noch dü archa havit
Vf den bergin Ararat.

Dann fügt der Dichter hinzu:

Man sagt daz dar in halvin noch sin
Die dir Diutischin sprecchin,
Ingegin India vili verro.

Man hat ſeltſam genug dieſes geiſtliche Gedicht für Volkspoeſie ausgegeben, ein Name, unter welchen man über-

haupt jetzt die fremdartigsten Dinge zusammenzuschütten pflegt. Es ist die Arbeit eines nach der Weise seiner Zeit gelehrten Mönches, der an die Geschichte der Offenbarungen die Weltgeschichte, an diese die Geschichte seines Volkes, an alles vorhergehende die Lebensbeschreibung seines frommen Helden anknüpft, und solchergestalt uns einen großen Zusammenhang der Begebenheiten prophetisch darstellt. Der so genannte Lobgesang, den man der Sprache nach zuweilen für älter gehalten hat, ist in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts geschrieben. Dieß läßt sich beweisen aus der Vergleichung mit der Vaticanisch-Heidelbergischen Handschrift einer alten Kaiserchronik in Deutschen Reimen, welche bey Kaiser Conrad des dritten Kreuzzuge (im J. 1147) abbricht. Viele Stellen stimmen genau mit Stücken des Lobgesanges überein, und zwar dergestalt, daß man nicht bezweifeln kann, sie sind in dem letzten aus der Chronik entlehnt.

Es würde sehr nützlich seyn, für die Alterthümer unsrer Geschichte und Sprache, besonders aber für die Kenntniß der Denkart des Mittelalters, wenn ein gründlicher Kenner dieses älteste Geschichtbuch in Deutscher Sprache, zwar voll von Legenden und andern apokryphischen Erzählungen, aber in den letzten Zeiten ächt historischen Inhalts, (ich habe es ganz durchgelesen und große Stücke daraus abgeschrieben) aus der Heidelbergischen, dem Augenschein nach ungefähr gleichzeitigen Handschrift heraus gäbe, und es kritisch auslegte.

Die ersten sechs von den angeführten Zeilen stehen fast wörtlich so in der Kaiserchronik; die drey letzten sind aber ein Zusatz von dem Verfasser des Lobgesanges. Ich frage nun: wie kam ein Mönch des zwölften Jahrhunderts zu der Behauptung, es gebe weit nach Asien hinein, gegen die Gränze von Indien zu, ein Deutsch redendes Volk? Hatte er es etwa in einem Lateinischen Buche gefunden? Ich würde dem

Digitized by Google

Gelehrten sehr verbunden seyn, der mir dieses ältere Buch nachweisen könnte. Findet es sich etwa in irgend einer Behandlung des Romans von Alexander dem Großen, womit der Dichter schon Bekanntschaft verräth? Oder war es eine nur mündlich verbreitete Meynung? Vielleicht aus Gelegenheit der Kreuzzüge entstanden, deren zwey der Abfassung des Gedichtes vorhergingen? Hatten die Deutschen im Heere Conrads vielleicht die Reste der Gothen in Taurien kennen gelernt? Aber so verworren waren, selbst im zwölften Jahrhundert, schwerlich die geographischen Begriffe, daß man geglaubt hätte, am schwarzen Meere schon nahe bey Indien zu seyn. Ueberdieß setzt der Dichter seine Asiatischen Deutschen ausdrücklich in die Nähe, oder vielleicht jenseits (dar in halvin) des Berges Ararat.

Es ist ganz etwas andres mit der behaupteten Herkunft der Franken von den Trojanern, der Sachsen von den Gefährten Alexanders des Großen, u. s. w. Diese Sagen sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, gelehrt mythischer Art. Man sieht, der Stand der Gelehrten, die Geistlichen, nahmen Theil an der kriegerischen Ruhmliebe ihres Volkes, und sannen für ihre Landsleute die glorreichste Abstammung aus, die sie wußten.

So seltsam es klingt, der Verfasser des Lobgesanges könnte wohl Recht gehabt haben. Daß die Deutschen aus Asien, und tief aus dem innern Asien her, in ihre Wohnsitze zwischen dem Rhein, der Donau und der Ostsee eingewandert, ist gewiß. Warum hätten nicht einige ihrer Stämme in den Ursitzen zurückbleiben, und sich viele Jahrhunderte lang unvermischt erhalten können, wenn sie auch jetzt, in dem vielbewegten Mittelasien unter andern Völker verloren, nicht wieder zu finden sind? Nur wie der Dichter zu der Kenntniß kam, das ist mir ein unauflösliches Räthsel.

Digitized by Google

§. 3.

Ueber Thiernamen.

Die Thiernamen verdienen bey der Vergleichung der Sprachen eine besondre Aufmerksamkeit. Denn unstreitig gehören die Thiere zu den Naturgegenständen, welche sich dem Menschen bey dem ersten besonnenen Blick auf die umgebende Welt darboten, und ihn gleichsam aufforderten, ihnen durch eine Benennung den Stempel seiner geistigen Herrschaft aufzuprägen.

Die Hypothese, der Mensch habe die Thiere durch Nachahmung ihres Geschreyes bezeichnet, bestätigt sich nur selten. Es giebt allerdings solche Onomatopöen, die meistens an der Wiederhohlung einer Sylbe kenntlich sind, selbst in den edleren Sprachen, z. B. im Lateinischen: turtur, cuculus, ulula. Auch im Indischen bey einigen Vögelgattungen: tittiri, eine Art Rebhun; kukkubha, eine Art Fasan; kâka, die Krähe; ulukâ, die Eule (*ulula*); kôkila, der schwarze Kukuk, (*cuculus*) weil das Männchen dieser Gattung zwar einen die Nachtigall übertreffenden Gesang hat, das Weibchen aber nur einen einförmigen Laut wie der gewöhnliche Kukuk vorbringt. Dergleichen Namen sind, wie sich versteht, für den Beweis einer näheren ursprünglichen Verwandtschaft der Sprachen nicht zu gebrauchen.

Andre Thiernamen sind vermöge einer leicht erkennbaren Ableitung oder Zusammensetzung des Wortes wahre Beschreibungen des Thieres: Beywörter, die von seiner Gestalt, seinen Eigenschaften, seinen Handlungen hergenommen sind. Mit solchen Namen kann eine schon ganz gebildete Sprache bereichert werden, wie der des Rhinoceros, Nashorn, im Griechischen erst seit dem Aristoteles erfunden zu seyn scheint. So auch καμηλοπάρδαλις, στρουθοκάμηλος, u. a. m. Die Indische Sprache ist an dergleichen mahleri-

ſchen, oft auch das Weſen der Gattungen bezeichnenden Namen unendlich reich; es würde der Mühe werth ſeyn, ſie zuſammenzuſtellen, um die darin liegende ſinnige Naturbetrachtung hervorzuheben. Den in der Geneſis über die Schlange ausgeſprochenen Fluch ſchildert der Indier mit dem kurzen Wort uraga, das auf der Bruſt gehende Thier.

Endlich, oder vielmehr zuvörderſt, giebt es auch einfache Thiernamen von unbekannter Ableitung, für welche die Grammatiker derjenigen Sprachen, worin es Grundſatz iſt, alles von den Zeitwortern herzuleiten, wohl eine Wurzel nachweiſen mögen, aber ſchwerlich eine ſolche, deren Bedeutung ſich befriedigend auf die Thiergattung anwenden ließe. Dergleichen Namen gehören gewiß zu den älteſten Erzeugniſſen des Sprachvermögens.

Es tritt aber die eigne Erſcheinung ein, daß in verwandten Sprachen dieſelben Namen zwar unverändert wiederkommen, aber zuweilen ganz verſchiedene Thiere bedeuten. Hiebey darf nicht vergeſſen werden, daß der Name weit älter ſeyn kann, als die Bekanntſchaft eines Volkes mit der Gattung, die es gegenwärtig bezeichnet. Wir haben hievon ein geſchichtliches Beyſpiel. Krokodile nannten die Griechen eigentlich die in altem Gemäuer niſtenden Eidechſen; die in Aegypten angeſiedelten Jonier verglichen damit das im Nil wohnende Thier, das ſie vorher nicht kannten, (Herodot. II, 69.) und nun wurde jener rieſenhaften Eidechſe der Name vorzugsweiſe eigen.

Man ſehe nun folgende Beyſpiele:

Hebräiſch: aleph, der Ochſe.

Griechiſch: ἔλαφος, der Hirſch.

Ich habe dieſe oft bemerkte Aehnlichkeit nicht übergehen wollen, doch erkläre ich ausdrücklich, daß ich keine urſprüngliche Verwandtſchaft zwiſchen den beyden Sprachen annehme, ſondern nur eine ſtarke Einmiſchung Phoeniciſcher Wörter in

Digitized by Google

die Griechische. Man hat auch ἐλέφας hieher zu ziehen versucht, worüber ich auf das S. 208 gesagte verweise.

Lateinisch: vulpes, der Fuchs.

Gothisch: VULFS, der Wolf; eben so in allen Sprachen des Deutschen Stammes.

Griechisch: κάπρος, der Eber, das männliche Schwein.

Lateinisch: caper, der Bock.

Das obige Griechische Wort ist späterhin ziemlich aus dem Gebrauch gekommen: es gehört gerade zum ältesten Sprachgebrauche. Wir finden es beym Homer, und in den priesterlichen Büchern der Athener stand es neben πόρκος, porcus.

Lateinisch: ursus, der Bär.

Altdeutsch: ors, das Pferd.

So findet sich das Wort noch in unsern Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts. Zwar wird auch ros (ich weiß nicht, ob aus der Umstellung der Buchstaben, oder aus einer andern Wurzel entstanden) frühzeitig gebraucht; schon beym Otfrid für einen Esel, überhaupt für ein Thier, worauf man reitet. Beym Ulfilas kommt kein Name des Pferdes vor; im Angelsächsischen heißt es mit dem Hauch: hors.

Griechisch: καμῆλος, das Kameel.

Lateinisch: caballus, das Pferd.

Caballus war ein Italisches Bauernwort, womit das Pferd nicht in ritterlicher und kriegerischer Beziehung, sondern bey der Landwirthschaft bezeichnet wurde. Deswegen ist das Wort, mit Verdrängung des edleren, in alle Romanischen Sprachen übergegangen. So betrachtet sind beyde, Kameel und Pferd, Lastthiere. Das Kameel heißt im Hebräischen gamal, im Chaldäischen nach dem Hesychius γαμάλη. Die bisher allgemein angenommene Meynung,

der Name dieses Thieres sey im Griechischen aus den Aramäischen Sprachen entlehnt, (schon Varro sagt: Camelus suo nomine Syriaco in Latium venit,) könnte dadurch wohl einigermaßen zweifelhaft werden, daß im Sanskrit sich neben dem ganz abweichenden ushtra, auch kramêlaka, das Kameel, findet.

Griechisch: ἐλέφας, ἐλέφαντ-ος, der Elephant.

Gothisch: ULBANDUS, das Kameel. Fränkisch: Olbent. *Gl. Mons.* olpentara, *dromedarii.* Angelsächsisch: olfend, olfynd, oluend.

Dieß ist äußerst merkwürdig. Einige Gelehrte haben das Gothische Wort für entlehnt aus dem Griechischen, und die Anwendung auf das Kameel für einen Irrthum des Ulfilas ausgegeben. Aber die aus dem Griechischen und Lateinischen erborgten Wörter sind im Gothischen nicht verderbt, sondern ganz treu, nur nach der Eigenthümlichkeit der Gothischen Aussprache und Schreibung verändert, übertragen. Wäre Ulfilas in dem Falle gewesen das Wort Elephant zu gebrauchen, so würde er wahrscheinlich AILAIFANTHS geschrieben haben. Fand er keine Benennung des Kameels in seiner Sprache, so durfte er nur die Griechische beybehalten, die seinen Landsleuten bey ihrem vielfältigen Verkehr mit Griechen und Römern gewiß schon verständlich war. Ferner, wenn die Deutschen den Namen von den Römern annahmen, so konnten sie in Absicht auf das Thier, dem er zukam, nicht irren; denn die Deutschen Leibwachen der Kaiser hatten in Rom Gelegenheit genug, Elephanten zu sehen. Es ist gar nicht denkbar, daß die Entlehnung zugleich mit dem Misverständnisse sich durch alle Deutschen Mundarten bis zu den Sachsen fortgepflanzt haben sollte. Noch spät im Mittelalter haben die Deutschen fortgefahren ein Kameel olbent zu nennen, wiewohl ihnen der alte Name nicht nur aus dem

Lateiniſchen, ſondern auch aus allen Romaniſchen Sprachen entgegen kam. So heißt es in dem älteren Roman von Karl dem Großen:

Oluente unde mule;

und dieſer Dichter des zwölften Jahrhunderts überſetzte doch aus dem Romaniſchen. Das angeſtammte Bürgerrecht des Wortes bleibt demnach unbeſtritten. ULBANDUS ſieht ganz aus wie eine uralte Aſiatiſche Erinnerung. Auf der andern Seite wird es hiedurch wieder wahrſcheinlich, (Vgl. S. 136) daß ſchon in einer vorhomeriſchen Zeit ἐλέφας irgend ein großes Thier bedeutet habe, und daß die Griechen, da ſie das Elfenbein kennen lernten, dieſem Thiere die großen Zähne oder Hörner zugeſchrieben.

Es werden ſich wohl noch mehr ſolche Beyſpiele ſammeln laſſen, wenn man die Aufmerkſamkeit darauf richten will. Man überſieht leicht die Aehnlichkeiten der Laute, wo die Bedeutungen unähnlich ſind. Eine allgemeine Zuſammenſtellung der Thiernamen bleibt meiner Sprachvergleichung vorbehalten.

---

§. 4.

Namen der Metalle.

Von den Namen der Metalle gilt zum Theil daſſelbe wie von den einfachen Thiernamen: ſie widerſtreben allen etymologiſchen Verſuchen. Da nicht jedes Land alle Metalle in ſeinem Schooße hegt, da ein Volk dem andern in der Metallurgie voraus ſeyn konnte, ſo mußten hier oft fremde Einmiſchungen Statt finden. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn in dieſem Stücke anerkannt nahe verwandte Sprachen weit von einander abweichen. Im Griechiſchen und Lateiniſchen haben nur ἄργυρος und argentum Aehnlichkeit. Bey-

de Namen ſind von der weißen Farbe hergenommen: ἀργὸς, ἀργεννός; und im Sanskrit: arjuna, weiß.

Auch tritt wohl der Fall ein, daß Namen von Metallen mit ganz neuen vertauſcht werden. Das Wort θησαυρὸς weiſet uns auf eine Vorzeit zurück, wo das Gold in der Griechiſchen Sprache wie in der Lateiniſchen αὐρὸν hieß, wie beyde Scaliger ſchon bemerkt haben. Die neueſten Entdeckungen über Griechenland beſtätigen die Vermuthung dieſer großen Gelehrten, indem die noch vorhandenen Theſaure, undurchdringlich feſt gemauerte und gewölbte Schatzkammern, unſtreitig zu den vortrojaniſchen Denkmalen gehören. (Vgl. meine Rec. der Röm. Geſchichte von Niebuhr. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 868.) — Aber woher nun χρυσός?

Von einer verſchiedenen Bedeutung deſſelben Metallnamens in verwandten Sprachen habe ich nur ein einziges, aber ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel anzuführen. Das Wort, womit die Indiſche und die Germaniſchen Sprachen das Eiſen bezeichnen, bedeutet in der Lateiniſchen das Kupfer.

Ich muß dabey zuvörderſt auf das alterthümliche Latein zurückgehn. Aes, ehemals AIS. Das s gehört zur Wurzel; man laſſe ſich durch den Genitiv aer-is nicht irre machen: in unzähligen Fällen iſt das R im Lateiniſchen an die Stelle des s getreten. In as, assis, iſt das letzte ſtehen geblieben, das Wort hat nur, durch Verwandlung des Diphthongen in den einfachen Vocal, eine andere Veränderung erlitten. An der Identität der beyden Wörter wird wohl kein Sprachkenner zweifeln; das Geſchlecht iſt verändert, weil as nicht mehr das Kupfer im allgemeinen, ſondern ein Stück Kupfer, ein beſtimmtes Gewicht bedeutet. Von der ſpäteren Form aeris iſt aereus abgeleitet; von der älteren, aeneus, durch Ausſtoſung des s. Man ſchrieb auch ahenëus, alſo auch ahes zweyſylbig. Dieß iſt nicht bloße Vermuthung;

man lieſt in den Iguviniſchen Tafeln: AHESNES. (Vgl. Lanzi Ling. Etr. III, p. 698.)

Im Sanskrit heißt nun das Eiſen ayas, ein Neutrum mit einem radicalen s; nach einer vermehrten Form, áyasa, ebenfalls ein Neutrum, im *nom.* und *acc.* áyasam. Das y iſt der Halbvocal, worein das i immer, wenn ein andrer Vocal darauf folgt, ſelbſt mit Ablöſung von dem Diphthongen, übergeht. Die erſte Form ſtimmt mehr mit dem Lateiniſchen ais, die zweyte mit dem Deutſchen Eiſen, überein.

Im Gothiſchen finden wir EISARN, ferrum, und EISARNEIN, ferreus. Nach einer trügeriſchen Analogie ſollte man das erſte ſchon für ein abgeleitetes Adjectiv halten, wie unſer eiſern, und die Stellen des Ulfilas, wo es vorkommt, ließen ſich wohl ſo deuten, denn es iſt darin von etwas aus dem Eiſen gearbeiteten die Rede. Aber das zweyte ſteht uns im Wege; es wäre wenigſtens unregelmäßig, zwey poſſeſſive Endungen zu häufen. Ein alter Oſtgothiſcher König, der Sohn des Amala, hieß ISARNA, oder vielmehr EISARNA, denn jenes iſt nur die Lateiniſche Schreibung.

Die Gothiſchen Formen ſtehen ebenfalls beym Kero, und in gleichzeitigen Gloſſen: isarn, *ferrum*; isarninin, *ferreis*. Aber beym Otfrid: isinae steina. Der einfache gedehnte Vocal iſt im ganzen Mittelalter an die Stelle des Diphthongen getreten; dieſer iſt, faſt zufällig, erſt im neueren Hochdeutſch wieder zum Vorſchein gekommen, als unſre Sprache überhaupt ſo reich an Diphthongen ward.

In einigen Deutſchen Mundarten hat das Wort eine ähnliche Veränderung erlitten, wie aes im Lateiniſchen: das radicale s iſt mit R vertauſcht. Angelſächſiſch: iren, irn; daher Engliſch: iron; Isländiſch: iarn; Schwediſch: jern, u. ſ. w.

AIZ beym Ulfilas, in der Bedeutung des Geldes, iſt

nichts anders als das aus dem Lateinischen entlehnte aes. So halte ich auch ehern und Erz nicht für einheimische, sondern spät erborgte Wörter.

Das uralte Grundwort in seiner doppelten Anwendung erinnert uns an jenes Zeitalter, woron Hesiodus sagt:

Aber sie wirkten in Erz; noch war nicht schwärzliches Eisen. Das härteste Metall, das ein Volk kannte, war ihm sein ais, sein Eisen. Italien hatte vormals ungemein ergiebige Kupfergruben, und die Italischen Völker mögen lange ihre Waffen und Pflüge daraus geschmiedet haben.

§. 5.

Herstellung einer Lesearт beym Athenäus.

Die Englischen Gelehrten, welche sich damit beschäftigt haben, die Zeugnisse der Alten durch die neu erworbenen Kenntnisse über Indien aufzuklären, sind übereingekommen, jener mächtige König und Eroberer am Ganges, der Bundsgenosse des Seleukus, Sandrokottus, müsse in seiner Muttersprache Chandraguptas geheißen haben; und sie haben eben diesen Chandraguptas in den Indischen Ueberlieferungen wiederzufinden geglaubt. (S. W. Jones on Asiatic History. *As. Res.* Vol. IV, p. xxvi.) Ob die Identität der Person so ganz erwiesen, ob es ferner thunlich ist, wie es neuerdings versucht worden, (Francis Hamilton Genealogies of the Hindus, extracted from their sacred writings. Edinb. 1819. Introd. p. 14.) an diesen einzigen Nagel ein ganzes System der Indischen Chronologie hinauf- und hinunterwärts anzuheften, das ist eine zweyte Frage, die ich jetzt bey Seite stelle.

Wenn der Name auch nicht in den Genealogien der Indischen Könige vorkäme, so würde man ihn doch als classisch im Sanskrit, und als dem Geiste der Namenertheilung

nach Brahmanischen Begriffen gemäß, anerkennen müssen. Chandra-gupta, der Mondbeschützte. Diese Endung mit Vorsetzung eines Götternamens ist häufig: z. B. Brahmagupta. Was nun die Schreibung mit Griechischen Buchstaben betrifft, so hat es mit der ersten Hälfte nicht die mindeste Schwierigkeit. Den Griechen fehlten die palatalen Laute: das cha (das ce der Italiäner) schrieben und sprachen sie also wie ein bloßes s, wie es wohl Personen, welche lispeln, zu machen pflegen. In Italien selbst geht ja dieß durch die ganze Venetianische Mundart hindurch.

Bey der zweyten Hälfte des Namens fand ich aber immer das Bedenken, daß Megasthenes mit dem Griechischen Alphabet dem Indischen Laute weit näher hätte kommen können, ohne seinen Landsleuten eine unangenehme Anstrengung der Sprachorgane zuzumuthen. Warum schrieb er nicht Σανδρόγυπτος, oder, wozu die Aehnlichkeit mit einem Griechischen Worte einlud, Σανδρόκυπτος? Nun finde ich endlich, daß er wirklich so geschrieben hat. Die ächte Schreibung Σανδρόκυπτος hat sich in den Handschriften des Athenäus (Epit. L. I, c. 32) erhalten; so steht der Name in den beyden ältesten Ausgaben: die späteren Herausgeber haben dieß willkührlich verändert, weil sie beym Strabo und sonst Σανδρόκοττος gelesen hatten. Casaubonus sagt darüber: *Sandrocottus* is est, de quo Strabo, et nos olim ad illum: nam alii *Androcottum* indigetant. *Sandropycton* Dalecampius, nescio unde: nam aliter hoc nomen corruptum in prioribus editionibus, quarum mendum Natalis recte correxerat. Der neueste Herausgeber, Schweighäuser, fügt hinzu: Σανδρόκυπτον ed. Ven. et Bas. Σανδρόκυττον nostri mssti.

Man sieht leicht ein, wie sehr ausländische Namen, wobey die Abschreiber sich nichts dachten, der Verfälschung ausgesetzt waren. Σανδρόκοττος ist ferner in Ἀνδρόκοττος

Digitized by Google

verfälscht worden: natürlich, weil eine Menge Griechische Namen so anfingen. Strabo und Plutarch mochten schon verderbte Lesearten vor Augen haben, und man muß die Namen freylich so stehen lassen, wie ihn die Handschriften geben; in obiger Stelle des Athenäus aber wird das Rechte nur durch Herauswerfung einer irrigen Conjectur hergestellt.

Somit verschwindet nun der letzte Schatten eines Zweifels gegen die Deutung Chandragupta, welche Sir William Jones gegeben hat.

---

§. 6.

Deutung einiger Indischen Namen bey Griechischen Geschichtschreibern.

Ξανδράμης.

Beym Diodorus L. XVII, c. 93. Xandrames war zur Zeit Alexanders des Großen König der Prasier und Gandariten. Chandramas ist der vollständigere Name des Mondes, der auch bloß Chandra heißt; mâsa für sich allein bedeutet einen Monat. (Griechisch μείς oder μήν.) Sehr häufig führen in Indien Menschen nicht bloß patronymische Ableitungen und andere Zusammensetzungen von Götternamen; sondern die Götternamen selbst. Der Buchstabe cha ist hier nicht wie in dem vorigen Beyspiele durch Σ ausgedrückt, sondern durch Ξ; beydes sehr begreiflich.

Ἀμιτροχάτης.

Beym Athenäus. L. XIV, c. 67, aus dem Hegesander. Ein Indischer König, mit welchem Antiochus, wahrscheinlich der erste, in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Amitra heißt Feind, vom verneinenden a, und mitra, Freund. Man sieht schon voraus, daß die letzte Hälfte

Digitized by Google

des Namens den Begriff des Sieges, der Ueberlegenheit, ausdrücken muß. Amitra-jit, Feindesbesieger, kommt in den Genealogien vor; (Bentley Remarks on ancient Hindu aeras and dates. As. Res. V, p. 338. Fr. Hamilton Genealogies. Index.) und anders kann Ἀμιτροχάτης nicht wohl ausgelegt werden. Die letzte Sylbe ist von der Wurzel JI, *vincere;* JITA, *victus;* aber so einsylbig angehängt, haben die Zeitwörter in der Composition eine active Bedeutung. Einer Griechischen Endung bedurfte diese Indische Form; die Veränderung war um so gelinder, da das Wort in den andern Biegungen wächst: z. B. *acc.* Amitrojitam. Freylich wäre Ἀμιτρογίτης dem Laute und dem Wesen der Buchstaben näher gewesen. Wo im Sanskrit der mittlere unter den palatalen Consonanten, ja, steht, da haben die Griechen und Römer in den entsprechenden Wörtern gewöhnlich g: z. B. janu, das Knie, γόνυ, genu.

Σοφαγασῆνος.

Beym Polybius, Exc. L. XI, c. 32. Ein Indischer König, mit welchem Antiochus der Große ein Bündniß schloß. Subhaga-sênas. Su ist eine Vorsatz-Partikel, die dem Sinne nach dem Griechischen εὖ entspricht; subhaga, glücklich, *bene auspicatus, faustus;* sênâ, *fem.* ein Heer: der Führer eines glücklichen Heeres. Das kurze u der Indier drückt der Grieche, dem ου immer ein Diphthonge war, natürlich durch sein Omikron aus; für die beyden abspirirten Consonanten jeder Classe hat er nur einen: sowohl ph als bh wird also φ. Die auf sêna ausgehenden Königs- und Heldennamen sind im Sanskrit sehr häufig, und den Griechischen auf στρατός ähnlich. Wir finden Bhîmasênas, von bhîma, *terribilis,* Virasênas, von vîra, *vir,* u. s. w. Man bemerke noch, daß der Grieche die Quan-

Digitized by Google

tität der vorletzten Sylbe beobachtet, und den Indischen Diphthongen ê, zusammengesetzt und ausgesprochen wie das Französische ai, durch η ausgedrückt hat.

Κητεύς.

Beym Diodorus L. XIX, c. 33, 34. Ein Indischer Krieger von hohem Adel, der Anführer Indischer Hülfstruppen, der in einer Schlacht des Eumenes gegen den Antigonus ruhmvoll sein Leben einbüßte. Kêtu, *nom.* Kêtus, heißt eine Fahne, ein Kriegspanier. Eine gewöhnliche Endung zusammengesetzter Namen: z. B. Chitra-kêtus, buntfahnig; der Gott der Liebe heißt Makara-kêtus, weil er ein Seeungeheuer in der Fahne führt. Aber Kêtus kommt auch für sich allein als eigner Name vor. (Vgl. Fr. Hamilton Geneal.) Das charakteristische u haben die Griechen schicklich durch die Endung ευς ausgedrückt, da sie sonst die Indische Namen auf ης oder ος ausgehen lassen.

Ξάθροι.

Ein Indisches Volk beym Arrian, L. VI, c. 15. Der Kriegerstamm heißt im Sanskrit nicht bloß Kshatriya, sondern auch Kshatra: die letzte Form erkennt man leicht in der Griechischen Schreibung wieder. Wie Alexander auf einen Staat der Brahmanen traf, nicht als ob alle Einwohner aus dem Priesterstamme gewesen wären, sondern so benannt, weil die Brahmanen die politische Herrschaft führten, so fand er auch einen Staat von Kshatriya's. Die heutigen wegen ihrer Tapferkeit berühmten Rajputs nennen sich so, râjaputtrâs, Königssöhne, weil sie von Adel des Kriegerstammes zu seyn behaupten. Es gab also schon zu Alexanders des Großen Zeit in Indien solche unabhängige Staaten von Rajputs, ἔθνος Ἰνδῶν ἀντόνομον. Auf ähnliche Weise war unter den alten Deutschen das Volk der Eruler (eorlas nach Malte-Brun's scharfsinniger Ver-

muthung) nichts anders als eine Verbündung des kriegerischen Adels.

Σοροάδειος.

Der Indische Gott des Weines beym Athenäus, Epit. L. I, 48, nach dem Chares von Mitylene, der die Geschichte Alexanders geschrieben hatte. Die Indier haben zwar keinen Gott des Weines, aber die Griechen, ihren Indischen Zug des Bacchus im Kopfe, mußten durchaus einen finden. Der Wein nimmt bey den Indiern überhaupt keinen so hohen Rang ein wie bey uns: er steht nur mit in der Reihe der gegohrenen oder distillirten Getränke, als Rum, Arrack, u. s. w., welche sämtlich sehr alte Erfindungen zu seyn scheinen, aber von den Gesetzgebern weislich mit einem harten Banne belegt worden waren. Sollte irgend eine Gottheit des Indischen Olymps der Gott des Weines heißen, so hätte der Gott der Gewässer, Varunas, am ersten Anspruch darauf, da alle geistigen Getränke Kinder des Varunas, varunâtmaja, genannt werden. In Σοροάδειος kann ich nichts anders erkennen als Sûrya-dêvas, der Sonnengott, durch dessen Strahlen freylich die Trauben reifen. Chares fügte hinzu: ἑρμηνεύεται δὲ Ἑλλάδι φωνῇ οἰνόποιος. Auch dieses Mißverständniß erklärt sich einigermaßen durch das Indische Wort surâ, welches allgemein ein geistiges Getränk bedeutet, und wovon sogar in der Kosmogonie spielend der Name der Götter und Ungötter (sura und asura) abgeleitet wird.

Obige Auslegungen boten sich mir eben dar: ich übergebe sie den Kennern zur Prüfung, und hoffe dabey keinen Zwang angewendet zu haben. An den Philologen der Sanskrit-Litteratur wird allerdings die Anfoderung gemacht, alle bey den Griechen vorkommenden Indischen Wörter, Perso-

Digitized by Google

nennamen, geographische Namen, und Benennungen natürlicher oder künstlicher Erzeugnisse grammatisch aus dem Sanskrit zu deuten. Dieß wird nicht immer ganz leicht seyn. Man muß bey der Beurtheiltng des Versuchs eine billige Rücksicht nehmen auf die Mängel des Griechischen Alphabets, auf die Scheu der Griechen vor ungewöhnlichen Combinationen der Laute, auf ihre Neigung den ihrem Ohre schmeichelnden mythologischen Anklang wiederzufinden oder zu erkünsteln. So machte Megasthenes, wie S. W. Jones bemerkt hat, aus einem Beynamen des Flusses Sonas, Hiranyavahus, der Goldarmige, oder Hiranyavahas, der Goldführende, Ἐρανοβόας, der lieblich hallende; hätte er die Bedeutung gewußt, so würde er Lust gehabt haben, ihn Paktolus zu nennen.

Zuweilen wird sich auch angeben lassen, warum die Deutung nicht gelingen kann: wenn wir z. B. erfahren, daß der Philosoph Kalanus nicht wirklich so hieß, daß die Macedonier nur nach einem häufig ausgesprochenen Wort ihm diesen Namen beylegten; oder daß Alexander aus eigner Vollgewalt einen der fünf Flüsse des Panjab völlig umbenamte, weil ihm der wahre Name für seine Feldzüge, worin alles nach den Thaten des Bacchus und Hercules schmecken sollte, nicht classisch genug klang.

Aus der Prüfung der Indischen Wörter bey den Griechen geht unwiderleglich der Beweis hervor, daß das Sanskrit mit seinen feinsten Eigenthümlichkeiten drey Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung völlig so fixirt war, wie wir es in den Schriften lesen. Man sollte sich freylich schämen, so etwas noch zu beweisen; da jedoch das Alter der Indischen Bücher mit der dreisten Zuversicht der Unwissenheit angefochten worden ist, so mag man sich immerhin dazu verstehen. Ferner wird sich, wenn diese Namendeutung vollständig durchgeführt wird, doch vielleicht irgend ein oder der andre aus-

Digitized by Google

wärtige hiſtoriſche Stützpunkt ausmitteln laſſen, wiewohl hiebey die größte Vorſicht zu empfehlen iſt.

---

§. 7.

Wodan und Buddha.

Sehr achtungswerthe Gelehrte haben in dem Wodan der alten Deutſchen den Indiſchen Religionsſtifter Buddha erkennen wollen. Ich kann ihrer Meynung nicht beytreten. Ich ſehe viele Gründe dagegen, und faſt nichts, was dafür ſpräche, als eine flüchtige Aehnlichkeit des Namens, welche bey näherer Prufung als zufällig erſcheint.

Der Wodansdienſt iſt vermuthlich nicht ſehr alt unter den Deutſchen Stämmen geweſen. Beym Tacitus findet ſich keine Spur davon, wenn man es nicht etwa dafür nehmen will, daß er ſagt, die Germanier verehrten insbeſondre den Mercurius, weil nämlich dieſer Planet dem Wodan zugeeignet wurde. Sein Bericht von der Religion der Germanier entfernt übrigens jeden Gedanken an den Wodansdienſt.

Hingegen iſt es ausgemacht, daß zu Anfang des vierten Jahrhunderts einige Deutſche Völker, wahrſcheinlich, daß alle den Wodan verehrten. Von mehreren, den Gothen, Vandalen, Burgunden und Franken, wird zwar nirgends beſtimmt erwähnt, welcher Art des Heidenthums ſie vor ihrer Bekehrung zugethan geweſen, die ſchon vor oder kurz nach der Eroberung Römiſcher Provinzen erfolgte. Bey andern, den Langobarden, Allemannen und Sachſen wird Wodan genannt, aber erſt weit ſpäter. Den beſten Beweis einer frühen und allgemeinen Verbreitung liefern immer die heidniſchen Namen der Wochentage, unter ihnen des Wodanstages. Zwiſchen dem erſten und vierten Jahrhundert muß alſo die neue Religion eingeführt worden ſeyn. Daß ſie aus Aſien, und letztlich, durch manche Mittelglieder, aus Indien

hergekommen, glaube ich selbst; aber ich meyne darin weit eher eine Verzweigung des Brahmanischen Polytheismus, als eine Verpflanzung der verneinende Lehre des Buddha zu finden. Die älteste (zwar eine sehr junge) einigermaßen ausführliche Beschreibung des Wodansdienstes, die wir haben, ist die, welche Adam von Bremen giebt; dieß ist das eigentlich classische Zeugniß, denn es gründet sich auf die Berichte der Missionare, welche zu Upsala die heidnischen Gebräuche noch in vollem Gange gefunden hatten. Drey große Götter wurden gemeinsam in Einem Tempel angebetet. Thor thronte in der Mitte mit einem Scepter; neben ihm Wodan in kriegerischer Rüstung; an der andern Seite Fricco mit dem Phallus. Die beyden ersten vergleicht der Geschichtschreiber dem Jupiter und Mars; für den dritten hat er keine Lateinische Bezeichnung. Dieß ist nun freylich nicht die Indische Dreyheit des Brahma, Vishnus und Sivas, welche überhaupt über die Begriffe der meisten polytheistischen Völker hinausgeht. Wenn wir jene Götzen nach der Indischen Mythologie benennen wollen, so wäre Thor der Donnergott Indras, Wodan, Kartikeyas, und Fricco etwa Sivas. Adam von Bremen schildert den Fricco bloß männlich, aber unläugbar ist Freya auch als eine weibliche Gottheit verehrt worden. Wenn das Götzenbild vielleicht die Kennzeichen beyder Geschlechter an sich trug, so möchte man es dem Sivas Ardha-nari, d. i. Halbweib, vergleichen. Was hat nun der wilde Kriegsgott, der Phallus, was haben die blutigen Thier- und Menschenopfer mit der nüchternen aber harmlosen Lehre des Buddha gemein? Ein kriegerisches Geschlecht konnte diese nicht brauchen. Das Scandinanische Pferdeopfer endlich hat die auffallendste Aehnlichkeit mit dem gepriesensten unter den Brahmanischen Opfergebräuchen.

Wenn wir den Namen Wodan etymologisch erklären

wollen, so müssen wir vor allen Dingen wissen, welcher Sprache das Wort angehört. Der Indische Name Buddha bedeutet einen Weisen; es ist das *part. praet. pass.* von der Wurzel BUDH, erwachen, sich besinnen. Mit der Verehrung einer fremden Gottheit kann allerdings auch ihr unverstandener Name zugleich eingeführt werden. Aber die Namen der beyden andern großen Götter sind rein Deutsch. Thor hieß in Deutschland Thunaer, Donner; daher noch jetzt Donnerstag, nicht der Tag des Donners, sondern des Donnergottes und des Planeten Jupiter. Freya, woher der Freytag, heißt die Liebe. Gothisch: FRIJON, amare; noch jetzt freyen, sich um Liebe bewerben. Die etwas abweichende Form Fricco, wenn es nicht bloß eine härtere Aussprache ist, kann vielleicht durch das Gothische FRIKAI, cupidi, erläutert werden, womit wiederum unser frech zusammenhängt.

Die ächt Deutschen Namen dieser beyden Gottheiten sind ferner nicht mythologisch persönlich, sondern eigentliche Appellative, welche den Begriff ihres Wesens allgemein ausdrücken. Sollte es nun mit dem Wodan nicht eben so gewesen seyn? Es war wirklich so; Adam von Bremen gibt uns die wahre Deutung. WODAN, id est, FUROR, bella regit. So hat Junius in seinem Gothischen Glossarium die Lesart aus einer Handschrift hergestellt. Sonst las man: id est, *fortior;* aber dieß ist offenbar ein Schreibfehler, denn aus Wodan läßt sich mit aller Gewalt kein Comperativ herausbringen. Wodan, id est, Furor. Vortrefflich! Gothisch: WODS, furore correptus; (das s ist Endung des Nominativs;) Angelsächsisch: wod, *rabidus;* noch spät im Englischen wood, wild; bey uns bis auf den heutigen Tag, Wuth, wüthen; der andern Mundarten nicht zu gedenken. In der Lebensbeschreibung des heil. Columbanus heißt der Götze sogar Wotant, als wäre

Digitized by Google

es das Particip. Welchen schicklicheren Namen als diesen konnte die wilde Streitlust der alten Deutschen ihrem Kriegsgotte beylegen? Aber was kann auch weiter von einander abstehen als Wodan und Buddha, die Wuth und die Weisheit?

Nun möchten aber Scandinavische Antiquare mir den Weg mit der Behauptung vertreten, nicht Wodan, sondern Odin habe der vielverehrte Gott von jeher geheißen; Odin sey sein ursprünglicher Name, den er schon aus Asien mitgebracht. Wenn dem so wäre, so ginge freylich meine Etymologie, oder vielmehr meine Deutung zu Grunde; aber ich würde bei Gelegenheit wenigstens den Buddha los.

Die Form Odin ist sehr jung. Adam von Bremen nennt den Götzen in Upsala noch Wodan; Saxo Grammaticus ist, denke ich, der älteste Geschichtschreiber, bey dem jenes (Othinus) vorkommt. Man mache die Lieder der Edda so alt, als man will: so lange sie nur mündlich fortgepflanzt wurden, mußte die Aussprache sich mit dem wechselnden Sprachgebrauche verändern, und aufgeschrieben wurden sie doch erst seit Annahme des Christenthums. Der Unterschied zwischen Wodan, nach der Sächsischen Aussprache Woden, und Odin, liegt nur in einer Eigenthümlichkeit der Scandinavischen Mundarten, daß sie das anfangende w wegwerfen: z. B. Wurm, orm, Wort, ord, u. s. w.

Mein Bruder, Friedrich von Schlegel, hat die Ansicht aufgestellt, die Sachsen hätten außer dem Gotte Wodan noch einen einheimischen Helden Ote oder Odin göttlich verehrt. Nichts ist natürlicher als daß unter den Völkern, welche dem Wodansdienste anhingen, kriegerische Fürsten sich den Namen des Kriegsgottes gaben. Dieß kann mehrmals geschehen seyn: Einmal wissen wir es zuverläßig. Der König Woden in Altsachsen, von welchem die sämtlichen

Fürsten der Sächsischen Heptarchie, die Wodeningen, abstammten, ist eine ganz historische Person; da er der Urälter-Vater des Hengist und Horsa war, läßt sich sogar sein Zeitalter auf den Anfang des vierten Jahrhunderts bestimmen. Nur von einer Vergötterung finde ich keine Spur. Und wie sollte man dazu gekommen seyn, ihn in Altsachsen Ote oder Odin zu nennen, da sowohl Beda als die Angelsächsische Chronik, diese so zu sagen auf allen Blättern, ihn Woden nennt?

Jene Annahme gründet sich auf die in der Synode vom Jahre 742 festgesetzte Abschwörungsformel, welche der heil. Bonifacius seinen Bekehrten vorlegte, und worin es heißt:

> End ec forsacho allóm Diaboles vuercum end vuordum, Thunaer ende Vuoden, end Saxn-Ote, ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Ich argwöhne in diesem äußerst wichtigen Text wenigstens zwey Schreibfehler. Einmal fehlt die dritte Gottheit, die Freya: und dieses anstößige Götzenbild abzuschwören, wurde doch wohl nicht vergessen? Zweytens rührt die Abtheilung Saxn-Ote von Eckhart her. Sie ist unaussprechbar, und auf jeden Fall der Grammatik entgegen. Saxn müßte der Genitiv des Plurals seyn, dieser lautete aber Saxono. Wie die Lesart jetzt steht, läßt sich kein leidlicher Sinn herausbringen. Ich lese: Sax-mote, (Angelsächsisch: mot, *conventus*, *concilium;* folc-mot, *populi consessus;*) dann hieße es die Zusammenkunft der Sachsen, wobey heidnische Feste gefeyert wurden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google